

Predigten von
H.H. Prof. Dr. Georg May

2007

Herausgegeben von Hartwig Groll

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

<i>Falsche Religionen und katholischer Glaube (07.01.2007)</i>	4
--	---

Der Weg zum Heil

(1) Gottes Gerechtigkeit – Die ewige Verdammnis (14.01.2007)	7
(2) Gottes Liebe - Das Sakrament der Vergebung (21.01.2007)	11
(3) Der Weg der Bekehrung des Sünders (28.01.2007)	15
(4) Über den kirchlichen Ablaß (04.02.2007)	19
(5) Die Pflicht zu guten Werken (11.02.2007)	22
(6) Die Tugend der Vollkommenheit erstreben (18.02.2007)	25
(7) Vom hohen Wert der Evangelischen Räte (25.02.2007)	29
(8) Das Los des irdischen Todes (04.03.2007)	33
(9) Die Läuterung der Seele im Fegefeuer (11.03.2007)	37
(10) Die Seligkeit des Himmels (18.03.2007)	41
<i>Das Gebet des Herrn (25.03.2007)</i>	45
<i>Die Osterkunde aus dem leeren Grab (Ostersonntag, 08.04.2007)</i>	48
<i>Die sieghafte Kraft der Osterbotschaft (Ostermontag, 09.04.2007)</i>	51
<i>Der Friede des Herrn (15.04.2007)</i>	54
<i>„Ich bin der Gute Hirt“ (22.04.2007)</i>	57
<i>Mahnung zum guten Beispiel (29.04.2007)</i>	60
<i>Die Verbeißung des Geistes Gottes (06.05.2007)</i>	63
<i>Bitten im Namen Jesu (13.05.2007)</i>	66
<i>Er sitzt zur Rechten des Vaters (Christi Himmelfahrt, 17.05.2007)</i>	68
<i>Zeugnis geben in Wort und Tat (20.05.2007)</i>	70
<i>Die Liebesmacht des göttlichen Trösters (Pfingstsonntag, 27.05.2007)</i>	73
<i>Zeitgeist oder Gottes Geist (Pfingstmontag, 28.05.2007)</i>	76
<i>Wer ist wie Gott? (03.06.2007)</i>	78
<i>Eingeben in das Opfer Christi (10.06.2007)</i>	81
<i>Vom Unheil der Lüge (17.06.2007)</i>	83
<i>Johannes, der Wegbereiter des Herrn (24.06.2007)</i>	86
<i>Die Liebe - Das Gesetz des Neuen Bundes (01.07.2007)</i>	89
<i>Die verborgenen Heilswege Gottes (08.07.2007)</i>	92
<i>Die Kirche – heilige Stiftung Christi (15.07.2007)</i>	96
<i>Das Gesetz Gottes im Menschen – das Gewissen (22.07.2007)</i>	99
<i>Der menschliche Misserfolg der Heilsbotschaft (29.7.2007)</i>	102
<i>Gott anbeten – oder den Götzen dienen (05.08.2007)</i>	105
<i>Über die Taubheit des Herzens für Gott (12.08.2007)</i>	108
<i>Maria zu lieben (Mariä Himmelfahrt, 15.08.2007)</i>	112
<i>Werke der leiblichen Barmherzigkeit (19.08.2007)</i>	114
<i>Abraham – Vorbild im Glauben (26.08.2007)</i>	118
<i>Über die heiligen Engel Gottes (02.09.2007)</i>	121

<i>Von der Dankespflicht des Menschen gegen Gott (30.09.2007)</i>	124
<i>Die Hölle – ewige Strafe der Verdammten (07.10.2007)</i>	126
<i>Die tiefe Bedeutung der Wundertaten Jesu (14.10.2007)</i>	129
<i>Dem Nächsten von Herzen verzeihen (21.10.2007)</i>	132
<i>Der König der Wahrheit – Jesus Christus (28.10.2007)</i>	135
<i>Die Heiligen, geläutert zur ewigen Seligkeit (Allerheiligen, 01.11.2007)</i>	137
<i>Die Feinde des Kreuzes (04.11.2007)</i>	139
<i>Vom Unkraut im Weizenfeld des Herrn (11.11.2007)</i>	141
<i>Die Botschaft vom Reich Gottes (18.11.2007)</i>	144
<i>Gottes Weltgericht am Ende der Zeiten (25.11.2007)</i>	148
<i>Die Gerechtigkeit am Tage Gottes (02.12.2007)</i>	151
<i>Evangelium des Trostes (09.12.2007)</i>	154
<i>Freut euch im Herrn, denn er ist nah (16.12.2007)</i>	157
<i>Unruhig ist unser Herz (23.12.2007)</i>	161
<i>Weihnachten – Heimweh nach Gott (25.12.2007)</i>	164
<i>Kein Platz für den Herrn der Welt (26.12.2007)</i>	167
<i>Ein neues Jahr in Verantwortung vor Gott (01.01.2008)</i>	169

Prof. Dr. Georg May

Falsche Religionen und katholischer Glaube

07.01.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An den Universitäten wird ein äußerst interessantes Fach gelehrt. Es heißt „Die Religionsgeschichte“. Die Religionsgeschichte ist keine theologische Disziplin, sondern gehört in die philosophische Fakultät. Die Religionsgeschichte erforscht nämlich die Religionen der Völker, die in den Jahrtausenden oder Jahrhunderttausenden, in denen die Menschheit auf dieser Erde wandelt, entstanden sind. In der Zeit des Dritten Reiches wurden wir Jugendlichen über die Religion der Germanen belehrt, und es gab Versuche, diese Religion wieder zu erwecken. Wir lernten die Religion der Römer und der Griechen kennen, und später hörten wir von den Religionen im Nahen Osten, von der Religion der Babylonier, der Perser. Der Name Zarathustra ist manchem von Ihnen vielleicht bekannt; er gehört in den Bereich der persischen Religion.

Wenn heute die Touristen in alle Welt fahren, lernen sie fremde Religionen kennen, den Schintoismus in Japan, den Buddhismus in Indochina, den Hinduismus in Indien und den Islam in den arabischen Ländern. Alle diese Religionen sind menschliche Versuche, das Göttliche zu erreichen. Sie sind Bewegungen, die von der Erde ausgehen, um den Himmel zu finden. Wir stehen mit Respekt vor diesen religiösen Versuchen, denn in ihnen drückt sich die religiöse Sehnsucht der Menschen aus. Aber wir wissen, wir wissen es spätestens seit den Offenbarungen der Propheten, und wir wissen es endgültig seit der Ankunft des Herrn, dass alle diese Religionen Versuche sind, die nicht zum Ziele führen. Sie können Gott nicht erreichen. Es ist unmöglich, dass der Mensch von sich aus Gott findet. Er soll ihn suchen, er muss ihn suchen, und er darf ihn suchen, aber die Suche ist stets der Gefahr ausgesetzt, in die Irre zu gehen. Diese Versuchung ist in allen Religionen zu Ende geführt worden. Alle Religionen sind, wie der Psalm 95 sagt, keine Wege zu Gott, denn alle Götter der Heiden sind Dämonen. Unser Gott aber hat den Himmel und die Erde geschaffen. Ich sage noch einmal: Man kann mit Respekt vor den religiösen Anschauungen der Völker stehen, denn darin drückt sich eben die Sehnsucht nach Gott, die Ahnung des Göttlichen, das Verlangen nach dem Numinosen, aus. Aber es sind menschliche Versuche, die nicht zu dem lebendigen, wahren Gott führen, den Christus, der ewige Gottessohn, verkündet hat.

Christus ist ein Gott, den man nicht zu suchen braucht, sondern es ist ein Gott, der sich selbst auf die Suche nach dem Menschen gemacht hat. Er ist gekommen, um den Menschen zu suchen. Er ist jetzt da. Die unmittelbare Gottesberührung ist nur möglich durch Jesus Christus, den menschengewordenen Gottessohn. Darum wurde Gott Mensch, um dem gleichen Menschen, der ihm vor Jahrtausenden die Treue gebrochen hatte, so nahe wie möglich zu sein. Niemand hat es ergreifender ausgedrückt als der heilige Apostel Johannes: „Was da war von Anfang an, was wir gehört haben, was wir gesehen haben mit unseren Augen, was wir geschaut und was unsere Hände betastet haben, das Wort des Lebens, und das Leben erschien sichtbar. Wir sahen es, wir bezeugen es, und wir verkünden euch das ewige Leben, das beim Vater war und das sichtbar geworden ist. Was wir gehört und gesehen haben, das verkünden wir euch, damit auch ihr Gemeinschaft mit uns habt.“

Das ist der Sinn des Festes Erscheinung des Herrn, dass Gott offenbar wird, dass Gott sich aufgemacht hatte, die Menschen zu suchen, dass Gott gekommen ist, um uns zu retten. „Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist er vom Himmel herabgestiegen, hat Fleisch angenommen, ist ein Mensch geworden und hat unter uns gewohnt.“

Dass Gott ein Mensch wurde, unterscheidet die christliche Religion von allen anderen Religionen. Es ist das keine von Menschen gemachte, es ist das eine von Gott gestiftete Religion. Gegenüber der

Wahrheit, der offenbaren Wirklichkeit Gottes versinken alle Götter, wie immer sie heißen mögen. Ich sage noch einmal mit dem Psalm 95: „Alle Götter der Heiden sind Dämonen. Unser Herr aber hat die Himmel gemacht.“ Der himmelweite Unterschied zwischen den selbstgemachten Religionen und der von Gott geschenkten Offenbarung darf nicht eingeebnet werden. Er muss bestehen bleiben. Nun behaupten die deutschen Bischöfe in ihren Richtlinien zur interreligiösen Thematik, Christentum und Islam stellten zwei verschiedene Zugänge zu demselben Gott dar. Hören Sie: zwei verschiedene Zugänge zu demselben Gott. In dieser Redewendung ist alles falsch. Allah ist nicht der eine, wahre Gott. Allah gehört zu den Götzen und Dämonen, von denen der Psalm 95 spricht. Und der Weg zu Gott ist Christus allein. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Es gibt keinen anderen Zugang zum lebendigen, wahren Gott als durch Christus und über Christus. Und deswegen müssen alle Menschen zu Christus bekehrt werden.

Am 11. November 2006 hielt ein hochrangiger Angehöriger des Bischöflichen Ordinariates Mainz einen Vortrag. Darin erklärte er: „Es kann nicht Sinn des Christentums sein, andere Religionen zu ersetzen.“ Ich sage es noch einmal, damit Sie es gut behalten können. Dieser Angehörige des Bischöflichen Ordinariates erklärte: „Es kann nicht Sinn des Christentums sein, andere Religionen zu ersetzen.“ Diese Redewendung stellt eine Ungeheuerlichkeit dar. Gerade das ist der Sinn des Christentums, die falschen Religionen zu ersetzen. Dazu ist Christus erschienen, dazu ist er auf die Erde gekommen, damit alle den wahren Gott in der rechten Weise anbeten. Die Apostel haben keinen Dialog geführt, um die anderen Religionen besser kennenzulernen. Sie wollten auch nicht bessere interreligiöse Beziehungen stiften. Sie wollten nicht das Wissen über andere Religionen vertiefen, sondern sie haben ihre einzige Aufgabe darin gesehen, das Evangelium zu verkünden und die Menschen von ihren Götzen abzuführen zum einen, wahren Gott. Wenn das, was dieser Vertreter der kirchlichen Behörde in Mainz sagte, am grünen Holze geschieht, was soll dann am dürren geschehen?

Diese falsche Auffassung hat schon Konsequenzen gezeitigt. Wiederum die Deutsche Bischofskonferenz ließ nichtkonfessionelle, also ließ multireligiöse Feiern zu, also Feiern mit Anhängern der anderen Religionen, Feiern mit Mohammedaner, Feiern mit Juden und mit Nichtchristen. Gebet – und darum geht es ja – ist eine Äußerung des Glaubens. Man betet, wie man glaubt. Man kann gar nicht anders beten, als man glaubt. Deswegen sind vielreligiöse, multireligiöse Feiern in sich unmöglich. Sie widersprechen dem Glauben an den einen, wahren Gott, und sie verführen die Menschen, die christlichen Menschen, die zu solchen Feiern geführt werden, vor allem unsere Jugendlichen. Wie recht, wie recht hat der mutige Erzbischof von Köln, Kardinal Meisner, dass er multireligiöse Feiern für katholische Schüler verboten hat. Wie recht hat er! Er muss Beschimpfungen, er muss Herabsetzungen auf sich nehmen, aber er hat recht! Das allein ist katholischer Glaube was er angeordnet hat. Jede Gemeinschaft kann nur zu ihrem Gott allein beten.

Alle die genannten Verirrungen werden von den Ereignissen, die wir am Fest der Erscheinung des Herrn feiern, hinweggefegt. Denn wir feiern die Offenbarung des wahren Gottessohnes auf dieser Welt. Es sind geschichtliche Fakten, die uns hier, am Fest der Erscheinung des Herrn, vorgelegt werden. Zuerst das Erscheinen der Magier vor dem Herrn, der inzwischen aus dem Stall, aus der Höhle in ein Haus übergesiedelt war. Sie bezeugen, dass der Herr wahrhaft erschienen ist, denn sie sind geführt von einem Stern. Die Elemente, meine Freunde, die Elemente, die Himmelselemente bezeugen die Ankunft dieses Gottessohnes, und das ist im Laufe des Lebens des Heilandes oft der Fall gewesen, dass die Elemente für ihn gezeugt haben. Er konnte über das Meer gehen, und das Meer war ihm dienstbar. Er konnte den Wellen gebieten, und sie horchten auf ihn. Und als er starb, da ging ein Erdbeben über die Erde, da barsten die Felsen, und die Sonne verfinsterte sich. Sie musste sich verfinstern, weil der Gottessohn am Kreuze starb. Die Elemente bezeugen die Erscheinung des Herrn. Und zweitens die Himmelsstimme bei der Taufe im Jordan. Sie tritt für den Gottessohn ein: „Dieser ist mein geliebter Sohn.“ Die Umstehenden meinten, es habe gedonnert, es habe gedonnert! Christus hat die Stimme des Vaters vernommen, und die Apostel haben sie vernommen, und sie haben gehört, was diese Stimme besagte: Der Vater im Himmel bekennt sich zu seinem Sohne. Das ist Erscheinung, Epiphanie des Herrn.

Und schließlich ist diese Epiphanie noch einmal aufgeleuchtet bei der Hochzeit in Kana. „Sie haben keinen Wein mehr“, sagt die Mutter Jesu zu ihrem Sohne. Und er weist sie noch ab: „Frau, was

haben wir miteinander zu tun? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Wenn die Stunde gekommen ist, dann blitzt seine göttliche Allmacht auf, dann wandelt er das Wasser in Wein. Da ist wieder eine Erscheinung des Herrn, eine Epiphanie. Und diese Epiphanie hört nicht mehr auf, meine lieben Freunde, verborgen, gewiß, gehalten sind unsere Augen, aber wirklich und wahrhaftig.

In der schönen Weihnachtslegende der schwedischen Dichterin Selma Lagerlöf heißt es einmal: „Das aber sollst du dir merken, denn es ist so wahr, wie ich dich sehe und wie du mich siehst“, sagt die Großmutter zu ihrem Enkelkind. „Nicht auf Lichte und Lampen kommt es an, und es liegt nicht an Mond und Sonne, sondern was not tut, ist, dass wir Augen haben, die Herrlichkeit Gottes sehen können.“ Die Epiphanie des Herrn ist geschehen und geschieht immer noch. Wer Augen hat, zu sehen, der sieht, und wer Ohren hat, zu hören, der hört. Am Ende jeder heiligen Messe, meine lieben Freunde, beten wir den Prolog aus dem Johannesevangelium. Die Neuerer, die Liturgizisten, haben ihn abgeschafft, diesen Prolog. Aber wir beten ihn weiter, denn wir wissen, was er beinhaltet. Bei diesem Prolog kommt es auf den Schlusssatz an: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“ Jawohl, in dieser Feier des Opfers sehen wir seine Herrlichkeit, wenn auch mit verhüllten Augen. Wir sehen sie im Glauben, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gottes Gerechtigkeit – Die ewige Verdammnis

14.01.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„An die Hölle glaube ich nicht – höchstens für so einen wie den Hitler!“ So sagte einmal der Dichter Carl Zuckmayer. „An die Hölle glaube ich nicht – höchstens für so einen wie den Hitler!“ Nun kommt es auf die Meinung des Herrn Zuckmayer ja nicht an, was wir glauben oder nicht glauben, auch nicht bei dem düstersten Gegenstand, den unser Glaube umfasst, bei der ewigen Verdammnis. Es kommt auch nicht auf seine Meinung an, wenn wir fragen: Wer wird in die Hölle gestoßen? Das bestimmt Gott. Uns ist es verborgen; wir wissen es nicht. Die Hölle ist die einzige Wahrheit unseres Glaubens, die ohne Licht ist. Bei der Sünde besteht immer die Hoffnung auf Bekehrung und Erlösung, aber über dem Tor zur Hölle steht das Wort des Dichters Dante: „Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr hier eintretet!“ Wir müssen, weil wir von der Sünde gesprochen haben, auch von der Hölle reden. Wir wollen uns drei Gedanken vor Augen führen, 1. die Existenz der Hölle, 2. die Ewigkeit der Hölle und 3. die Strafen der Hölle.

Die Existenz der Hölle ist absolut sicher durch die Verkündigung des Herrn, seiner Apostel und der Kirche. Schon Johannes der Täufer sprach davon, dass jeder Baum, der keine Frucht bringt, umgehauen und ins Feuer geworden wird. Der Herr hat diese Verkündigung wörtlich aufgenommen: „Jeder Baum, der keine Frucht bringt, wie er müsste, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ Bei vielen anderen Gelegenheiten spricht der Herr von der Hölle, etwa wo er vor dem Ärgernis warnt: „Wenn dein rechtes Auge dir Ärgernis gibt, reiß es aus und wirf es von dir! Es ist dir besser, du gehst einäugig in das Leben ein als mit zwei Augen in die Hölle.“ Auch beim Gleichnis von den Talenten spricht er von der Hölle. Der Mann, der nur ein Talent empfangen hatte, aber nicht damit gearbeitet hatte, „wird gebunden und in die Finsternis draußen geworfen; dort wird Heulen und Zähneknirschen sein“. Auch beim Gleichnis vom Hochzeitsmahl spricht der Herr von der Hölle. Unter den Geladenen ist einer, der ohne hochzeitliches Gewand hereingekommen ist. Er wird gebunden und hinausgeworfen, und dort wird Heulen und Zähneknirschen sein.

Ganz ergreifend ist die Geschichte vom reichen Prasser. Er wird in der Hölle begraben, und er klagt: Ich leide große Qual in dieser Feuersglut. Er bittet, dass man jemand zu seinen Brüdern schicke, damit sie nicht auch in diese schreckliche Feuersglut fallen. Der Herr lehnt ab. „Sie haben Moses und die Propheten, auf die sollen sie hören.“ Das Gleichnis vom reichen Prasser und vom armen Lazarus zeigt auch, dass es keine Hilfe für den in der Hölle Befindlichen gibt – und keinen Rückweg. 25 mal – 25 mal! – hat der Herr von der Hölle gesprochen, am ausführlichsten bei der Schilderung des Weltgerichtes. Da sendet der Menschensohn seine Engel aus, und sie bringen die Verführer und Übeltäter zusammen und werfen sie in den Feuerofen. Sie werden beim Gericht auf die linke Seite gestellt, und dort hören sie das furchtbare Wort: „Weicht, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Teufel bereitet ist und seinen Engeln!“ Und diese werden eingehen in die ewige Pein.

Die Apostel haben diese Verkündigung aufgenommen. Wie sollten sie auch anders? Sie konnten nicht anders lehren, als der Herr es ihnen aufgetragen hatte. In seinem Brief an die Thessalonicher schreibt Paulus: „Kommen wird der Herr in Feuerflammen, da er an denen Rache nimmt, die Gott nicht kennen wollen und dem Evangelium unseres Herrn Jesus Christus nicht gehorchen. Diese werden mit ewigem Verderben büßen, getrennt vom Herrn und seiner überwältigenden Herrlichkeit.“ Im Brief an die Hebräer ist ähnlich beschrieben: „Wenn schon für die Übertretung der Gebote des Moses die Todesstrafe bereit stand, wie viel größere Strafe wird denen gebühren, die den Sohn Gottes mit

Füßen treten und dem Geist der Gnade Schmach antun! Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“

Petrus spricht in seinem zweiten Brief davon, dass es den Frevlern ergehen wird wie Sodoma und Gomorrha. Wie ist es Sodoma und Gomorrha ergangen? Sie wurden mit Feuer und Schwefel vernichtet. Auch Johannes, der milde Johannes, der Liebesjünger Johannes schreibt in seiner Geheimen Offenbarung: „Die Feigen, die Ungläubigen und die Unreinen, die Mörder und die Unzüchtigen, die Zauberer und die Götzendiener und alle Lügner sollen ihren Anteil erhalten im brennenden Feuer und Schwefelfeuer. Das ist der zweite Tod.“

Die Kirche hat in ihrer Verkündigung immer die Wahrheit von der Hölle eingeschlossen. Die Kirchenväter, die ältesten Kirchenväter wie die jüngeren sprechen von der Hölle. Ignatius (etwa um 100) spricht vom unauslöschlichen Feuer. Polykarp, der ja selber den Martyrertod durch Verbrennen erlitt, spricht von der ewigen Strafe. Und der heilige Justin spricht von der ewigen Verdammnis. Es hat einmal einen theologischen Lehrer gegeben im 3. Jahrhundert, der die ewige Hölle zu bestreiten unternahm. Es ist Origenes. Origenes meinte, es gebe zwar eine Strafe, aber sie sei nicht ewig. Die Kirche hat diese Meinung des Origenes verworfen. Sie hat diese Ansicht des Origenes als Irrglauben abgelehnt.

Die Strafe der Hölle beginnt für den reuelosen Sünder sofort nach dem Tode, wie Papst Benedikt XII. in einer unfehlbaren Lehrentscheidung festgestellt hat: „Wir definieren, dass nach der allgemeinen Anordnung Gottes die Seelen derjenigen, die in wirklicher Todsünde dahinfahren, alsbald nach dem Tode in die Hölle hinabsteigen, wo sie durch Höllenqualen gepeinigt werden.“ Die Glaubensbekenntnisse der Kirche enthalten die Wahrheit von der Hölle. Im Athanasianischen Glaubensbekenntnis heißt es: „Die aber Böses getan haben, werden eingehen in das ewige Feuer.“ Das IV. Laterankonzil vom Jahre 1215 hat unfehlbar ausgesprochen: „Die Bösen erhalten mit dem Teufel die ewige Strafe.“

Nun gibt es nicht nur den Origenes, der die ewige Hölle zu bestreiten wagte. In der Gegenwart gibt es ebenfalls solche Theologen, etwa Gerhard Lohfink. Nach ihm sind die herben Worte Jesu – wie das von den vielen Berufenen und den wenigen Auserwählten und andere – lediglich Übertreibungen. Sie wollen den Zuhörer aufrütteln und unruhig machen, sagt Herr Lohfink. Man fragt sich, wie diese Worte jemanden unruhig machen, wenn es bei den Worten bleibt und es niemals zur Tat kommt. Diese Worte sind dann doch lächerlich! Sie sind dann doch ein bloßes Schreckmittel, das niemals sich erfüllen kann. Und wenn man das durchschaut, dann haben die Worte ihren Schrecken verloren. Was niemals wirklich wird, das ist nicht zu fürchten. Erschrecken kann die Hölle nur, wenn tatsächlich die Gefahr besteht, in die Hölle zu kommen. Was niemals ernst wird, kann auch nicht ernst gemeint sein.

Nach anderen Theologen gibt es eine Hölle, aber es ist niemand darin. Das ist offensichtlicher Unsinn; denn die Hölle ist begrifflich – begrifflich! – der Zustand der Verdammten. Wenn es keine Verdammten gibt, gibt es auch keinen Zustand der Verdammten. Die Hölle ist die Stätte der Verdammten. Wenn es keine Verdammten gibt, gibt es auch keine Stätte der Verdammten. Alles das sind verzweifelte Versuche, der Wahrheit von der Hölle zu entgehen. Aber diese Versuche führen zu nichts. Ein Ungläubiger meinte einmal zu einem Priester: „Ich glaube nicht an die Hölle. Es ist noch keiner zurückgekommen und hat uns davon berichtet.“ Der Priester antwortete ihm: „Geben Sie acht! Dass noch keiner zurückgekommen ist, beweist nicht, dass es keine Hölle gibt, sondern dass niemand mehr herauskommt, der darin ist.“ Es existiert eine Hölle, und die ist zweitens ewig.

Was die Furchtbarkeit der Hölle ausmacht, ist eben gerade ihre Ewigkeit. Christus hat uns nicht in Unkenntnis darüber gelassen, dass die Hölle ewig ist. Seine Worte sind so klar, dass alle Zweifel daran zerschellen. Er spricht vom „ewigen Feuer“, er redet von der „ewigen Pein“. Ewig heißt nicht sehr lange, sondern ohne Ende. Der Herr spricht auch vom „unauslöschlichen Feuer“. Ein Feuer, das man nicht auslöschen kann, ist eben ewig. Er spricht von dem „Wurm, der nicht stirbt“. Wenn er nicht stirbt, dann ist er eben immer lebendig. Auch die Apostel lassen keinen Zweifel daran, dass die Hölle ewig ist. Wiederum der heilige Johannes, der Liebesjünger, schreibt in seiner Geheimen Offenbarung: „Wenn jemand das Tier anbetet, wird er mit Feuer und Schwefel gequält werden, und der Rauch seiner Qual steigt auf von Ewigkeit bis zur Ewigkeit.“

Die Hölle ist ein Geheimnis der Bosheit. Es ist ein Geheimnis, dass das Böse überhaupt sich auf der Erde erheben kann, so mächtig werden kann, und es ist ein Geheimnis, dass die Folgen des Bösen ewig andauern sollen. Klares Licht darüber werden wir erst in der Ewigkeit erhalten. Und doch kann man schon jetzt die eine oder andere Erwägung anstellen, warum die Hölle existiert und warum sie ewig ist. Die Todsünde wendet sich gegen den unendlichen Gott. Sie mag keine unendliche Sünde sein, wie man früher gesagt hat, aber sie wendet sich gegen den unendlichen Gott. Deswegen ist ihre Schuld unermesslich. Und für eine unermessliche Schuld scheint eine nicht endende Strafe angebracht. Der Todsünder kann sich auch nicht beklagen, dass er nicht um die Möglichkeit und um die Wirklichkeit der Hölle wusste. Er ist darüber belehrt worden. Er kann sich auch nicht beschweren, dass er zu Unrecht in die Hölle gekommen ist. Er hat ja doch die Sünde mit ihren Folgen selber gewählt. In der Hölle sind nur Freiwillige! Der heilige Johannes Vianney, der Pfarrer von Ars, hat einmal das schöne Wort gesagt: „Nicht Gott stößt in die Hölle, sondern der Sünder selbst stürzt sich hinein.“ So ist es in der Tat. Leider haben wir uns immer wieder der Versuchung ergeben, Gott nur in seiner Liebe und in seiner Güte darzustellen, und wir haben vergessen, ihn in seiner Gerechtigkeit zu schildern. Gott ist gerecht, und wenn seine Liebe nicht erwidert wird, dann wendet sich diese Liebe zur Strafe. Das Verkennen dieser Liebe zieht eine furchtbare Strafe nach sich.

Welches sind – und da ist unsere dritte Frage – die Strafen der Hölle? Die Sünde hat eine doppelte Bosheit. Einmal besteht sie in der Abwendung von Gott und zum anderen in der ungeordneten Hinwendung zum Geschöpf. Und so ist auch die Strafe eine doppelte, nämlich einmal das Entbehren der Anschauung Gottes und zum anderen das Gepeinigtwerden mit Strafen der Sinne, wie man sie nennt. Die Verdammten können Gott niemals schauen; sie sind von ihm ewig verstoßen. Sie sind ewig und für immer verworfen vom himmlischen Vater, getrennt von Christus, dem Erlöser, ausgeschlossen von der Liebe des Heiligen Geistes und aus der Gemeinschaft der Heiligen. Sie sind der Freuden und der Seligkeit des Himmels beraubt. Nach dieser Seligkeit aber hat der Mensch ein unstillbares Verlangen. Wenn es nicht erfüllt wird, dann ist die Seele des Menschen zerrissen und leidet furchtbare Qual. Jetzt vermisst er schmerzlich, was ihm entgangen ist; jetzt hat er keine Scheingüter mehr, die ihn trösten können, die ihn beruhigen können, die ihn ablenken können. Jetzt, in der Hölle, hat er keine Scheingüter mehr. Deswegen empfindet er den Verlust Gottes in seiner ganzen Furchtbarkeit: verflucht von Gott, ausgestoßen aus der Fülle des Lebens, dem ewigen Tod überliefert, ausgeschlossen vom Licht, in ewiger Finsternis. In Finnland und im ganzen skandinavischen Norden gibt es eine Zeit, in der überhaupt kein Sonnenlicht scheint. Monatlang ist die polare Nacht. Wir wissen von den schlimmen Folgen. Menschen greifen zum Alkohol, um sich zu betäuben, andere bringen sich um. Aber diese Nacht hat ein Ende, denn die Polarnacht vergeht. Aber die Nacht der Hölle hat nie ein Ende.

Dazu kommen die Strafleiden, die Strafe der Sinne, wie man sie nennt. An erster Stelle die Gewissensqual. Der Verdammte weiß: Ich, ich allein bin schuld an meiner Verdammnis. Der nagende Wurm des Gewissens lässt ihm keine Ruhe. Ich bin an meinem Lose schuldig, ich habe mich selber in die Hölle gebracht. Und wenn es so viele Mitschuldige gibt, wie es geben mag: Es ist zuletzt die eigene Schuld, die den Verdammten in die Hölle bringt. Er hat sich selbst verdammt.

Immer wieder ist die Rede vom Feuer. Die Eigenart dieses Feuers ist uns verborgen, aber wir wissen, was das Bild sagen soll. Es gibt auf Erden keinen größeren Schmerz als den Schmerz des Feuers. Sich verbrennen ist etwas ganz Schreckliches und Schmerzliches. Wenn der Herr das Bild des furchtbarsten Schmerzes, den wir kennen, zur Erklärung der Höllenstrafe wählt, dann muss die Wirklichkeit der Hölle furchtbarer sein, als wir uns vorstellen können. Auf Erden gibt es bei allen Qualen Ablenkung und Linderung. Es gibt Menschen, die Mitleid haben, die einen trösten, die einem helfen. In der Hölle gibt es keinen Trost und kein Mitleid. Die Gesellschaft der Verdammten wütet gegeneinander. Sie suchen nicht, sich ihr Los erträglich zu gestalten, sondern sie vermehren gegenseitig ihre Qual. Keiner hat Liebe, jeder nur Haß. Keinerlei Licht und keine Hoffnung leuchtet in diese Finsternis.

Meine lieben Freunde, es wäre ein schweres Verhängnis, wollten wir auf jene falschen Stimmen hören, die die Existenz der Hölle oder ihre Ewigkeit leugnen. Damit ist sie nicht aufgehoben. Sie bleibt eine Wirklichkeit, und der tiefe Ernst, der über diesem Kapitel unseres Glaubens liegt, ist nicht wegzuz-

reden. Gott kann einmal gütig sein und schier alles verzeihen. Aber Gott kann nicht ewig seiner spotten lassen. Will Christus, der Erösergott, nicht zum ewigen Gespötte werden, so muss er schließlich einmal alle ewig von sich tun, die sich nicht erlösen lassen wollen. Möchte in der Stunde der Versuchung der Gedanke an die Hölle in uns sein, und möchten wir durch diesen Gedanken abgeschreckt werden von der Sünde!

Es gab einmal einen Einsiedler Martinian. Ein freches Weib machte sich an ihn heran, um ihn zu verführen. Der Einsiedler Martinian ging aus seiner Klause hinaus, machte ein Feuer an und legte seine Füße in das Feuer. Vor Schmerz begann er zu stöhnen. Da rief das Weib: „Was hast du denn? Was ist mit dir?“ Martinian sagte: „Ich probiere einmal aus, ob ich die Qualen der Hölle ertragen kann.“ Erschüttert von diesem Beispiel bekehrte sich das Weib und fand den Weg zu Gott.

Meine lieben Freunde, beten Sie ruhig weiter in Ihrem Rosenkranz: „Vor dem Feuer der Hölle bewahre uns, o Herr!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gottes Liebe - Das Sakrament der Vergebung

21.01.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In die Nacht der Sünde leuchtet das Erbarmen Gottes. Es gibt für den reuigen Sünder eine Befreiung von seiner Schuld. Gott hat dafür gesorgt, dass, wer reumütig zu ihm zurückkehrt, Vergebung empfangen kann. „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern dass er sich bekehre und lebe.“ Sünden vergeben kann allein Gott, denn er ist es der mit der Sünde gekränkt wird, gegen den die Sünde aufsteht, den die Sünde trifft. Aber Gott bedient sich bei der Vergebung der Sünden der Menschen. Er hat seine Vergebungsgewalt in menschliche Hände gelegt, und zwar zuerst in die Hände seines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus.

Sie alle kennen die Geschichte, wie Jesus in Kapharnaum in einem Hause weilte, dicht umrundet von den Menschen, die seine Predigt hörten. Da kamen Männer mit einem Gelähmten, wahrscheinlich ein Schlaganfallmann. Sie konnten zu Jesus nicht vordringen, weil die Menge dicht gedrängt um ihn stand. Was taten sie? Sie deckten das Dach ab und ließen ihn von oben aus dem Dache mit Seilen hinab, da an die Stelle, wo Jesus stand. Jesus sah sich den Mann an, und er wusste sofort: Der Mann ist doppelt krank. Er hat nicht nur ein körperliches Leiden, sondern er ist auch krank an seiner Seele. Er hat Sünden auf sich. Deswegen heilt er zuerst die größere Krankheit, die Krankheit der Seele: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Die Umstehenden waren betroffen; sie waren entsetzt. Wer kann Sünden vergeben als Gott allein? Er lästert Gott! Jesus aber zeigt, dass er die Vollmacht hat, Sünden zu vergeben. „Was ist leichter“, sagt er, „zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben oder: Nimm dein Bett und geh nach Hause?“ Nun, zu sagen ist natürlich leichter: Deine Sünden sind dir vergeben. Aber wenn auf das Sagen das Tun folgen soll, wenn das, was gesagt ist, auch geschehen soll, dann ist natürlich das Risiko viel größer, wenn man sagt: Nimm dein Bett und geh nach Hause. Und das eben sagt jetzt der Herr. Er spricht zu dem Gelähmten: „Nimm dein Bett und geh nach Hause!“ Und der Gelähmte steht auf, nimmt sein Bett und geht nach Hause. „Alle waren außer sich vor Staunen“, so heißt es im Evangelium. Alle waren außer sich vor Staunen. Denn durch diese Wunderheilung hatte er bewiesen, dass er im Besitz der Sündenvergebungsgewalt ist.

Jesus ist der Sünder Heiland. Er ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Er nimmt sich der Zöllner und Sünder an. Den Levi beruft er zum Apostel, und bei dem Zachäus kehrt er ein in sein Haus, weil er sich bekehrte. „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes“, so sagt er, „sondern die Kranken.“ Er verzeiht dem Schächer am Kreuze, und er lässt dem Petrus seinen Verrat nach. Mit einem Blick, mit einem Blick, den Petrus nie mehr vergessen hat, trifft ihn der Herr mitten ins Herz, und er geht hinaus und weinet bitterlich. Er verzeiht der Ehebrecherin und der Sünderin, die seine Füße beim Gastmahl mit Öl salbt und sie mit ihren Haaren trocknet. Er vergießt sein Blut zur Vergebung der Sünden und stirbt am Kreuze als der Sünder Heiland. Er befreit uns von aller Ungerechtigkeit.

Diese Sündenvergebungsgewalt hat der Herr seinen Aposteln vermacht. Es war am Tage seiner Auferstehung. Da steht er plötzlich mitten unter ihnen im Abendmahlssaal und gibt ihnen den Frieden. Aber er gibt ihnen nicht nur den Frieden, er gibt ihnen mehr. Er gibt ihnen die Sündenvergebungsgewalt. Er haucht sie an: „Empfanget den Heiligen Geist!“ Denn der ist es, der die Sünden vergibt. „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ Da hat er die Apostel mit der herrlichsten Gewalt, die man sich denken kann, begabt, mit der Gewalt im Namen Gottes und in der Kraft Gottes Sünden nachzulassen. Die Apostel haben diese Gewalt ausgeübt. Wir wissen, dass in Ephesus die Menschen zu Pau-

lus strömten, um von ihren Sünden befreit zu werden. Und auch im Johannesbrief ist die Rede davon. „Wenn wir unsere Sünden bekennen, dann ist Gott getreu und gerecht. Er vergibt uns unsere Sünden.“

Die Apostel haben diese Gewalt auch ihren Nachfolgern weitergegeben. Von Anfang an hat in der Kirche eine Sündenvergebungsgewalt existiert. Wir wissen aus Briefen des heiligen Augustinus, dass er im Bischofsamte als Vergeber der Sünden tätig war. Er weist einmal den Einwand zurück: „Ich bekenne meine Sünden allein Gott“, sagt ihm einer. „Ja, wie willst du denn das machen“, sagt er, „wenn Jesus gesagt hat: Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen? Da ist doch noch eine Zwischenstufe. Da ist doch noch eine Instanz zwischen dir und Gott.“ Und das sind diejenigen, denen die Sündenvergebungsgewalt übergeben ist.

Das Sakrament der Buße, das Sakrament der Sündenvergebung, ist von Christus eingesetzt. Die Apostel haben es ihren Nachfolgern weitergegeben. Noch heute empfängt jeder Priester bei der Priesterweihe die Gewalt, Sünden nachzulassen. Dass diese Gewalt von Gott kommt, das wird an der Spendeformel des Bußsakramentes deutlich. In der alten Formel hieß es: „Ich spreche dich los von deinen Sünden in der Vollmacht (auctoritate) Gottes. Der Herr spreche dich los durch seine Vollmacht, und ich spreche dich los in seiner Vollmacht.“ In der neuen Formel ist das anders ausgedrückt. Aber auch darin ist enthalten, dass die Vergebung durch Gott geschieht. „Durch den Dienst der Kirche schenke dir Gott Verzeihung und Frieden!“ Die Kirche leistet nur einen Dienst, aber freilich einen unerlässlichen Dienst, einen über alles erhabenen Dienst, einen von Gott übertragenen Dienst. Die Sündenvergebung allerdings kommt von Gott.

Für diejenigen, die nach der Taufe in Sünden fallen, hat Gott das Sakrament der Buße eingesetzt. Es ist nicht von Menschen erfunden. So etwas können Menschen nicht erfinden. So etwas können Menschen anderen nicht auferlegen, das ist ausgeschlossen. Das Sakrament der Buße ist von Christus eingesetzt. Es ist der notwendige und grundsätzlich einzige Weg, um von den Sünden freizukommen.

Ein Sakrament besteht immer aus einem äußeren Zeichen und einer inneren Gnade. Das äußere Zeichen des Bußsakramentes sind die Akte des Pönitenten, also Reue, Beicht, Genugtuung, und die Lossprechung des Priesters. Das Bußgericht ist ein wirkliches Gericht, denn der Priester sitzt, und Sitzen ist ein Zeichen der richterlichen Funktion. Der Priester lässt sich die Sünden anklagen. Nicht ein fremder Mensch klagt einen anderen an, sondern der Sünder selbst klagt sich an. Es gibt also eine echte Anklage im Bußgericht. Er kommt freiwillig. Niemand zwingt ihn, und niemand treibt ihn. Der Priester als Richter glaubt dem Sünder. Wir Priester haben ein Prinzip, und das heißt: „Poenitenti est credendum“ – dem Pönitenten muss man glauben. Es gibt also kein Zeugenverhör, durch das bestätigt wird, was der Sünder bekannt hat. Nein, der Sünder bekennt, und der Priester glaubt ihm. Und wenn er findet, dass sein Bekenntnis vollständig ist, dass seine Reue echt ist, dass er einen ernsten Vorsatz hat, dann endet dieses Gericht mit einem Freispruch. Es ist also ein Gericht der Gnade, anders als in den weltlichen Gerichten. Es ist ein Gericht der Gnade, für das am Ende der Freispruch steht.

Das Bußgericht war von Anfang an als Ohrenbeichte eingerichtet. Das ist ein unschönes Wort. Es wird vor allem von den Protestanten gebraucht, um die Beichte madig zu machen. Aber wir wissen, was damit gemeint ist: Es ist das geheime Bekenntnis der Sünden gemeint. Geheim war das Bekenntnis immer, wenn auch manchmal die Buße öffentlich war. Eine geheime Buße ist zwar die Regel, aber bei besonders schweren Sünden war die Buße öffentlich. Heute ist sie gewöhnlich nicht mehr öffentlich, obwohl man natürlich auch sehen kann, was einer für eine Buße bekommen hat, wenn er beispielsweise den Kreuzweg geht nach der Beichte. Da sieht man, dass er auferlegt bekommen hat, den Kreuzweg zu beten. Von Ambrosius wissen wir, wie er selbst oft Beicht hörte und Tränen vergoß über die Sünden und über die Sünder. Er hatte Trauer über die Sünden, und er hatte Mitleid mit den Sündern.

Wenn das alles in Ordnung befunden wird, dann erteilt der Priester die Lossprechung. Im Namen Gottes spricht er dem Sünder die Vergebung zu. Und das ist die große Wirkung der Lossprechung: Es werden alle Sünden vergeben, alle bereuten Sünden; die schweren und die lässlichen werden vergeben, das übernatürliche Leben der Gnade zieht wieder ein in die Seele. Mit der Sünde wird vergeben die ewige Strafe. Wer nach reuiger Beichte losgesprochen wird, dem ist die ewige Strafe, die Höllenstrafe,

mit Sicherheit vergeben. Er hat sie nicht mehr zu fürchten. Es werden auch viele zeitliche Strafen vergeben. Nicht alle, denn die brauchen wir, damit wir gezüchtigt werden, damit wir heilsam gezüchtigt werden. Deswegen werden nicht alle zeitlichen Strafen mit der Lossprechung vergeben. Und schließlich werden mit der Lossprechung Gnaden, helfende Gnaden erteilt, damit wir die Sünde meiden können. Das Bußsakrament schaut eben auch in die Zukunft. Es wird auch dazu gespendet, dass wir künftig die Sünde meiden, dass wir die Gelegenheit zur Sünde meiden. Auf diese Weise ist das Bußsakrament also wahrhaft zukunftssträftig.

Ach, meine lieben Freunde, könnten die Beichtstühle reden! Wie viele tausend Menschen haben hier den Frieden gefunden, sind hier für den Himmel gerettet worden, haben sich hier die Kraft geholt, die Sünde zu meiden! Ich denke mit großer Dankbarkeit und Freude zurück, als ich im Jahre 1951 anfang, das Priestertum auszuüben in einer Diasporagemeinde in der damaligen DDR (der Deutschen Demokratischen Republik). Was hatten wir da für gute, reuige, büßende Menschen! Ich hatte eine Menge Jugendlicher, die alle vier Wochen treu und redlich ihre Sünden bekannten. Wir Priester waren pausenlos im Beichtstuhl beschäftigt, vor der Messe, während der Messe – wenn der Pfarrer die Messe las, hörte ich Beichte, wenn ich die Messe las, hörte er Beichte. Es war eine Zeit, wie sie heute kaum noch vorstellbar scheint. Denn das Bußsakrament ist zum verlorenen Sakrament geworden! Und das ist vielleicht das Schlimmste an der ganzen nachkonziliaren Katastrophe.

Auch der Mensch muss bei der Buße, beim Bußsakrament, mittun. Gott kommt ihm entgegen, indem er ihm die Verzeihung anbietet. Aber auch der Mensch muss etwas tun, nämlich er muss Reue, Bekenntnis und Genugtuung leisten. Reue ist ein Schmerz der Seele und ein Abscheu vor der Sünde und der Vorsatz, sie künftig nicht mehr zu begehen. Schmerz der Seele über die Sünden, Abscheu vor der Sünde und Vorsatz, künftig nicht mehr zu sündigen. Die Reue muss innerlich und übernatürlich sein. Innerlich, das heißt, man muss im Herzen die Sünden bereuen, man muss im Herzen Schmerz über die Sünden empfinden. „Zerreißt nicht eure Kleider“, sagt der Herr im Alten Testament, „sondern zerreißt eure Herzen!“ Das ist gemeint, wenn wir sagen, die Reue muss innerlich sein; denn Gott schaut auf das Herz. Sie muss aber auch übernatürlich sein. Man kann auch aus natürlichen Gründen die Sünden bereuen, weil man schwach geworden ist, weil man sich an die Tröge der Schweine gegeben hat, weil man das eigene Menschentum geschändet hat, weil man sich bloßgestellt hat vor anderen, weil man die Folgen der Sünde spürt. Das ist natürliche Reue. Die ist ja nicht schlecht, aber sie reicht nicht. Wenn die Reue wirksam sein soll, muss sie übernatürlich sein. Sie muss darauf sehen, dass die Sünde Gott tangiert, dass die Sünde gegen Gott aufsteht, und das muss ihr leid tun, das muss ihr Schmerz bereiten. Da unterscheiden wir wieder zwei Arten der Reue. Wir unterscheiden die Furchtreue und die Liebesreue. Die Furchtreue besteht darin, dass wir es bedauern, von Gott zeitlich oder ewig gestraft zu werden. Das ist auch eine echte Reue, denn wir wollen ja schließlich mit Gott in Frieden leben und nicht strafwürdig sein, nicht von ihm gepeinigt werden mit zeitlichen oder gar mit ewigen Strafen. Also die Furchtreue ist nicht wertlos, wie Luther behauptete. Nein, die Furchtreue hat auch ihre Stelle. Aber sie wird weit überboten durch die Liebesreue. Die Liebesreue geht hervor aus der Liebe zu Gott. Weil wir Gott undankbar gewesen sind, weil wir das höchste und liebenswürdigste Gut gekränkt haben, deswegen tut es uns leid. „Dich liebt, o Gott, mein ganzes Herz, und dies ist mir der größte Schmerz, dass ich betrübt dich, höchstes Gut. Ach, wasch mich rein mit deinem Blut!“ Liebesreue, sie geht hervor aus der Liebe, aus der Liebe zu Gott. Wir haben ja das schöne Reuegebet, das wir hoffentlich alle kennen, das wir in der Kindheit gelernt haben, wo Furchtreue und Liebesreue zusammengefaßt sind: „Alle Sünden meines Lebens tun mir leid, weil ich dadurch verdient habe, von dir zeitlich oder ewig gestraft zu werden.“ Das ist die Furchtreue. „Weil ich so undankbar gewesen bin, und weil ich dich, das höchste und liebenswürdigste Gut, dadurch beleidigt habe.“ Das ist die Liebesreue. Die Liebesreue sollen wir nicht nur erwecken, wenn wir zur Beichte gehen, sondern auch jeden Tag. Jeden Tag am Abend, wenn wir Rückschau halten auf das Tagesgeschehen, sollen wir die Liebesreue erwecken. Die Liebesreue ist eine große Kraft, meine lieben Freunde. Wer die Liebesreue erweckt mit dem Verlangen, sobald wie möglich zu beichten, dem werden schon in diesem Augenblick die Sünden vergeben. Die Liebesreue ist ein gewaltiges und herrliches Gottesgeschenk.

Sie kennen alle die geistliche Kommunion. Wenn man nicht zum Altarsakrament hinzutreten kann aus irgendwelchen Gründen, dann erweckt man die Sehnsucht danach. Das ist die geistliche Kommu-

nion. Man möchte Jesus empfangen, man möchte ihm sich schenken, und auf diese Weise empfangen wir in der geistlichen Kommunion die Gaben, die auch in der sakramentalen Kommunion gegeben werden. Ähnlich ist es mit der Liebesreue. Wenn wir nicht zur Beichte gehen können, weil vielleicht kein Priester da ist, dann vermögen wir mit der Liebesreue in den Stand der Gnade zu kommen und empfangen die Wirkungen, die wir sonst vom Bußsakrament empfangen würden. Natürlich bleibt die Pflicht, die Sünden zu bekennen. Es bleibt die Pflicht, das Bußsakrament später zu empfangen; aber die Sünden sind durch die Liebesreue vergeben. Das Sakrament wirkt gewissermaßen voraus, indem es in der Liebesreue die Kraft entfaltet, Sünden zu vergeben.

Die Reue muss dann laut werden im Bekenntnis. Beichten heißt ja bekennen, von bijähen, dem alten deutschen Wort bijähen – bekennen. Die Beichte muss vollständig sein, sie muss aufrichtig sein. Ganz töricht, wenn im Protestantismus behauptet wird, die Priester hätten das Bekenntnis eingeführt. O, meine lieben Freunde, wir sind ja die Erstbetroffenen von der Pflicht zum Bekenntnis der Sünden. Wir gehen ja viel öfter zur Beichte als Ihr. Wir sind gehalten, oft (frequenter) zur Beichte zu gehen, und wir tun es. Also wir sind zuerst betroffen. Aber die Beichte, das Bekenntnis, ist auch deswegen notwendig, weil nur so der Priester feststellen kann, ob er die Sünden nachlassen kann, oder ob er sie behalten muss. Erst das Bekenntnis öffnet ihm den Blick. Nämlich wenn er feststellt, dass jemand keinen Vorsatz hat, dass jemand die Gelegenheit zur Sünde nicht meiden will, kann er nicht lossprechen. Er muss Reue und Vorsatz vorweisen. Das kann man eben nur erkennen, wenn das Bekenntnis erfolgt. Also das Bekenntnis ist von Christus einschlußweise eingesetzt, als er den Priestern die Vollmacht gab, Sünden zu vergeben.

Es muss noch ein Letztes geleistet werden vom Sünder, vom Büsser, nämlich die Genugtuung. Einmal hat mich ein Herr gefragt: „Ja, warum muss ich jetzt noch eine Genugtuung leisten? Hat nicht Christus die Genugtuung geleistet?“ Ja selbstverständlich. Er hat eine überfließende Genugtuung geleistet. Aber wir müssen an dieser Genugtuung Anteil gewinnen. Wir müssen mit dieser Genugtuung uns vereinigen, und das geschieht eben dadurch, dass wir eine Buße auf uns nehmen. Eine Buße. O, dazu, meine Freunde, wäre viel zu sagen. Denn die leichten Gebetsbußen, die seit Jahrzehnten üblich sind, sind eigentlich dem Ernst des Bußgeschehens, dem Ernst des Bußgerichtes nicht angemessen.

Wir haben als angehende Priester das Prinzip gelernt: Leichte Buße für leichte Sünden, schwere Buße für schwere Sünden. Das ist richtig. Das habe ich jahrzehntelang meinen Priesterkandidaten vorgetragen. Leichte Buße für leichte Sünden, schwere Buße für schwere Sünden. Es gibt eine gewisse Entschuldigung für die heute auferlegten leichten Bußen, nämlich den Leuten fällt alles schwer. Ihnen fällt schon schwer, wenn man sagt, sie sollen einen Rosenkranz beten. Mich fragte mal jemand im Beichtstuhl: „Einen ganzen?“ Ja, allerdings einen ganzen. Man kann auch mehrere Rosenkränze zu beten auferlegen. Nein, meine lieben Freunde, wir wollen das Bußsakrament nicht zum Gespötte machen, und deswegen ist es angebracht, im Bußsakrament etwas aufzugeben, was tatsächlich dem Büsser schwerfällt. Leichte Buße für leichte Sünden, schwere Buße für schwere Sünden.

Das, meine lieben Freunde, ist das Bußsakrament, über dem das große Wort steht: Gott ist die Liebe. Ich habe einmal einen Beichtstuhl gesehen, über dem zwei Engel angebracht waren, ein Engel, der weinte, ein anderer Engel, der sich freute. So ist es, wenn man das Bußsakrament richtig verwaltet und richtig empfängt. Man geht hinein, weinend und klagend über die eigene Schuld, und man kommt heraus, erlöst und befreit von der Schuld. Gottes Weisheit und Gottes Liebe hat über unsere Schuld gesiegt.

„Komm, Sünder, komm, ich wart auf dich mit ausgestreckten Händen. Mit dir will ich versöhnen mich. Tu deine Bosheit enden.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der Weg der Bekehrung des Sünders

28.01.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eines Tages erzählte Jesus den Jüngern folgendes Gleichnis. Ein Mann hatte zwei Söhne. Der jüngere von ihnen trat eines Tages vor ihn hin und sagte: Gib mir mein Vermögen, damit ich verreisen kann. Der Vater händigte ihm das Vermögen aus, und er zog davon. Er verprasste sein Vermögen in der Fremde durch ein ausschweifendes Leben, und als alles aufgebraucht war, da hungerte ihn, und er verdingte sich bei einem Bauern als Knecht. Er schickte ihn auf das Feld, um die Schweine zu hüten, die unreinen Tiere in Israel. Gern hätte er seinen Hunger mit den Schoten gestillt, die die Schweine fraßen, aber niemand gab sie ihm. Da ging er in sich und sprach: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. Wie viele Tagelöhner in des Vaters Haus haben genug zu essen, und ich sterbe hier vor Hunger. Und er machte sich auf und ging zu seinem Vater. Der Vater sah ihn schon von ferne. Er eilte ihm entgegen, er umarmte ihn, er küsste ihn, und dann führte er ihn in sein Haus und sagte den Knechten: Bringt ihm ein Kleid und zieht es ihm an, bringt Schuhe und legt sie an seine Füße und schlachtet das Mastkalb, denn mein Sohn war verloren und ist wiedergefunden; er war tot, und er ist lebendig geworden. Der Sohn aber sprach: Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und vor dir. Und so begannen sie dann ein Freudenmahl zu halten.

Meine lieben Freunde, in diesem ergreifenden Gleichnis hat der Herr den Weg des Sünders vorgezeichnet, von der Sünde zur Bekehrung. Wir wollen dieses Gleichnis zum Anlaß nehmen, um den Weg, den wir gehen müssen, wir Sünder, nachzuvollziehen, von der Versuchung über die Sünde bis zur Bekehrung und zur Heimkehr.

Das erste, was der Sohn in der Fremde tat, war: Er ging in sich, d.h. er betrachtete seine Sünden. Und das ist auch das erste, was wir tun müssen, wenn wir uns bekehren wollen: Wir müssen unsere Sünden erkennen, wir müssen Gewissenserforschung halten, wie man es nennt. Wir müssen also darüber nachdenken, was wir getan haben. Dazu kann uns helfen ein Beichtspiegel. In den Gebetbüchern, die hier ausliegen, ist ein guter Beichtspiegel. Das Gotteslob enthält nicht einen guten Beichtspiegel; dort ist darum herumgeredet. Dieser Beichtspiegel in dem alten Gesangbuch ist richtig und vollständig und wertvoll. An ihm kann man seine Sünden wirklich erkennen. Wir müssen uns erforschen über die schweren Sünden, und wir sollen uns erforschen über die lässlichen Sünden. Beides dient unserem Heil. Die Beicht der schweren Sünden ist unerlässlich. Die lässlichen Sünden müssen nicht gebeichtet werden, aber es ist nützlich, sie zu beichten. Sie dienen unserem Fortschritt und unserer Vollkommenheit. Wir sollten jeden Abend Gewissenserforschung halten, jeden Abend zurückblicken auf den Tag, uns an die Brust klopfen und um Verzeihung für unsere Sünden bitten.

Das zweite, was der verlorene Sohn tat, war die Reue. Er hat erkannt, wie gut es ihm im Hause des Vaters gegangen ist und wie schlecht es ihm jetzt in der Fremde ging, wo er sich den Satan als Herrn gesucht hatte. Die Reue zu empfinden ist nicht schwer, meine lieben Freunde. Wir müssen nur zwei Blicke nach unten richten und zwei Blicke nach oben. Zwei Blicke nach unten, nämlich zunächst in den Zustand der Verdammnis. Wir wissen, dass Gott die schwere nicht bereute Sünde in der Hölle straft. Daran führt kein Weg vorbei. Auch das Fegfeuer ist eine Strafe und keine geringe Strafe. Die größten Heiligen versichern uns, dass die Schmerzen auf Erden nicht zu vergleichen sind mit den Schmerzen des Reinigungszustandes. In diesen Reinigungszustand kommen wir, wenn wir lässliche Sünden begangen haben, die nicht vergeben sind, und wenn die Sündenstrafen auf Erden nicht abgebußt wurden.

Zwei Blicke nach unten, zwei Blicke nach oben. Oben, da hängt er am Kreuze, er, der für uns verblutet ist in stellvertretendem Sühneleiden. „Das tat ich für dich – was tust du für mich?“ So fragen seine Wunden. „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde.“ Der zweite Blick nach oben ist in den Himmel, dort, wo der Vater auf uns wartet, dort, wo er uns einlädt, an seiner Freude teilzunehmen, das Glück, die Seligkeit des Himmels zu genießen. Das alles haben wir verscherzt durch die Sünde. Das kann uns zur Liebesreue führen, die für unsere Vergebung gefordert ist.

Und schließlich der Vorsatz: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, sagt der verlorene Sohn. Und so sollen wir uns auch aufmachen und zum Vater zurückkehren. Das schließt drei Dinge in sich. Erstens: Ich will die Sünde meiden. Der Vorsatz muss ein ernster sein, nicht ein irgendwie geartetes billige Meinen: Nun ja, es wird schon wieder gehen. Nein, ich will die Sünde meiden. Fest und entschlossen müssen wir der Sünde aus dem Wege gehen. Der Vorsatz ist nicht schlecht, wenn man fürchtet oder ahnt, dass man wieder in Sünde fallen wird. Gott schaut nicht auf unsere Kraft, sondern auf unseren Willen. Er wird uns die Kraft geben, wenn der Wille nur gut und fest ist, die Sünde zu meiden.

Die Sünde zu meiden bedingt aber zweitens, dass man die Gelegenheit zur Sünde meidet. Wer die Gelegenheit nicht meiden will, der will auch die Sünde nicht meiden. Gelegenheit, nun das ist eben jeder Umstand, der uns wahrscheinlich zur Sünde verführt. Das sind Freunde, das sind Bücher, das sind bestimmte Örtlichkeiten, die uns zur Sünde verführen. Wer die nächste Gelegenheit, die freiwillige nächste Gelegenheit nicht meidet, der will auch die Sünde nicht meiden; denn er weiß, bei der nächsten Gelegenheit fällt er wieder, und dennoch begibt er sich in diese Lage. Deswegen müssen wir uns und unsere Anvertrauten dazu erziehen, dass sie ganz energisch die nächste Gelegenheit zur Sünde meiden.

Das Dritte ist, dass wir die notwendigen Mittel anwenden, um nicht mehr zu sündigen, die Besserungsmittel anwenden. Solche Besserungsmittel richten sich nach der Eigenart der Sünde. Wer dazu neigt, einen über den Durst zu trinken, der muss sich durch Abtötung dazu bringen, dass er alle Unbeherrschtheit überwindet. Das ist ja das Problem bei fast allen von uns: die Beherrschung, die Beherrschung im Reden, im Denken, im Handeln. Die Beherrschung ist eigentlich das Problem unseres Lebens. Und dazu muss man die nötigen Mittel anwenden. Ein wichtiges Mittel, das ich vor allem Jugendlichen immer empfohlen habe, ist körperliche Betätigung, sich müde arbeiten, nicht sich scheuen, die Schaufel und die Hacke in die Hand zu nehmen. Körperliche Betätigung hat therapeutischen Wert für die Seele. Andere Besserungsmittel sind eifriges Gebet, regelmäßige Beicht, Besuch der Werktagmesse, Beherrschung im Essen. Solche Besserungsmittel zeigen, dass wir ernst machen mit unserer Bekehrung.

Der verlorene Sohn ist dann heimgekehrt zum Vater und hat seine Schuld bekannt. „Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und vor dir.“ So müssen auch wir in der Beicht unsere Sünden bekennen. Wir müssen alle schweren Sünden nach Zahl und Art bekennen. Es ist eben nicht gleichgültig, ob man einen erschlagen hat oder fünf, und es ist nicht gleichgültig, ob man einen Klassenkameraden versohlt hat oder ob man den Vater geschlagen hat. Das ändert die Art der Sünde. Wir müssen also die schweren Sünden nach Art und Zahl bekennen. Das ist keine Schande, meine lieben Freunde. Eine Schande ist es, zu sündigen, aber es ist keine Schande, die Sünde zu bekennen. Wir brauchen uns da in keiner Weise besorgt zu zeigen. Ich habe in meiner 56-jährigen Beichtstuhltätigkeit niemals einen Schrecken empfunden über die schweren Sünden, wohl aber bin ich erschrocken, wenn mir jemand gesagt hat: „Ich habe keine Sünden.“ Da bin ich erschrocken.

Wir beichten unsere Sünden einem Priester, der zu ewigem Stillschweigen gebunden ist. Es gibt keinen Grund, es gibt keine Gelegenheit, die ihm gestatten würde, etwas, was er in der Beicht gehört hat, zu verraten. Der französische Bischof Grégoire von Blois, der die Französische Revolution miterlebt hat, hat ein Buch geschrieben über den Klerus in Frankreich während der Revolution. In diesem Buch steht der Satz: „Man hat in der Revolution Priester gesehen, die eine Ehe eingegangen sind. Man hat Priester gesehen, die ihr Priestertum aufgegeben haben. Aber man hat nicht einen einzigen Priester gesehen, der das Beichtsiegel gebrochen hätte.“ Das ist ein Ruhmesblatt für den Klerus der katholischen Kirche. Der Priester ist selber ein Mensch. Er leidet unter seinen eigenen Schwächen und

Erbärmlichkeiten. Er kennt sich wahrscheinlich besser als Ihr und weiß, wie weit er von dem Ideal entfernt ist, das Christus uns gesetzt hat. Er kann also mitfühlen mit dem Büßer, mit dem Sünder; er ist solidarisch mit ihm. Er kann mitweinen und mitopfern. Der Priester ist aber auch Stellvertreter Gottes. Er steht hier nicht als Mensch neben dem anderen, sondern als der Beauftragte Gottes, der im Sinne Christi den Sünder anzunehmen hat.

Man braucht seine Sünden nur einmal zu beichten. Wenn sie vergeben sind, sind sie für immer vergeben. Gott wird uns auch in der Ewigkeit keine Sünde vorhalten, die vergeben ist. Und auch die Verdammten sind nicht in der Hölle wegen der Sünden, die vergeben wurden, sondern wegen derer, die nicht vergeben wurden. Allerdings kann es sich empfehlen, auch schon gebeichtete Sünden noch einmal zu beichten. Man nennt das eine Generalbeicht. Vor wichtigen Abschnitten des Lebens – Eheschließung, Priesterweihe, 50. oder 60. Geburtstag – kann man eine Generalbeicht ablegen, also die Sünden der Vergangenheit wiederholen, um sich tief zu demütigen. Das ist eine sehr nützliche Übung, Sünden, die lange zurückliegen, noch einmal zu beichten, um sich vor Gott und seinem Stellvertreter zu demütigen. Allerdings gilt das nur für seelisch gesunde Menschen. Wer skrupulös ist, dem ist von solchen Generalbeichten abzuraten. Eine Generalbeicht ist sogar notwendig, wenn man eine ungültige Beicht abgelegt hat. Dann müssen alle Sünden seit der ungültigen Beicht gebeichtet werden.

„Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen. Halte mich wie einen deiner Knechte“, sagte der verlorene Sohn. Er will also sühnen. Er will sühnen für das, was er angerichtet hat. Das müssen auch wir tun. Wir müssen die Genugtuung leisten, die mit der Buße verbunden ist. Der Priester legt eine Buße, eine Genugtuung auf, eine heute sehr leichte Buße. Früher waren sehr schwere Bußen üblich. Lange Zeit musste man vor der Kirche verharren, musste lange Zeit Fasten auf sich nehmen. Die Bußen haben sich sehr, sehr vermindert, nicht zum Vorteil der Büßer. Denn wer hier nicht büßt, der muss anderswo büßen, und die Buße, die im Fegfeuer verbracht wird, ist schwerer als die Buße auf Erden.

Der Büßer muss bereit sein, die Buße anzunehmen. Wer die Buße nicht annehmen will, dessen Lossprechung ist ungültig. Wenn einer die Buße vergisst, wird die Beichte nicht nachträglich ungültig; das ist mit der menschlichen Schwäche zu begründen. Aber wer sie nicht auf sich nehmen will, der beichtet ungültig. Ich wurde gefragt, ob man nach der Lossprechung zur heiligen Kommunion gehen kann, auch wenn man die Buße noch nicht verrichtet hat. Die Frage ist mit ja zu beantworten. Wer losgesprochen ist, kann in dem Augenblick die heilige Kommunion empfangen, auch wenn er die Buße noch nicht verrichtet hat, sondern nur den Vorsatz hat, sie zu verrichten. Für die heilige Kommunion sind immer zwei Dinge erforderlich: Freiheit von schwerer Sünde und rechte Absicht. Wenn das vorhanden ist, kann man also auch, bevor man die Buße verrichtet hat, die sich ja manchmal über Tage hinziehen kann, zur heiligen Kommunion gehen.

Es gibt Büßer, die bitten den Beichtvater, ihnen eine strengere Buße aufzuerlegen. Sie wissen, dass die sakramentale Buße sehr mächtig ist, nämlich die Sündenstrafen abzutragen, die über uns wegen unserer Verfehlungen verhängt sind. Es gibt auch Büßer, die freiwillig sich eine Buße auferlegen. Auch das ist wertvoll vor Gottes Auge. Vor allem aber besitzt eine besondere Sühnekraft die von Gott selbst uns geschickte Buße, also die Leiden und die Kreuze, die wir zu tragen haben. Wenn wir sie in der Gesinnung Jesu tragen, werden dadurch unsere Sünden abgetragen. Die Kreuze haben also eine wichtige Funktion in unserem Leben. Denn die Leiden, die Gott uns schickt und die wir nach seiner Gesinnung tragen, helfen uns, Genugtuung zu leisten.

Der verlorene Sohn wurde vom Vater liebevoll aufgenommen. Er umarmte ihn, er küsste ihn, er war voll Freude und ließ ein Fest ankündigen, denn der Sohn, der verloren war, ist wiedergefunden worden, der tot war, ist lebendig geworden. Das ist auch der Fall, wenn wir eine gute Beichte abgelegt haben. Meine lieben Freunde, wir sind wieder Gottes Kinder. Es ist alles vergeben. Wir sind wieder geschmückt mit der Gnade. Wir haben neue Kraft, die Sünde zu meiden. Wir sind beglückt und getröstet. Der himmlische Vater freut sich, dass sein Kind heimgekehrt ist. Der Gute Hirt freut sich, dass das verlorene Schaf wiedergefunden ward. Der Heilige Geist freut sich, dass sein Tempel nun wieder bewohnt ist. Die Engel und die Heiligen des Himmels freuen sich, dass ein Sünder heimgekehrt ist. Die Kirche freut sich, weil wieder einer am Freudenmahl der heiligen Kommunion teilnehmen kann.

Und er selber fühlt in seiner Seele ein großes Glück. Meine lieben Freunde, Beicht macht leicht! Das wollen wir beherzigen und deswegen freudig zu diesem Sakramente gehen.

*Ich lief verirrt und war verblendet,
ich suchte dich und fand dich nicht.
Ich hatte mich von dir gewendet
und liebte das geschaff'ne Licht.
Nun aber ist durch dich gescheh'n,
dass ich dich habe auserseh'n.
Erhalte mich auf deinen Stegen
und laß mich nicht mehr irre geh'n.
Laß meinen Fuß auf deinen Wegen
nicht stracheln oder stille steh'n.
Erleucht' mir meine Seele ganz
mit deines Himmelslichtes Glanz;*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über den kirchlichen Ablass

04.02.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ich habe hier vor mir ein kleines Büchlein, das heißt „Enchiridion indulgentiarum“, das heißt zu deutsch „Verzeichnis der Ablässe“. In diesem lateinisch geschriebenen Buch sind alle Bedingungen für die Gewinnung von Ablässen aufgeführt und auch die einzelnen Ablässe angegeben. Wir wollen deswegen heute, passend nach den früheren Predigten über die Sünde und über die Strafe für die Sünde, vom Ablass sprechen.

Dass die Sünde Strafe verdient, ist jedem von uns gewiß. Wenn Sie heute das Kirchengebet, die Oration dieser heiligen Messe aufmerksam mitgebetet haben, dann finden Sie darin den Satz, dass wir für unsere Sünden gezüchtigt werden (affligimur). Die Sünde verdient Strafe, zeitliche Strafe, d.h. eine Strafe, die eine gewisse Dauer hat, aber dann zu Ende geht, oder ewige Strafe, das ist die Verdammnis. Von dieser Strafe wollen, sollen und müssen wir befreit werden. Wenn uns die Sünden vergeben werden, wird immer auch die ewige Strafe mitvergeben. Es gibt keine Vergebung der Sünden, keine wahre Vergebung der Sünden, die nicht auch die ewige Strafe beseitigen würde. Aber nicht alle zeitlichen Strafen werden vergeben, und wir müssen deswegen besorgt sein, auch von den zeitlichen Strafen frei zu werden. Das geschieht durch die willige Übernahme der Plagen und Leiden dieses Lebens, aber auch durch den Ablass.

Wir sind eine Gemeinschaft der Heiligen. Das heißt, wir können füreinander eintreten, füreinander beten, füreinander flehen, aber auch füreinander sühnen. Und so hat der Ablass begonnen. Wenn in der Zeit der Christenverfolgung ein Mann oder eine Frau zur Hinrichtung geführt wurde um Christi willen, da hat sich einer, der eine Kirchenbuße auf sich hatte, an ihn oder an sie herangemacht und hat ihn oder sie gebeten: Tritt doch für mich ein beim Bischof, dass er mir die Buße, die Kirchenbuße, die harte Kirchenbuße (wie sie damals üblich war) verkürzt. Der Martyrer bat daraufhin den Bischof: „Um meines Leidens, um meines Sterbens willen laß diesem Büsser einen Teil oder auch die ganze Strafe nach.“ Das hat der Bischof getan. Das ist der Beginn des Ablasses. Die Kirche verwaltet das Sühnewerk Christi, den Schatz des Sühnewerkes Christi und die dazu gekommenen Sühnewerke der Heiligen, die viel mehr Buße geleistet haben, als für ihre Sünden nötig gewesen wäre. Und so hat sich ein Schatz von Bußwerken, von Sühne, angesammelt, aus dem die Kirche austeilte: sie verleiht Ablässe.

Die Ablassgewährung hat im Laufe der Zeit verschiedene Gesichter angenommen. Man hat Ablässe mit Zeitbefristung versehen: Ablass von 100 Tagen, Ablass von 50 Tagen, sehr beliebt Ablass von 40 Tagen. Was besagt diese Zeitangabe? Sie besagt, dass demjenigen, der einen Ablass gewinnt, soviel zeitliche Strafe nachgelassen wird, wie er in 40 oder 100 oder 50 Tagen Kirchenbuße abgeübt hätte. Diese Zeitangabe bezieht sich also nicht – nicht! – auf die Zeit, die im Fegfeuer zuzubringen ist. Sie bezieht sich auf die Kirchenbuße, die von der Kirche früher mit großer Härte auferlegt wurde. Die Büsser, die einen Ablass gewinnen wollten, mussten natürlich auch ein Werk verrichten. Sie mussten fasten, sie mussten Almosen spenden, sie mussten Wallfahrten unternehmen. Die Kreuzfahrer haben auf ihren Kreuzzügen den Kreuzablass gewonnen. Für die Teilnahme am Kreuzzug gegen die Feinde des Glaubens hat die Kirche ihnen den Nachlass aller zeitlichen Sündenstrafen versprochen und auch selbstverständlich bewirkt. Als 1683 die Türken vor Wien standen, da bewilligte Papst Innozenz XI. einen vollkommenen Ablass für alle, die an der Abwehr der Türkengefahr teilnehmen würden, natürlich mit den vorgeschriebenen Werken, also Beicht, Kommunion und Teilnahme am Kampfe gegen die Feinde des Glaubens.

Nun ist im 16. Jahrhundert ein Mann aufgestanden, der die Ablässe zum Anlaß – nicht zur Ursache – zum Anlaß seines Aufstandes gegen die Kirche machte. Sie kennen diesen Herrn; er heißt Martin Luther. Er hat also gegen die Ablässe Stellung genommen, und zwar nicht bloß gegen Missbräuche, die zweifellos vorgekommen sind, sondern gegen den Ablass als solchen. Solche Missbräuche hat es gegeben, das sei nicht verschwiegen. Wenn jemand den Satz prägt: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt“, dann treibt er Missbrauch mit dem Ablass. Wir können Ablässe auch für Verstorbene, im Fegefeuer Befindliche, gewinnen. Aber wir haben keine Gewissheit, dass unser Ablass die betreffende Seele auch wirklich (und sogleich) aus dem Fegefeuer befreit. Insofern war dieser Satz falsch.

Der Ablass wurde auch verwendet, um Geld zu sammeln: Geldablässe. Mit dem Geld hat man Gutes getan. Man hat Krankenhäuser gebaut, man hat Kirchen damit errichtet, man hat Brücken damit gebaut. In Torgau in Sachsen beispielsweise ist die Brücke über die Elbe mit Ablassgeldern gebaut worden. Solche Geldablässe haben natürlich auch leicht zum Missbrauch führen können, und deswegen hat die Kirche sie später verboten. Nicht weil der Geldablass in sich schlecht ist, sondern weil er leicht Gelegenheit zu missbräuchlichen Verwendung bietet.

Wir unterscheiden bei den Ablässen vollkommene und unvollkommene. Ein vollkommener Ablass besagt, dass alle zeitlichen Sündenstrafen nachgelassen werden. Der Nachlass ist eben vollkommen. Hier, in diesem Ablassbuch, das ich vor mir habe, sind solche vollkommene Ablässe aufgeführt. Sie setzen immer voraus Beicht, Kommunion und die Verrichtung eines bestimmten Werkes. Dieses Werk kann folgendes sein: Anbetung des heiligsten Sakramentes wenigstens für eine halbe Stunde, fromme Lesung der Heiligen Schrift wenigstens für eine halbe Stunde, Gehen des Kreuzweges, Rezipitation des Rosenkranzes in der Kirche oder in der Kapelle oder in der Familie oder in einer frommen Vereinigung. Das sind vollkommene Ablässe. Wer entsprechend zugerüstet ist, von aller Sünde befreit ist, alle Anhänglichkeit an die Sünde in sich ertötet hat, Beicht und Kommunion vollzogen hat und das entsprechende Werk verrichtet, kann einen vollkommenen Ablass gewinnen. Wegen unserer Schwäche, wegen unserer Fehler, wegen der Sündenreste, die leider häufig uns anhaften, ist es nicht leicht, einen vollkommenen Ablass zu gewinnen; aber versuchen sollten wir es jeweils. Und wer einen vollkommenen Ablass nicht gewinnt, der gewinnt einen unvollkommenen, und auch der ist nicht zu verachten, einen Teilablass. Und auch da will ich Ihnen einige Beispiele geben für Teilablässe. Das Rosenkranzgebet, das wir täglich allein verrichten, bringt immer einen Teilablass mit sich. Viele andere Gebete und Gebetsanrufungen wie „Heiligstes Herz Jesu, erbarme dich unser!“ zum Beispiel, sind mit einem Teilablass versehen. Der Hymnus: „Komm, o Geist der Heiligkeit“, dieser Hymnus zum Heiligen Geist, ist mit einem Teilablass ausgestattet. Und so sind viele andere Gebete und auch Handlungen mit Teilablässen versehen. Zum Beispiel wenn man bei der Erfüllung seiner Pflichten und in den täglichen Sorgen des Lebens geduldig ist, den Geist demütig zu Gott emporrichtet und irgendeine Anrufung Gottes dabei spricht, wird ein Teilablass gewonnen. Oder wenn man im Dienste der Notleidenden, im Dienste von Kranken, im Geiste der Barmherzigkeit sich diesen Kranken, diesen Notleidenden zuwendet, gewinnt man einen Teilablass. Oder wenn man auf eine erlaubte und angenehme Sache um Gottes willen im Geiste der Buße verzichtet, gewinnt man einen Teilablass. Wir sollten diese Chancen, die uns Gott durch seine Kirche einräumt, nicht geringschätzen. Wir sollten die Ablässe, die so wertvoll sind, gebrauchen.

Die Ablässe werden heute nicht mehr mit Zeitangaben ausgestattet. Es heißt also nicht mehr 30 Tage, 40 Tage, sondern nur, dass man eben einen Ablass gewinnt. Und zwar durch einen Teilablass wird ein ebenso großer Nachlass an zeitlicher Strafe zugeteilt, wie der Betreffende durch das Werk, das er verrichtet, selbst gewinnt. Ich wiederhole noch einmal: Durch den Teilablass wird dem Christen ein ebenso großer Nachlass an zeitlicher Strafe zugeteilt, wie er selbst schon durch sein Tun, eben die Verrichtung des vorgeschriebenen Werkes, erhält.

Wir können die Ablässe auch den Verstorbenen zuwenden. Sie können ja selber keine Ablässe mehr gewinnen. Die Zeit des Wirkens ist vorüber; sie können nur noch leiden. Aber wir dürfen noch wirken. Und so können wir ihnen Ablässe zuwenden, können sie gewinnen und in brüderlicher Liebe den Verstorbenen schenken, Gott bitten, dass er diesen Ablass den Verstorbenen zuwendet. Die Ab-

lässe helfen den Armen Seelen, und wir sollten nicht darauf verzichten, ihnen damit zu Hilfe zu kommen.

Der Ablass ist nicht geringzuschätzen, meine lieben Freunde. Wer Ablässe gewinnt, der sagt ja zu einer ganzen Reihe von Glaubenssätzen unserer Kirche. Er bekennt sich nämlich zum Glauben an das Sühnewerk Christi und an die Gemeinschaft der Heiligen; er bekennt sich zu der Strafvergebungsgewalt der Kirche; er bekennt sich zum Fegfeuer, und er wird angehalten zu Beicht und Kommunion, die ja beim vollkommenen Ablass vorgeschrieben sind, und zu einem Leben im Gnadenstand. Er wächst dadurch in der Liebe zu Gott, und er wirkt für den Nächsten.

Sie haben es vielleicht nicht mehr erlebt, aber wir Älteren haben noch erlebt, wie die Ablassstage in vielen Gemeinden Segenstag waren. An den Ablassstagen kamen die Gläubigen zur Beicht und empfingen die heilige Kommunion, sie verrichteten das vorgeschriebene Werk und gewannen auf dieser Weise Ablässe. Aus der christlichen Vergangenheit wird uns berichtet, wie die Ablassstage wirkliche Volksmissionstage waren. Im Jahr 1476 wurden in Bern – also in der Schweiz – Ablässe gewonnen. 80 Beichtväter waren tätig. 80 Beichtväter, die Beicht hörten und danach die heilige Kommunion austeilten, um den Gläubigen die Gnade des Ablasses zu vermitteln. Das ganze religiöse Leben nahm dadurch einen Aufschwung. Wir haben vielleicht noch an den Portiunkulatagen, also am 2. August, erlebt, wie Ablässe gewonnen werden konnten, auch gewonnen worden sind durch die Gläubigen. Ein neues religiöses Leben ist durch die Ablassgewinnung aufgeblüht.

Die Ablässe haben auch eine große kulturelle Bedeutung. Viele Kirchen, Kapellen, Wegkreuze, Krankenhäuser sind durch Ablassgelder erbaut worden. Gefangene wurden losgekauft mit den Ablassgeldern. Das war der große Segen, der vom Ablass ausgegangen ist. Wer Ablässe gewinnt, der tut sich ein gutes Werk und auch für die christliche Gemeinschaft. Schätzen Sie, meine lieben Freunde, den Ablass hoch! Machen Sie die Absicht – das muss man nämlich dazusagen – machen Sie die Absicht: Ich möchte alle Ablässe gewinnen, die die Kirche verliehen hat und die ich durch mein Handeln oder mein Unterlassen gewinnen kann. Ich möchte alle diese Ablässe gewinnen zu meinem Heile und zum Heile der Menschen, zum Heile auch der Verstorbenen, die auf mein Ablassgebet warten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Pflicht zu guten Werken

11.02.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Leben ist nicht ein Vorbeischreiten an Abgründen, sondern ein Weg in die Höhe. Gewiß, wir sind gefährdet, weil wir die Last der bösen Begierlichkeit in uns tragen. Aber der Kampf gegen das Böse erschöpft unser Leben nicht. Unsere größere Aufgabe ist vielmehr, Gutes zu tun, gute Werke zu vollbringen, ein guter Baum zu sein, der einmal fruchtbeladen am Ende des Lebens dasteht. Da erhebt sich die Frage: Ja, was ist denn gut? Woher wissen wir denn, was gut ist? Wer sagt uns denn, welche Werke gut und welche böse sind? Die Antwort lautet: Allein Gott kann uns sagen, was gut ist und was böse ist. Er ist der Herr des Weltalls; er ist der Herr auch der Moral. Gott selber ist gut, in sich gut, und was er will, das ist gut. Der Wille Gottes belehrt uns, was gut ist.

Diesen Willen hat Gott in einer doppelten Offenbarung ausgesprochen, in der Schöpfungsoffenbarung und in der Erlösungsoffenbarung. In der Schöpfungsoffenbarung hat Gott Strukturen, Gesetze in das Sein, in die Geschöpfe gelegt, die für den Menschen verbindlich sind. Die Seinsordnung ist für uns ein Befehl Gottes. Ebenso ist es mit der Gnadenordnung. Hier hat uns Gott seinen Willen geoffenbart, und was er uns lehrt, das ist von uns zu tun. Was dieser Ordnung entspricht, das ist gut. Was ihr widerspricht, das ist böse. Also: Wir müssen nur ernst machen mit den Wirklichkeiten. Wenn wir Geschöpfe und Kinder Gottes sind, dann müssen wir ihn anbeten, dann müssen wir ihn lieben, dann müssen wir ihm gehorchen. Wenn wir Brüder Christi sind, dann muss ein jeder Mensch, wer immer er auch sei, uns zu Achtung und Liebe bewegen. Wenn wir Tempel des Heiligen Geistes sind, dann müssen wir in Selbstachtung und Keuschheit unser Leben verbringen.

Die Güte einer Handlung bestimmt sich aus drei Elementen: aus der Handlung selbst, aus der Absicht und aus den Umständen. Wir haben in unserem Studium gelernt den schönen Satz: „Bonum ex integra causa – malum ex quolibet defectu.“ Ein wunderbares Prinzip: Bonum ex integra causa – malum ex quolibet defectu. Das heißt, eine Handlung ist nur dann gut, wenn alle drei Elemente vorhanden sind: dass die Handlung in sich gut ist, dass die Absicht gut ist und dass die Umstände gut sind. Eine Handlung wird schlecht, wenn auch nur eines von diesen drei Elementen fehlt.

Wenn wir das einmal näher betrachten: Das, was wir tun, muss in sich einwandfrei, gut und nach Gottes Willen sein. Das ist unerlässlich. Aber wir können diese gute Tat verstärken, indem wir sie auch mit guter Absicht vollbringen. Wenn ich die heilige Messe besuche, mürrisch und unwillig, dann ist zwar die Handlung gut, aber sie wird teilweise entwertet durch meinen schlechten Willen. Es muss also zur guten Handlung auch die gute Absicht kommen. Und eine schlechte Handlung kann niemals durch eine gute Absicht gut werden. Aber eine gute Handlung kann durch die gute Absicht doppelt gut werden. Dazu kommen aber auch die Umstände. Auch die Umstände sind zu beachten, denn sie betreffen die Handlung. Nehmen wir an, es besucht jemand am Werktag die heilige Messe. Eine gute Handlung. Er besucht sie mit guter Absicht, denn er will Gott verherrlichen und für die Menschen flehen. Aber zu Hause ist einer, der dringend seiner Hilfe bedarf, der in diesem Augenblick und in dieser Stunde nicht allein gelassen werden kann. Dann sind die Umstände dieses Gottesdienstes schlecht, und die Handlung ist dadurch in ihrem Werte beträchtlich gemindert. Noch einmal: Bonum ex integra causa – malum ex quolibet defectu.

Wir sollen die Handlungen aber auch im Zustand übernatürlicher Erhebung vollbringen. Das heißt: Wir sollen, wenn wir gute Handlungen setzen, im Gnadenstande sein und die gute Meinung haben. Wir sollen im Gnadenstande sein, also in der heiligmachenden Gnade. Wir sollen im Frieden mit Gott sein, denn wenn wir von Gott getrennt sind durch die schwere Sünde, können wir nichts übernatür-

lich Gutes tun. Noch einmal diesen wichtigen Satz: In der Todsünde können wir nichts, was Ewigkeitswert besitzt, tun. Wir können natürlich gute Taten setzen, das sollen wir auch. Es ist nicht alles, was der Sünder tut, Sünde. Aber Ewigkeitswert besitzt eine Handlung erst wieder, wenn er sich von der Sünde durch Reue und Buße befreit hat.

Dazu sollen wir die gute Meinung erwecken. Wir sollen also mit unseren Guttaten auch gute Absichten verbinden. Wir sollen gut eingestellt sein. Wir sollen die Tat vollbringen zur Ehre Gottes, zum Heile der eigenen Seele und zum Segen für die anderen Menschen. Diese gute Meinung, meine Freunde, sollten wir jeden Tag am Morgen erwecken und auch tagsüber erneuern. Laß mich, o Gott, so sollen wir jeden Morgen beten, laß mich, o Gott, den Tag verbringen zu deiner Ehre, zum Heile meiner Seele, zum Segen für die übrigen Menschen. Laßt uns also Gutes tun und nicht müde werden.

Wir sollen aber das Gute nicht nur dann und wann tun. Wir sollen es grundsätzlich und immer tun. Wir sollen es regelmäßig tun. Wenn wir das vollbringen, dann besitzen wir Tugend. Tugend ist die Fertigkeit im Guten. Wenn wir uns angewöhnt haben, immer und regelmäßig das Gute zu tun, dann erwerben wir eine Tugend. Diese Tugend ist eine Fertigkeit im Guten. Wo jemand dauernd und beharrlich das Gute tut, da besitzt er die Tugend.

Unser Tugendleben ist ein Zusammenwirken von Gott und Mensch. Schon bei unserer Erschaffung wurde die natürliche Tugendanlage in unser Herz gelegt. Der Mensch besitzt von Natur aus eine Anlage zur Tugend, und er bekommt eine weitere Anlage zur Tugend in der Taufe. Durch die Taufe wird eine übernatürliche Tugendanlage, eine Anlage zu übernatürlicher Tugend, in die Seele gelegt. Diese Anlage aber will entfaltet werden. Wir müssen die Tugend üben, damit wir das Pfand, das Gott in uns gelegt hat, auch benutzen. Wir müssen Fähigkeiten und Fertigkeiten im Guten erwerben, damit wir das Gute leicht und wie von selbst tun. Das Gute muss uns gewissermaßen zur zweiten Natur werden. Eine gute Gewohnheit müssen wir ausbilden. Aus der eingegossenen Tugend soll die erworbene Tugend werden. Und dann sollen wir die Tugend leben. Wir sollen Tugenden erwerben, die zahlreichen Tugenden, die sich in unserer Seele befinden sollen.

Es gibt ganze Tugendgruppen. An erster Stelle die drei göttlichen Tugenden. Göttliche Tugenden sind jene, die von Gott kommen und uns mit Gott verbinden. Es ist der Glaube, es ist die Liebe, es ist die Hoffnung. Wir müssen glauben, hoffen, lieben, um zu Gott zu kommen und mit ihm verbunden zu werden. Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Aber auch ohne Liebe kann man Gott nicht gefallen, und auch nicht ohne Hoffnung.

Zu den göttlichen Tugenden treten die sittlichen Tugenden. Das sind jene Fertigkeiten im Guten, die sich auf die Mitmenschen und auf die eigene Persönlichkeit richten. Seit alter Zeit, schon von den Griechen her, werden die wesentlichen sittlichen Tugenden zusammengefaßt in den sogenannten Kardinaltugenden, d.h. in den Haupttugenden. Das ist Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Starkmut. Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Starkmut. Die Klugheit lehrt uns, das rechte Ziel ins Auge zu fassen, nämlich den Himmel, und die rechten Mittel dazu zu gebrauchen. Wer klug ist, schaut auf zu den Sternen und vergisst nicht die Gassen. Die Gerechtigkeit gibt einem jeden das Seine. Sie teilt einem jeden zu, was ihm frommt und was ihm zukommt. Jedem das Seine geben und jedem das Seine lassen, das ist die Sache der Gerechtigkeit. Die Mäßigkeit lehrt uns den Ansturm der Leidenschaften abwehren. Sie ist die ordnende Kraft. Sie lehrt uns das rechte Maß in allen Dingen. Und der Starkmut gibt uns die Kraft, in Widrigkeiten auszuhalten. Starkmütig ist, wer tapfer ist und wer mutig ist, tapfer im Ertragen, mutig im Vorwärtsstürmen, allen Hindernissen zum Trotz. Das sind die Haupttugenden, die wir erwerben sollen.

Daneben gibt es auch Standestugenden. Jeder Stand hat seine eigenen Tugenden: der Vater, die Mutter, der Arbeiter, der Lehrer, der Priester – sie alle haben ihre eigenen und eigentlichen Tugenden, die sie vor anderen bewähren und bewahren müssen. Es gab einmal eine Zeit, da hat man auch dem deutschen Volk Tugenden zugeschrieben. Man sagte, der Deutsche ist fleißig, er ist ordnungsliebend, er ist zuverlässig, er ist pünktlich. Ich weiß nicht, ob das heute noch gilt. Aber wenn es gälte, wäre es sehr erfreulich. Auch unser Volk sollte Tugenden beweisen, die es vor anderen Völkern auszeichnet. Fleiß, Zuverlässigkeit, Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, das sollten völkische Tugenden der Deutschen sein.

Jede Tugend hat ihre eigene Aufgabe, und keine Tugend kann die andere ersetzen; sie hängen alle zusammen. Wenn man eine Tugend schwächt, schwächt man auch eine andere. Ich werde nie vergessen, meine lieben Freunde, wie uns der Leiter des Münchner Priesterseminars im Jahre 1948 sagte: „Man ist nicht nur auf einem Gebiete unenthaltsam.“ Man ist nicht nur auf einem Gebiete unenthaltsam, d.h. wenn man unenthaltsam ist im Essen und Trinken, dann ist man es auch im Reden oder in der geschlechtlichen Sittlichkeit. Man ist nicht nur auf einem Gebiete unenthaltsam. Das ist wunderbar ausgedrückt und gilt auch für die anderen Tugenden. Auch die anderen Tugenden brauchen den Beistand, brauchen die Hilfe der benachbarten und der dazugehörigen Fertigkeiten im Guten.

Freilich gibt es eine Tugend, meine lieben Freunde, die über allem steht und die vor allem gepflegt werden muss, und diese Tugend ist die Liebe. Das Größte von allem, so werden wir am nächsten Sonntag hören, das Größte von allem ist die Liebe. „Wenn ich meinen Leib zum Verbrennen gäbe, und wenn ich die Gabe der Weissagung hätte, und wenn ich allen Glauben hätte, so dass ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, ich wäre nichts.“

Pflegen wir also die Liebe, die Liebe zu Gott, die Liebe zum Nächsten, die Liebe auch zu unserem eigenen, besseren Ich. „Gedenke daran, welchen Hauptes Glied du bist“, mahnt einmal der heilige Augustinus. Denke daran, welchen Hauptes Glied du bist!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Tugend der Vollkommenheit erstreben

18.02.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Heiland mahnt uns: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Diese Mahnung haben die Apostel aufgenommen. Paulus ruft uns zu: „Seid vollkommen!“ und Petrus mahnt: „Seid heilig!“ Wir sind aufgerufen, vollkommen zu werden. Was heißt das: vollkommen sein? Vollkommen sein heißt, die Tugenden, die wir nach Gottes Willen besitzen sollen, in einem erheblichen Maße zu besitzen. Wer vollkommen ist, besitzt alle Tugenden, die Gott an ihm sehen will. Er ist Meister im religiösen, im sittlichen, im asketischen Leben geworden. Wir verehren vollkommene Künstler. Denken wir etwa an große Meister auf den Instrumenten, auf der Geige, auf dem Klavier. Wie entzückt sind wir, wenn wir einen solchen Künstler erleben! So sollen auch wir vollkommene Christen werden, Christen, die es in ihrem Christenleben zur Meisterschaft gebracht haben. Wir sollen nicht Anfänger und Stümper bleiben, nein, wir sollen den Anfang hinter uns lassen und fortschreiten zur Meisterschaft. Wir sind dazu berufen. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Wir wissen, wir haben es noch nicht erlangt, aber wir wollen auf dem Wege sein. Wir wollen zu sehen, dass wir es ergreifen.

Die Vollkommenheit besteht in der Liebe. Die Liebe ist eben die Zusammenfassung aller Gebote. Der Herr hat es ja eindeutig gesagt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deinem ganzen Gemüte, aus allen deinen Kräften und deinen Nächsten wie dich selbst! An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.“ Das heißt, wer die Liebe im wirklichen, vollkommenen Maße besitzt, der erfüllt alle anderen Gebote sowieso; denn die Liebe verbietet ihm, unrecht zu tun. Die Liebe hält ihn an, recht zu tun und den Menschen Güte, Geduld und Erbarmen zu beweisen. Die Liebe schließt aus dem Herzen alles aus, was schwere Sünde, was lässliche Sünde, was Unvollkommenheit ist. Wir sollen nicht nur die schwere Sünde meiden, nein, wir sollen auch den Kampf gegen die lässliche Sünde energisch führen, und wir sollen uns bemühen, die Unvollkommenheiten, die keine Sünden sind, aber eben Schwächen, wir sollen uns bemühen, die Unvollkommenheiten zu entfernen, um zur vollkommenen Liebe zu gelangen.

Es gibt Menschen, die haben nicht nur einen niederen Grad der Liebe erlangt, sondern sie haben den höchsten, den heroischen Grad der Liebe gewonnen. Wir nennen diese Menschen Heilige. An ihnen können wir ablesen: Sie konnten es, also können es auch wir. „Seid meine Nachahmer, wie ich der Nachahmer Christi bin“, mahnt der Apostel Paulus, und so sagen alle Heiligen: Seid unsere Nachahmer, wie wir Christus nachgeahmt haben.

Der Weg zu diesem Ziel ist die Erfüllung unserer beruflichen und unserer christlichen Aufgabe. Ein Priester besuchte einmal eine Fabrik. An einer Maschine traf er einen jungen Menschen mit hellen Augen. Er sagte zu ihm: „Willst du nicht heilig werden?“ „Das ist doch ausgeschlossen, wie soll ich das können?“ „Du kannst es. Du brauchst nur deine Arbeit so zu verrichten, dass sie im Aufblick zu Gott und im Dienst an den Menschen geschieht. Dann wirst du heilig.“ So ist es, meine lieben Freunde, es geht in jedem Stande. Ob Priester oder Laie, ob Mann oder Frau, ob Kind oder Greis, ein jeder Mensch besitzt die Möglichkeit, vollkommen zu werden. Allen steht der Weg zur Heiligkeit offen.

Für das Erreichen des Zieles stehen uns göttliche und menschliche Kräfte zur Verfügung. Göttliche Kräfte! Unter ihnen ragt hervor das Wort Gottes. Wir haben Gottes Offenbarung, wir haben seine Wortoffenbarung im Alten und Neuen Testament. Es ist die Wahrheit. Andere Religionen haben Splitter der Wahrheit, das geben wir zu. Andere Religionen haben Elemente der Wahrheit, das sei ein-

geräumt. Aber niemand hat die Fülle und die Klarheit der Wahrheit wie wir, wie wir sie von Gott selbst in seinem Christus empfangen haben. Das ist der himmelweite, nicht überbrückbare Unterschied zwischen allen Religionen und dem christlichen Glauben. Gottes Wahrheit ist Licht. Wir wissen den Weg, wir sehen den Weg, wir kennen den Weg, wir wissen, was wir tun müssen. Gottes Verheißungen, Gottes Drohungen, Gottes Gebote, Gottes Verbote: das ist der Weg, den wir gehen müssen. Das ist der Weg, auf den Gott uns ruft. Nur müssen wir auf Gottes Wort hören; wir müssen seine Wahrheit uns aneignen; wir müssen nach seiner Wahrheit leben.

Ich bin immer glücklich, meine lieben Freunde, wenn wir Priester an jedem Sonntag den sehr, sehr langen Psalm 118 beten dürfen. Dieser Psalm 118 wiederholt hundertmal das sehnsüchtige Verlangen: „Laß mich deinen Geboten folgen. Laß dein Wort mein Licht sein. Laß deine Gebote mein Entzücken sein.“ So muss es sein. „Zwei Dinge sind es, die wir in unserem Leben brauchen: Speise und Licht“, schreibt einmal der Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi. „Darum hast du uns Schwachen deinen Leib zur Erquickung und dein Wort zur Leuchte meinen Füßen gegeben.“ So ist es: der Leib Jesu zur Erquickung und das Wort Jesu als Leuchte für unsere Füße.

Die zweite göttliche Kraft, die uns zuteil wird, ist die Gnade. Wir gebrauchen das Wort oft. Wir müssen uns immer wieder klar werden, was es bedeutet. Was ist denn Gnade? Gnade ist jede Gabe Gottes, die er uns zu unserem Heile verleiht. Da wissen wir, was Gnade ist. Gnade ist jede Gabe Gottes, die er uns zu unserem Heile verleiht. Dabei unterscheiden wir die heiligmachende und die helfende Gnade. Diese Gnade ist uns notwendig. Ohne seine Gnade können wir überhaupt nichts Übernatürliches tun. Der Herr sagt es eindeutig im Johannesevangelium: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“, nämlich nichts übernatürlich Nützliches, nichts übernatürlich Heilendes. Ohne Gnade können wir nicht vollkommen und nicht heilig werden.

Die Gnade schöpfen wir aus verschiedenen Quellen. Im Gebet fließt die Gnade. Wenn wir richtig beten, wenn wir andächtig beten, wenn wir ergeben in Gottes Willen beten, dann fließt die Gnade in unsere Seele. Wenn wir dem heiligen Messopfer beiwohnen, fromm beiwohnen, innerlich beiwohnen, dann schickt uns Gott seine Gnade. Wenn wir die Sakramente empfangen, etwa das Bußsakrament, dann fließt die Gnade Gottes über uns. Gottes Sache ist es, die Gnade zu verleihen, unsere Sache ist es, sie aufzunehmen. Unser Herz muss bereit sein. Es muss geöffnet sein. Wir müssen es uns gefallen lassen, dass Gott uns retten will. Also müssen wir unser Herz bereiten. Das sind die göttlichen Kräfte: Gottes Licht, Gottes Wort und Gottes Gnade, die uns zuteil werden.

Aber das genügt nicht. Ein frommer Mensch betete einmal zu Gott: „Gib mir Kraft, gib mir Stärke!“ Da hörte er die Antwort von Gott: „Gib dir Mühe!“ Eines ist es, Gottes Gnade zu empfangen, das andere ist es, in der Gnade zu wirken, in der Gnade zu arbeiten, sich zu mühen. Zum Austeilen der Gnade Gottes muss die eigene Anstrengung kommen. Der Herr hat es uns eindeutig gesagt: „Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!“ Drei Dinge: Er verleugne sich selbst, er nehme sein Kreuz auf sich, er folge mir nach. Was heißt das: Selbstverleugnung? Selbstverleugnung besagt, dass wir zu eigenen Wünschen, Plänen, Programmen nein sagen können müssen. Wir müssen oft das, was wir gerne tun möchten, fallen lassen, um höheren Zielen zu folgen. Wir müssen um Gottes willen den eigenen Willen oft aufgeben, um dem Willen Gottes zu folgen. Man muss das eigene Ich opfern, wenn man Jesus nachfolgen will. Das beginnt in Kleinigkeiten und kann zu heroischer Gottes- und Nächstenliebe führen. Eigene Wünsche, eigene Liebhabereien, eigene Pläne drangeben, um Größeres, um Wertvolleres, um Höheres zu erreichen. Das ist also die Selbstverleugnung: der Verzicht auf Geringwertiges um des Höherwertigen willen.

Die zweite Aufforderung lautet: das Kreuz tragen. „Wer mir nachfolgen will, der trage sein Kreuz, der nehme sein Kreuz auf sich.“ Kreuze bleiben keinem einzigen von uns erspart. Es leidet die ganze Menschheit, es leidet auch jeder einzelne. Aber es kommt darauf an, wie wir leiden. Dass wir leiden müssen, das ist ausgemacht, aber an uns liegt es, wie wir leiden. Also entweder geduldig, ergeben, willig oder unwillig, mürrisch und ungeduldig. Gehobelt wird in jedem Falle, aber es kommt darauf an, wie wir den Hobel führen. Tragen müssen wir immer, aber an uns ist es, ob das Tragen uns zum Heile oder zum Unheil gereicht. „Christ, flieh doch nicht das Kreuz, du musst gekreuzigt sein, du gehst sonst nimmermehr ins Himmelreich hinein.“ So hat unser schlesischer Dichter Angelus Silesius gedichtet. Christ, flieh doch nicht das Kreuz, du musst gekreuzigt sein, du gehst sonst nimmermehr ins

Himmelreich hinein. So ist es also an uns, das Kreuz zu tragen und nicht abzuwerfen. „Wenn du das Kreuz gewaltsam abwirfst, wirst du gewiß ein anderes finden, und das ist vielleicht schwerer als das, welches du abgeworfen hast.“ So hat es ehern hingemeißelt der Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi. Wenn du das Kreuz gewaltsam abwirfst, wirst du gewiß ein anderes finden, und das ist vielleicht schwerer als das, welches du abgeworfen hast.

Die dritte Aufforderung lautet: Folge mir nach! Wir sollen Christus nachgehen. Das heißt also, die Wege gehen, die er gegangen ist und die er uns weist. Wir sollen uns von ihm führen lassen. Das ist gar nicht sehr schwer. Wenn wir ratlos sind, wenn wir uns fragen: Was soll ich denn tun? Wie soll ich denn gehen? Soll ich nach rechts, soll ich nach links gehen?, dann haben wir ein einfaches Mittel, um uns zu orientieren. Wir brauchen nur zu fragen: Was würde Jesus an meiner Stelle tun? Was verlangt Jesus an diesem Punkte von mir? Dann wissen wir in aller Regel sogleich, wie wir gehen sollen. Gewöhnlich, nicht immer, aber gewöhnlich ist der schwerere Weg der von Gott gewollte. Denn wir Menschen neigen zur Bequemlichkeit. Das ist ja der Erfolg, meine lieben Freunde, das ist ja der Erfolg der so genannten Reformen in unserer Kirche, weil sie bequem sind! Deswegen laufen die Leute ihnen nach. Und das ist der falsche Weg, denn der falsche Weg ist bequem, und der richtige Weg ist steil. Er führt bergan. Also die Nachfolge Christi lehrt uns den Weg mit Christus zu gehen, den Weg der Ausdauer, den Weg des Eifers, den Weg der täglichen Selbstüberwindung.

Es ist nützlich, meine lieben Freunde, sich eine Tagesordnung beizulegen, um diesen Weg gehen zu können. Wenn wir am Morgen erwachen, dann soll das erste, was wir tun, der Blick zum Himmel sein. Zuerst sollen wir uns mit dem Kreuze bezeichnen, um zu zeigen, dass wir dem Gekreuzigten zugehören und dass auch dieser Tag eine Station unseres Kreuzweges sein wird. Wir sollen die gute Meinung machen: O Gott, laß mich diesen Tag zu deiner Ehre, zum Heile meiner Seele, zum Segen für meine Mitmenschen verbringen. Das ist die gute Meinung. Laß mich diesen Tag zu deiner Ehre, zum Heile meiner Seele, zum Segen für meine Mitmenschen verbringen.

Manche von Ihnen haben das Glück und auch die Kraft und den Willen, am Morgen das Messopfer zu besuchen, das Höchste, was man tun kann, das Beglückendste, was wir tun können. Im Messopfer lernen wir nämlich uns selbst zu opfern. Das ist die Schule unseres Opfergeistes, das Messopfer. Hier geht Christus durch das Opfer zum Vater. Wenn wir mit ihm gehen wollen, dann geht es nur als Opfernde. Wie soll einer mit dem sich opfernden Christus zusammenkommen, wenn er nicht opfern will? Also das Messopfer lehrt uns, unser Tageswerk dem Herrn zum Opfer zu bringen. Wer nicht zum Messopfer gehen kann, der soll bei Tage die Stationen des Messopfers abschreiten. Er soll die Lebensmesse, wenn ich so sagen darf, feiern, also den Gebetsgottesdienst, indem er eben betet, bei Tage sich immer wieder an Gott erinnert, die Tischgebete verrichtet und Stoßgebete zum Himmel schickt. Er soll dann auch den Lehrgottesdienst halten, indem er wenigstens kurz ein gutes Buch oder die Heilige Schrift zur Hand nimmt, um sich über Gottes Wort zu orientieren. Er soll die Opferung vollziehen in der schweren Berufsarbeit, in der enttäuschenden, in der manchmal misslingenden Berufsarbeit. Er soll den Opferdienst vollziehen im Dienst am Nächsten, in dem schweren Dienst am Nächsten und – und! – im freiwillig gewählten Verzicht – im freiwillig gewählten Verzicht. Dann schließlich soll er die Wandlung auch an sich erfahren, nämlich das Umgewandeltwerden in Christus.

Mir erzählte einmal ein Kartäuser, wie ein junger Mann in das Kartäuserkloster eintreten wollte. Der Kartäuserprior fragte ihn: „Was stellen Sie sich so vor hier?“ „Ja, ich möchte ein guter Kartäuser werden.“ Da sagte ihm der Prior: „Sie sollen Christus werden!“ Er sollte also umgewandelt werden in diesem Kloster in Christus. Und das ist ja irgendwie unser aller Aufgabe: Umgewandelt werden in Christus. Das letzte, was wir am Tage vollziehen wollen, ist die Kommunion, das heißt die Vereinigung mit Christus. Sie vollzieht sich immer, wenn wir in Liebe an Christus denken, und besonders natürlich, wenn wir ihn besuchen in seinem Tabernakel.

Und schließlich am Abend sollen wir danken und bitten, danken für das Tagewerk, das uns gelungen ist, bitten für das, was uns misslungen ist, um Verzeihung unserer Sünden und um eine gute Ruhe flehen. *Noctem quietam et finem perfectum concedat nobis dominus omnipotens.* So beten wir Priester jeden Abend. Eine ruhige Nacht und ein glückliches Ende möge uns der Herr verleihen!

Wenn wir so leben, meine lieben Freunde, dann sind wir auf dem rechten Wege, dann sind wir auf dem Weg zum Himmel. „In den Himmel will ich kommen, das hab ich mir vorgenommen. Mag es

kosten, was es will: für den Himmel ist nichts zu viel. Wenn du nur ernstlich willst, so ist der Himmel dein. Wie selig und wie glücklich kann auch der Ärmste sein!“
Amen.

Prof. Dr. Georg May

Vom hohen Wert der Evangelischen Räte

25.02.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ So hat der Herr uns aufgefordert. Diese Aufforderung richtet sich an alle. Es gibt nur ein Vollkommenheitsideal, und zu dem sind alle Christen verpflichtet. Aber die Wege zur Vollkommenheit sind verschieden. Der eine Weg ist der Weg der Gebote. Jeder muss ihn gehen. Die Gebote sind eine Pflicht. Aber es gibt noch einen anderen Weg, das ist der Weg der Räte des Evangeliums – Weg der Räte des Evangeliums. Es gibt im Christentum nicht nur Gebotenes, es gibt auch bloß Geratenes. Das Gebotene ist allen zur Pflicht gemacht, das Geratene ist denen überlassen, die sich in hochherziger Weise dafür entschließen.

Nicht jeder kann jedes Wort des Evangeliums buchstäblich erfüllen, aber in der Kirche muss das ganze Evangelium restlos erfüllt werden. Es muss also Menschen geben, welche die Evangelischen Räte sich zu eigen machen und nach ihnen zu leben sich bemühen. Der Mensch steht in der Mitte zwischen den irdischen und den ewigen Gütern. Das erfahren Sie ja selber jeden Tag. Je mehr man sich den irdischen Gütern zuwendet, um so schwerer wird es, den ewigen gerecht zu werden. Wir müssen also einen Ausgleich versuchen, um die zeitlichen Güter so zu gebrauchen, dass wir die ewigen nicht verlieren. Wir können und dürfen die zeitlichen Güter gebrauchen; wir können sie auf dem Weg zur Höhe mit uns tragen. Aber sie können auch eine große Last werden. Wir spüren jeden Tag diese Last. Zum leichteren Vorankommen gibt das Evangelium die Räte.

Drei Güter sind es besonders, die den Menschen an die Erde fesseln, nämlich der Besitz von Eigentum, von Wohlstand und Reichtum, zweitens die sinnlichen Freuden, also die Freuden der Geschlechtlichkeit, und der irdische Stolz, das Bemühen, auf Erden anerkannt, gelobt und geschätzt zu werden. Diesen drei Anhänglichkeiten sind die Räte des Evangeliums entgegengesetzt, nämlich dem Streben nach Besitz die freiwillige Armut, dem Suchen nach sinnlichen Freuden die immerwährende Jungfräulichkeit und Keuschheit, und dem Streben nach Ehre und nach Anerkennung der Gehorsam unter einem geistlichen Oberen.

Zum Heiland kam einmal ein junger Mann und fragte ihn: „Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?“ Der Herr entgegnete ihm: „Du kennst die Gebote. Halte die Gebote. Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!“ Da gab der junge Mann zur Antwort: „Das habe ich von Anfang an getan. Was fehlt mir noch?“ Darauf gibt ihm der Herr zur Antwort: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe alles, was du besitzt, gib den Erlös den Armen und dann komm und folge mir nach!“ Das ist der Weg der freiwilligen Armut. Das ist der Weg des Rates des Evangeliums. Der Herr weiß um die Gefahren des Reichtums. Er hat einmal das schreckliche Wort gesprochen: „Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr“, also das größte Tier des Nahen Orients, „als ein Reicher ins Himmelreich.“ Er selber war arm. Er hatte nicht einmal etwas, wohin er sein Haupt legen konnte. „Die Füchse haben Höhlen, und die Vögel des Himmels haben Nester“, so sagte er, „aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ Seine Mutter war arm. Als sie ihn im Tempel darbringt, da spendet sie das Opfer der Armen.

Den Weg der Armut sind viele hochgemute Seelen gegangen. Ein geradezu klassisches Beispiel ist der heilige Franz von Assisi. Er stammte aus reichem Hause. Sein Vater war ein wohlhabender Tuchhändler, und er hätte das ganze Erbe antreten können. Aber nein, als er das Evangelium hörte von dem Versuch, Schätze zu sammeln auf Erden, die aber doch Rost und Motten verzehren, als er das Wort hörte, da hat er sich selbst entäußert, hat auf seinen ganzen Besitz, auf sein Erbe verzichtet, hat die arme Kleidung der Hirten von Umbrien angelegt und ist hinausgezogen, und bald haben sich ihm

Freunde und Bekannte angeschlossen, eine endlose Schar. Das 13. Jahrhundert ist das große Jahrhundert der Bettelorden, die arm sein wollten und auf diese Weise die tiefe Kluft zwischen Armen und Reichen überbrücken wollten. Das haben sie erreicht. Durch ihr Beispiel haben die Reichen gelernt, ihren Reichtum recht einzuschätzen, und durch ihr Beispiel haben die Armen gelernt, mit ihrer Armut nicht unzufrieden zu sein. In den großen Pestzeiten der damaligen Zeit haben 124.000 Angehörige des Franziskanerordens ihr Leben geopfert. Es gab immer Christen, die in freiwilliger Armut sich von den Schätzen der Erde getrennt haben, um auf diese Weise Jesus nachzufolgen. „Nackt dem nackten Jesus folgen“, so steht es in der Nachfolge Christi. Und das ist eben so gemeint: entblößt von irdischen Werten, entblößt von irdischen Schätzen, entblößt von irdischen Reichtümern.

Der zweite evangelische Rat – der Rat des Evangeliums, sage ich lieber, um ein Missverständnis zu vermeiden – der zweite Rat des Evangeliums ist die beständige Jungfräulichkeit. Die Keuschheit ist für jeden Menschen Pflicht. Aber sie ist verschieden. Es gibt eine voreheliche Keuschheit, es gibt eine eheliche Keuschheit, es gibt auch eine nacheheliche Keuschheit; sie ist für jeden verschieden. Allen gemeinsam ist: Es muss die gottgewollte Ordnung im Bereich des Geschlechtlichen herrschen. Die unerlaubte Sinnenlust muss immer gemieden werden, vor der Ehe, in der Ehe und nach der Ehe. Aber es sind eben in der Ehe viele Freuden dieser Art erlaubt. Die Kirche denkt nicht daran, diese Freuden den Menschen madig zu machen. Aber sie binden natürlich den Menschen stark an die Erde. Mir sagte einmal ein Mann: „Wenn ich das nicht mehr habe, dann habe ich überhaupt nichts mehr auf Erden.“ So sehr hing er an diesen Dingen. „Wenn ich das nicht mehr habe, dann habe ich überhaupt nichts mehr auf Erden.“

Die ehelichen Freuden sind natürlich auch mit ehelichen Sorgen behaftet. Der Apostel Paulus hat es meisterlich ausgedrückt, wenn er sagt: „Der Ehelose ist besorgt, was des Herrn ist; er möchte dem Herrn gefallen. Der Verheiratete ist um das besorgt, was der Welt ist; er möchte seiner Frau gefallen. So ist sein Herz geteilt.“ Der Liebestrieb und damit auch der Lusttrieb ist eben stark am Menschen gebunden. Er soll uns gewiß über die Menschen und in den Menschen zu Gott führen, aber wer um Gottes willen die Ehelosigkeit wählt, um Gottes willen, dessen Liebe kann frei und direkt zu Gott emporsteigen. Nur von dieser ungeteilten Hingabe an Gott und seine Sache hat die Jungfräulichkeit ihren höheren Wert. Auch dafür, für diesen Rat, können wir ein Wort des Herrn anführen. Er spricht einmal davon, dass es Leute gibt, die vom Mutterschoß an zur Ehe unfähig sind. Dann gibt es Leute, die von Menschen zur Ehe unfähig gemacht wurden. Aber es gibt auch eine dritte Kategorie, nämlich solche, die sich der Ehe enthalten „um des Himmelreiches willen“. Das sind diejenigen, welche den Rat des Evangeliums, die immerwährende Jungfräulichkeit, ergreifen. Der Herr fügt hinzu: „Wer es fassen kann, der fasse es!“ Es ist also schwer, es zu begreifen, und diejenigen, die immer nur im Schlamm sich aufhalten, werden es niemals fassen. Der Herr stellt also ganz klar heraus: Es handelt sich um die immerwährende, frei gewählte Jungfräulichkeit um des Himmelreiches willen, also aus übernatürlichen Gründen.

Wer aus Bequemlichkeit, aus Trägheit, aus Entschlusslosigkeit, aus Feigheit die Ehe meidet, der ist nicht dem Rat des Evangeliums gefolgt. Solche gibt es auch. Es gibt Leute, die aus Trägheit und Eigennutz sich weigern, eine Ehe einzugehen. Es gibt aber auch zu allen Zeiten Menschen, die um hoher irdischer Güter willen auf eine Ehe verzichten, Künstler, Forscher, Feldherren, Staatsmänner, die, weil sie von ihrer Aufgabe so erfüllt sind und so ergriffen sind, sagen: Ich darf keine Ehe eingehen, sonst kann ich meiner Aufgabe, meiner Berufung nicht mehr nachkommen. Der große Ostasien-Reisende Wilhelm Filchner schreibt einmal in einem seiner Bücher – er hatte nämlich auf seinen Reisen sich jahrelang von seiner Frau trennen müssen, und die Frau war ihm davongelaufen –: „Es ist richtig, wenn man ein solches Unternehmen, wie ich es durchführe, angetreten hat, dass man auf die Ehe verzichtet.“ Und selbst erheblich kleinere Geister haben dasselbe gesagt. Ich habe einmal die Biographie der Sängerin Christa Ludwig gelesen – Christa Ludwig war eine große Sängerin. Wo sie auf die Lasten und Gefahren ihres Berufes zu sprechen kommt, da schreibt sie: „Es ist besser, wenn man als Sängerin nicht verheiratet ist.“ Also noch einmal: Wenn man sein Leben in den Dienst einer großen Sache stellen will, ist es zweifellos erlaubt, auf den Ehestand zu verzichten. In diesem Falle ist der Beruf hochrangiger als die Ehe.

Die Jungfräulichkeit um Gottes willen steht nach der Lehre der Kirche über der Ehe. Das Konzil von Trient hat es als Dogma formuliert: „Wenn jemand sagt, der Ehestand müsse dem Stand der Jungfrauschaft vorgezogen werden, und es sei nicht besser und gottseliger, in der gottgeweihten Jungfräulichkeit zu leben, als sich durch die Ehe zu verbinden, der sei ausgeschlossen.“ Die Kirche hat diese Lehre nicht verkündigt, weil sie die Ehe geringschätzt, sondern weil sie die Ehe hochschätzt; denn die Jungfräulichkeit dient der Ehe. Wenn die Menschen sehen, dass es andere gibt, die um Gottes und der Menschen willen auf die Ehe verzichten, dann werden sie auch eher geneigt sein, ihre Ehe nach Gottes Willen zu führen, auf voreheliche Erfüllungen zu verzichten und in allem der ehelichen oder auch der vorehelichen Keuschheit zu leben. Die Jungfräulichkeit dient der Ehe. Wegen der Jungfräulichkeit wird die Ehe höher geschätzt und höher gelebt. Die Ehe hat von der Jungfräulichkeit reichen Gewinn. Die vielen Priester, Ordensleute und Schwestern, die um Gottes willen auf die Ehe verzichten, dienen ja dem Volke, und es ist ein verräterisches Zeichen unserer Zeit, meine lieben Freunde, es ist ein verräterisches Zeichen unserer Zeit, dass die Priesterberufe und die Ordensberufe so erschreckend abgenommen haben, dass die Klöster sich leeren, dass die Orden aussterben, dass der Priestermangel allmählich zum Himmel schreit. Das ist ein furchtbares Zeichen unserer Zeit.

Manche machen den Einwand: Ja, aber Gott hat doch den Menschen befohlen: „Wachset und mehret euch!“ Heißt das nicht, dass man die Ehe eingehen muss? Dieser Befehl Gottes richtet sich an die ganze Menschheit, nicht an den Einzelnen. In der Menschheit muss es immer genügend Menschen geben, welche eine Ehe eingehen, um eben die Menschheit fortzupflanzen. Aber das Gebot „Wachset und mehret euch!“ ist, genauso wie das andere, dass der Mensch den Acker bebauen soll, an die Menschheit gerichtet. Es können nicht alle Ackerbauern sein. Es muss auch andere Berufe geben. Und so können auch nicht alle in die Ehe eintreten. Es muss auch Menschen geben, die um Gottes und der Menschen willen auf die Ehe verzichten.

Die Gefahr droht nicht von den wenigen, die um Gottes und der Menschen willen die Ehe hintansetzen. Die Gefahr droht von denen, die durch Zügellosigkeit und Unsittlichkeit ihre Geschlechtskraft missbrauchen. Opferscheu, Kinderscheu, das sind die Gefahren, die wir heute und die wir schon immer gesehen haben. Die Menschen, die selber im Schlamme stecken, fassen es nicht, wie andere Menschen ihr Leben auf höhere Ziele ausrichten können.

Der dritte Rat des Evangeliums ist der Gehorsam. Hier löst sich der Mensch vom eigenen Willen. Hier geht er den Weg der Demut und des vollkommenen Gehorsams unter einem geistlichen Oberen. Gehorsam gegen Gott müssen wir alle sein. Die Gebote sind uns gegeben, damit wir ihnen gehorchen. Wir müssen auch den Menschen gehorchen, die um Gottes willen uns Befehle geben dürfen. Aber über diese Gehorsamspflicht hinaus geht der Rat des freiwilligen und vollkommenen Gehorsams. Hier unterstellt sich der Mensch einem Oberen, um durch ihn sich an den Willen Gottes zu binden. Wir haben auch hier wieder das Beispiel des Heilandes. „Christus hat sich erniedrigt und ist gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze.“ Es war seine Speise, den Willen des Vaters zu tun; und ihm wollen diejenigen nachfolgen, die sich einem Oberen zum Gehorsam unterwerfen. Vergessen Sie nicht, meine lieben Freunde, das Opfer des Willens ist das schwerste Opfer. Manchmal ist die Rede von Kadavergehorsam, also von einem blinden, unerleuchteten Gehorsam. Einen solchen Gehorsam will Gott nicht. Der Gehorsam muss immer ein erleuchteter, ein erfüllter Gehorsam sein. Der Gehorsam findet immer seine Grenzen an der Vernunft und am Gebote Gottes. Niemals kann ein geistlicher Oberer etwas befehlen, was gegen die Vernunft und den Willen Gottes ist. Der Gehorsam, der im Kloster geleistet wird, achtet die Menschenwürde. Solcher Gehorsam ist eben zutiefst Demut, Dienemut. Man will dienen durch seinen Gehorsam. „Obgleich dem Herrn die Gottesgestalt zu eigen war, entäußerte er sich selbst, nahm Knechtsgestalt an, ward im Äußeren erfunden wie ein Mensch und erniedrigte sich selbst.“ Das ist das Beispiel unseres Heilandes, das im vollkommenen Gehorsam nachgeahmt wird. „Nur der Stolz hindert uns daran, Heilige zu werden“, sagte einmal der heilige Pfarrer von Ars. Tatsächlich, wer in vollkommener Keuschheit lebt, opfert viel. Wer in Armut lebt, opfert ebenfalls viel. Aber wer den Willen opfert, der opfert sich selbst, der opfert am meisten. Und so gibt es eben Männer und Frauen, die sich zum Stand der Räte des Evangeliums entschlossen haben, die sich durch Gelübde oder durch andere Formen der Versprechen an die Räte des Evange-

liums binden. Ein Gelübde ist mehr als ein Vorsatz. Ein Gelübde ist eine Übergabe an Gott unter bindender Verpflichtung. Wer sich mit einem Gelübde verpflichtet, der verpflichtet sich unter Sünde.

Die Gemeinschaft ist im Ordensleben überaus wichtig. Es gibt keine Gemeinschaft, die nicht zusammengehalten würde durch den Gehorsam. Freilich ist die Seele der Gemeinschaft die Liebe. Wo die Liebe fehlt, da ist ein harmonisches Zusammenleben nicht möglich, auch nicht im Kloster. Es ist richtig: Nicht alle, die sich zu diesem Stand entschlossen haben, stehen immer und allezeit auf der Höhe ihrer Berufung. Es gibt wie überall Eifrige und weniger Eifrige, es gibt auch Unberufene, die ihrem Stande zur Schande werden. „Ich habe“, sagt einmal der heilige Augustinus, „nicht leicht bessere Menschen getroffen als jene, die sich im Kloster vervollkommen haben. Aber ich habe auch nicht leicht schlechtere Menschen getroffen als jene, die in Klöstern gefallen sind.“

Der Ordensstand hat für die Kirche eine unaufgebbare Bedeutung. Er lässt sich aus der Kirche nicht wegdenken. Hier sind die großen Missionare entstanden, die großen religiösen Erneuerer, die opferstarken und Gott zugewandten Menschen, die andere wieder emporreißen. Ich habe Ihnen schon einmal erzählt, meine lieben Freunde, dass ich einen Schulfreund habe, der jetzt mit 81 Jahren immer noch eine Pfarrei von 20.000 Seelen in Ecuador in Südamerika leitet, mein lieber Freund Longinus Schmitt. Das ist ein Ordensmann nach dem Willen und nach dem Herzen Gottes. Aus der Welt lässt sich kein Kloster machen, aber in Welt müssen Warnungsrufe stehen, müssen Klöster stehen, hochleuchtende Verkehrstürme, die den Weg weisen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Los des irdischen Todes

04.03.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Stundenzeiger am Zifferblatt der Uhr rückt unerbittlich weiter. Niemand vermag ihn anzuhalten. Mit diesem Stundenzeiger geht unser Leben unwiderruflich dem Ende entgegen. Eine der Stunden wird unsere letzte sein. Dann kommt der Tod.

Viele Menschen wagen nicht daran zu denken und erschrecken vor dem Sterben, und rein menschlich gesehen ist der Tod auch etwas Erschreckendes, wenn wir alles zurücklassen müssen, was uns hier lieb und teuer war, wenn unser Erdenleben zu Ende geht, wenn die Seele sich vom Leibe trennt. Doch auch über dem Sterben leuchtet das verklärende Licht unseres Glaubens. „Deinen Gläubigen“, so bekennen wir in der Präfation der Totenmesse, „wird das Leben nicht genommen, sondern verwandelt.“ Das dunkle Tor des Todes ist die Pforte zum ewigen Leben. „Ich sage, weil der Tod allein mich machet frei, dass er das beste Ding von allen Dingen sei“, hat der schlesische Dichter Angelus Silesius einmal gedichtet. Ich sage, weil der Tod allein mich machet frei, dass er das beste Ding von allen Dingen sei. Die Todesstunde ist die Stunde der Wahrheit. Da zeigt es sich, was gilt, und da zeigt es sich, was bleibt. Ich habe noch nie gehört, meine lieben Freunde, dass jemand in der Todesstunde vom katholischen Glauben abgefallen sei, aber ich habe schon oft gehört, dass jemand in der Todesstunde zu diesem Glauben gefunden hat, vor wenigen Jahren noch der bedeutende Dichter und Schriftsteller Ernst Jünger. Er ist mit über 100 Jahren in der Todesstunde zum katholischen Glauben übergegangen.

Nichts ist so sicher wie der Tod. Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben. Aber nichts ist so ungewiß wie die Stunde des Todes. Gott hat sie in seiner souveränen Freiheit von Ewigkeit her festgesetzt. Unser Schöpfer wollte, dass uns der Tag unseres Todes unbekannt bliebe, damit wir den Tod stets nahe glauben, da wir ihn niemals ferne wissen. Wir sollen ihn stets nahe glauben, da wir ihn niemals ferne wissen. Gott lässt sich die Uhr nicht von den Menschen stellen. Wenn die festgesetzte Stunde kommt, wird uns der Tod erreichen, ob wir auf dem Krankenbett liegen oder noch rüstig bei der Arbeit sind, ob Krieg und Kampf oder eine Seuche uns hinwegrafft, oder ob wir im Frieden und im Frühling unseres Lebens uns befinden. Da hilft kein Sträuben und kein Bitten, kein Geld und kein Arzt; wenn nach Gottes Willen unsere Lebensuhr abgelaufen ist, bleibt sie stehen.

Und weil der Tod so ungewiß ist, sollten wir um eine gute Todesstunde beten. Der Kardinal Newman, dieser große englische Konvertit, hat das schöne Gebet gesprochen: „O Gott, laß mich sterben zu einer Zeit und auf die Weise, die am meisten zu deiner Ehre und am besten zu meinem Heile ist.“ Laß mich sterben zu der Zeit und auf die Weise, die am meisten zu deiner Ehre und am besten zu meinem Heile ist. Manche Menschen werden plötzlich und unversehen aus dem Leben abberufen, vor allem Priester. *Subitanea mors, clericorum sors* – ein plötzlicher Tod ist das Schicksal der Priester. Der gläubige Christ weiß um diese Ungewissheit und lebt deswegen stets in der Gnade Gottes. Er erinnert sich an das Wort des Herrn: „Seid wachsam, denn ihr wisst nicht, zu welcher Stunde der Herr kommt!“ Und wir beten ja in der Allerheiligenlitanei. „Vor einem jähen und unversehenen Tode bewahre uns, o Herr!“ Wenn wir aber eine Frist der Vorbereitung haben, wenn wir spüren, dass der Tod kommt und wenn die Angehörigen es uns sagen, dann sollen wir uns auch vorbereiten auf die Stunde des Todes, damit wir versehen – versehen! – mit den Gnadenmitteln der Kirche vor Gott treten können.

Es ist nützlich, meine Freunde, die Todesanzeigen in den Zeitungen zu lesen. Da heißt es: „Nach langem, schwerem Leiden wurde er abberufen“ oder „Plötzlich und unversehen hat seine letzte Stun-

de geschlagen“, und erfreulicherweise gerade bei Todesanzeigen katholischer Adelliger lesen wir oft: „Wohlversehen mit den Sakramenten der heiligen Kirche“ oder „Wohlversehen mit den Tröstungen unserer Kirche.“ Wir sollen uns also versehen lassen. Das heißt, dass wir den Priester rufen, damit er uns für das Sterben vorbereitet. Der Priester tritt in das Haus, in dem sich der Kranke befindet. Er kommt mit den Gnadenmitteln der Kirche. Das erste ist die heilige Beichte. Noch einmal darf der Kranke, darf der Sterbende seine Schuld bekennen. Wie herzlich und wie beseligend sind solche Beichten im Angesichte des Todes! Es gab in Frankreich einmal einen abtrünnigen Bischof, Maurice Talleyrand. Dieser abtrünnige Bischof hatte jahrzehntelang gegen Gottes und der Kirche Gebote gehandelt. Aber als er zum Sterben kam, da ließ er einen Priester rufen, den berühmten Duponloup. Als Duponloup ihm die Beichte abgenommen hatte, da sagte er: „Ich habe noch nie in meinem Leben eine so reuige Beichte gehört wie von diesem ehemaligen Bischof.“ Im Angesichte des Todes, da weicht alle Scham, da erinnert sich der Mensch an seine Untaten, an seine Missbräuche und an seine Verfehlungen, und da kommt ihm Gott noch einmal mit dem wunderbaren Sakrament der Buße zu Hilfe. Da kommt der Gottesfriede und die Gottesliebe in sein Herz, da wird das Leiden noch einmal geheiligt durch das Sakrament der Buße. Da liegt tatsächlich der Frieden Gottes über dieser Stunde. Dann entnimmt der Priester einer kleinen, goldenen Kapsel den Leib des Herrn. Er zeigt ihn dem Kranken, dem Sterbenden: „Seht, das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt!“ Und noch einmal betet der Kranke oder Sterbende: „O Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehest unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.“ Jetzt kommt Jesus, wenn alle Menschen den Kranken, den Sterbenden verlassen, jetzt kommt Jesus. Er kommt, um bei ihm zu bleiben. „Nimm hin die Wegzehrung unseres Herrn Jesus Christus!“ Ja, das ist es: eine Wegzehrung, also eine Nahrung für den Weg, der jetzt bevorsteht, nämlich der Weg in den Tod. Und so darf der Kranke, darf der Sterbende auch das dritte Sakrament empfangen, die Krankensalbung. Wir Älteren sprachen von der „Letzten Ölung“, und das ist nicht falsch, denn nach dieser Ölung gibt es keine Ölung mehr. Es gibt vorher Ölungen, so bei der Taufe oder bei der Weihe, aber die Ölung, die wir als Kranke oder Sterbende empfangen, ist tatsächlich die letzte. Man hat jetzt dieses Sakrament umbenannt in „Krankensalbung“. Das ist auch nicht falsch. Nur muss man dazu sagen: Nicht jeder Kranke darf es empfangen, sondern nur der, der lebensgefährlich erkrankt ist. Wegen eines Schnupfens empfängt man nicht die Krankensalbung. Es heißt immer im kirchlichen Gesetzbuch, es muss jemand „periculose“, gefährlich, erkrankt sein, und die Gefahr ist eben, zu sterben. Die Krankensalbung ist weder eine Gesundensalbung noch eine Altensalbung. Der Priester, der die Krankensalbung oder die Letzte Ölung spendet, spricht die Worte: „Durch diese heilige Salbung und seine mildreiche Barmherzigkeit vergebe dir der Herr, was du durch Sehen, Riechen, Fühlen, Geschmack, Reden gesündigt hast.“ Und er salbt die Sinne des Kranken oder des Sterbenden, also die Nase, die Hände, das Ohr, den Mund. Alles wird gesalbt, um den Kranken, um den Sterbenden für die letzte Reise zu rüsten.

Denn dieses Sakrament hat wunderbare Wirkungen. Die erste Wirkung lautet: Die Sünden sollen erlassen werden. Da kann man fragen: Ja, sind die Sünden nicht durch das Bußsakrament nachgelassen? O gewiß. Aber es bleibt auch nach Empfang des Bußsakramentes noch manches zurück, was wir beim Beichten vergessen oder übersehen haben. Vor allem bleibt der Hang zum Bösen, die Neigung zur Sünde, und die sucht die Krankensalbung, sucht das Sakrament der Letzten Ölung zu tilgen. Die Letzte Ölung soll ergänzen, was dem Bußsakrament noch fehlt. Und wenn jemand nicht mehr beichten kann, dann kann sogar die Letzte Ölung die Tilgung schwerer Sünden bewirken. Vor vielen Jahren gab es in Budenheim einen unbeschränkten Bahnübergang, und ausgerechnet in der Nacht zum Rosenmontag fuhr ein Auto mit vier Männern in den vorbeifahrenden Zug. Ich wurde in der Nacht gerufen, denn der Pfarrer war nicht da. Ich wurde also in der Nacht gerufen und fand die Leichen dieser Männer auf dem Bahngleis. Was konnte ich tun? Ich konnte nur eines tun: ihnen bedingungsweise die heilige Lossprechung erteilen und ihnen, da ihre Körper ja noch warm waren, die heilige Krankensalbung, die Letzte Ölung, spenden. Das habe ich getan.

Das ist also die erste Wirkung: Die Sünden sollen erlassen werden. Die zweite Wirkung: Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken zum Heile sein. Das heißt, durch die Krankensalbung, durch die Letzte Ölung, wird die heiligmachende Gnade dem Menschen gebracht oder vermehrt. Das ist eine wahre, unersetzliche Kraft. Das übernatürliche Leben wird gemehrt oder geschaffen. Dadurch nimmt

der Kranke oder der Sterbende teil an der Kostbarkeit des Todesleidens Christi. Die dritte Wirkung ist: Der Herr wird ihn aufrichten. Das gilt zunächst für die Seele. Durch die Krankensalbung wächst das Vertrauen in dem Gesalbten. Er bekommt Zuversicht. Der Kranke wird aufrichtet und gestärkt durch dieses Sakrament, nämlich sein Leiden geduldig und mutig zu tragen, den Versuchungen des Teufels standzuhalten, dem Tode ruhig ins Auge zu schauen. Wenn es mit der göttlichen Vorsehung vereinbar ist, wirkt die Krankensalbung sogar die Heilung des Leibes. Auch das kommt vor. Priester wissen aus ihrer Erfahrung zu berichten, wie die Krankensalbung, wie die Letzte Ölung manchen auch leiblich aufrichtet hat. So ist dieses Sakrament wahrhaftig ein unglaublicher Segen, den die Kirche uns beschert. Es stammt von Christus: Wenn der Priester mit der Krankensalbung ans Bett tritt, dann tritt Christus zu ihm, denn er hat dieses Sakrament eingesetzt. Nur er konnte das Gebet und die Salbung mit Gnade versehen; nur er konnte dieses heilige Sakrament einsetzen.

So dürfen wir mit Zuversicht auch in den Tod hineingehen, mit der Zuversicht, die Theresia von Lisieux bekundet hat. Als sie, die Schwerkranke, Miliartuberkulöse, als sie, die Schwerkranke, vom Hausgeistlichen befragt wurde: „Sind Sie bereit, den Tod mit Ergebung anzunehmen?“, da antwortete sie: „Mein Vater, ich finde, dass man der Ergebung nur bedarf zum Leben. Der Gedanke an den Tod dagegen erfüllt mich mit Freude.“ O meine lieben Freunde, was muss das eine heilige Frau gewesen sein! Der Ergebung bedarf man nur zum Leben, der Gedanke an den Tod erfüllt mich mit Freude.

Und noch eine letzte Gabe kann der Priester dem Kranken, dem Sterbenden, vermitteln, nämlich den Sterbeablaß. Wir haben vor einigen Sonntagen über den Ablass uns Gedanken gemacht. Wir wissen, der Ablass ist der Nachlaß zeitlicher Sündenstrafen, also der Sündenstrafen, die entweder auf Erden oder im Fegfeuer abgeübt werden müssen. Die Kirche kann kraft ihrer Binde- und Lösegewalt einen Teil oder die Summe der zeitlichen Strafen nachlassen im Ablass. Aus dem Schatz der Verdienste Christi und der Heiligen ist es möglich, Nachlaß der zeitlichen Sündenstrafen zu empfangen und in der Todesstunde sogar einen vollkommenen Ablass. Der Kranke oder der Sterbende hat nur eine einzige Bedingung zu erbringen, nämlich er muss gläubigen Herzens den Namen Jesus aussprechen. Das ist die Bedingung, unter der er einen vollkommenen Ablass in der Sterbestunde erlangen kann.

Ich habe nie begriffen, meine lieben Freunde, wie Menschen, Angehörige, Angst haben, die Sterbesakramente zu empfangen. Die Sterbesakramente sind ein Segen. Es stirbt deswegen niemand früher, im Gegenteil. Manch einer wäre noch gesund geworden, wenn er rechtzeitig den besten Arzt, Christus, gerufen hätte. „Ist jemand krank unter euch, so rufe er die Priester der Kirche!“ So heißt es im Brief des Jakobus. Und das wollen wir beherzigen für uns und für unsere Angehörigen.

Und dann, wenn es zum Sterben kommt, dann sollen wir beim Sterbenden bleiben, dann sollen wir die Sterbekerze anzünden, ihm das Sterbekreuz in die Hand geben und die Sterbegebete verrichten. Der Sterbende kann oft nicht mehr sprechen, aber er kann noch hören. Und er spürt, was um ihn vor sich geht. Ich erinnere mich, als ich meinem sterbenden Vater die Gebete vorbetete, dass er plötzlich die Hände faltete. Er hatte also begriffen, dass jetzt gebetet wird und dass er mitbeten durfte.

Dann kommt der Tod. Es ist ergreifend, wenn der Allbezwinger Tod vor den Menschen hintritt, wenn er ihm die unsichtbare Hand auf die Stirn legt, dass sie erkaltet, und auf das Herz, dass es stille steht. Es ist etwas Geheimnisvolles um das Sterben des Menschen. Vielleicht gestern noch mitten im Leben, heute tot. Die Zunge ist schweigsam geworden, verstummt für immer, die Augen sind gebrochen und schauen nichts mehr von der Welt. Die Hände sind kraftlos, das Herz steht still.

Die Seele hat sich vom Leibe getrennt. Wo geht sie hin? Die Seele geht zu Gott. Die Seele geht vor Gott, vor sein Gericht. In der Stunde, da wir weinend den Leichnam eines Lieben umstehen, da fällt Gott in Gerechtigkeit das Urteil über das Leben des Verstorbenen. Jeder Gedanke, jeder Wort, jede Tat, alles Gute und alles Böse, jede Sünde und jede Sühne wird auf der Waage des gerechten Gottes gewogen. Ohne Ansehen der Person richtet Gott, und dann weist er ihm die Stelle zu, die ihm zukommt: das Fegfeuer oder die Hölle oder den Himmel, wie es ein jeder verdient hat.

Da erfüllt sich, meine Freunde, was Joseph Eichendorff einmal so wunderbar in Verse gefasst hat: „Die Welt mit ihrem Gram und Glücke will ich, ein Pilger, froh bereit betreten nur als eine Brücke zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.“ Ich wiederhole diese schönen Verse: Die Welt mit ihrem Gram und Glücke will ich, ein Pilger, froh bereit betreten nur als eine Brücke zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Der Leib wird ins Grab gelegt. Noch immer zieht die Kirche das Erdbegräbnis der Feuerbestattung vor. Sie hat jahrhundertlang die Feuerbestattung abgelehnt, nicht deswegen, weil Gott gewissermaßen keine Materie mehr finden würde, wenn es um die Auferstehung geht. Nein, die Feuerbestattung wurde abgelehnt, weil die Ungläubigen, vor allem die Freimaurer mit der Feuerbestattung die Leugnung der Unsterblichkeit verbanden. Deswegen hat die Kirche die Feuerbestattung verboten. Seit einigen Jahrzehnten ist es den Christen unbenommen, ob sie ihren Leib in die Erde betten wollen oder ob sie ihn dem Feuer überliefern wollen. Wer seinen Leib der Erde anvertraut, der tut es dem Heiland nach, denn er wurde in ein Grab gelegt. Und der natürliche Prozeß der Verwesung ist dem gewaltsamen der Feuerverbrennung vorzuziehen.

Wenn ein gläubiger Christ gestorben ist, dann vergisst ihn die Kirche nicht. Sie feiert für ihn das Requiem, die Totenmesse, die Messe, die dem Verstorbenen das Eingehen in die Ewigkeit verbürgen soll. Fromme Christen feiern das Requiem nicht nur einmal, sondern oft, am dritten Tage nach dem Tode, am siebenten Tage, am dreißigsten Tage nach dem Tode, am Jahrestag. Das ist ein sehr heilsamer Brauch. Der Priester betet in jeder heiligen Messe für die Verstorbenen. Er hält ein und gedenkt an bestimmte und an alle Verstorbenen, um sie der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. An Allerseele wird ein ganzer Tag dem Gedenken, nein, dem Gebet für die Verstorbenen gewidmet. Jeder, der einen Friedhof besucht und dort betet, erwirbt einen unvollkommenen Ablaß. An jedem Tage können wir einen unvollkommenen Ablaß gewinnen, wenn wir zum Friedhof gehen und für die Verstorbenen beten. Und an jedem Abend läutet nach dem Engel des Herrn die Totenglocke, damit wir an die Verstorbenen denken und unsere Gebet zum Himmel senden.

O meine Freunde, diese Kirche, diese katholische Kirche versteht etwas vom Leid und vom Sterben. Diese Kirche gibt uns Trost in Bitterkeit und in Not. Diese Kirche läßt uns in der Totenpräfatation beten: „Wohl drückt uns das unabänderliche Todeslos nieder, aber die Verheißung künftiger Unsterblichkeit richtet uns auf. Deinen Gläubigen, o Herr, kann das Leben nicht genommen werden, es wird nur neu gestaltet. Wenn die Stätte des Erdenwallens zerfällt, dann steht ihnen eine ewige Heimat im Himmel bereit.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Läuterung der Seele im Fegefeuer

11.03.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An jedem Allerseelentage stehen in der ganzen katholischen Kirche die Priester am Altare und flehen im Messopfer für die Seelenruhe der Verstorbenen. Auch beim Tod eines jeden einzelnen Gläubigen feiert der Priester das Requiem, wo er um die Seelenruhe des Verstorbenen fleht. Oft und oft gehen wir auf die Friedhöfe und beten für unsere Verstorbenen. Hat das alles einen Sinn? Oder ist es so, wie der protestantische Reformator Calvin in Genf gesagt und gehandelt hat? Als er eine Frau fand, die am Grabe ihres Sohnes betete, da ließ er sie auspeitschen, weil das Aberglaube sei. Folgen wir einem Aberglauben oder handeln wir nach dem Glauben?

Es gibt auf der ganzen Erde kein einziges Volk, das nicht davon überzeugt wäre, dass es ein Leben nach dem Tode gibt. Jedes bisher festgestellte Volk hat eine Jenseitsvorstellung. Die Menschen sind davon überzeugt, dass es nach dem Tode ein Gericht gibt und eine Vergeltung, und viele, sehr viele, sind auch der Meinung, dass es einen Reinigungszustand gibt für die, die gestorben sind und noch nicht geeignet sind, in die Herrlichkeit Gottes einzugehen. Viele von Ihnen kennen den Philosophen Seneca. Er war der Erzieher des Kaisers Nero und wurde dann von ihm zum Selbstmord, zur Selbsttötung, genötigt. Seneca, der im Jahre 65 n. Chr. gestorben ist, schrieb, bevor er gezwungen wurde, sich selbst zu töten, an seine Mutter: „Tröste dich über deinen Sohn, wenn er heimgegangen ist. Seine Seele lebt; nichts lässt sie der Erde zurück. Sie scheidet und geht davon. Eine kurze Frist noch muss sie verweilen, bis sie gereinigt ist, bis sie die ihr anhaftenden Makel und die Armseligkeiten dieser ganzen hinfälligen Welt abgestreift hat. Dann schwingt sie sich auf zum Himmel und eilt zum Reigen der seligen Geister.“ Das hat nicht ein Christ geschrieben, das hat nicht ein katholischer Christ geschrieben, das schreibt der Heide Seneca im Jahre 65 n. Chr. an seine Mutter. Er hat geahnt, was wir wissen, nämlich dass es nach dem Tode einen Reinigungszustand gibt. Er ist uns schon im Alten Testament bezeugt, allerdings in einem Buche des Alten Testamentes, das die Protestanten nicht anerkennen, im 2. Makkabäerbuch. Wenn mir einer sagt: Wir Katholiken und die Protestanten haben dieselbe Bibel, dann sage ich: Das stimmt nicht. Wir haben nicht dieselbe Bibel. Der Protestant verwirft eine ganze Reihe von Büchern, die die katholische Kirche als kanonisch anerkennt. In diesem 2. Makkabäerbuche wird uns folgendes berichtet. Es hatte eine Schlacht stattgefunden, und es waren viele Juden gefallen. Man fand bei ihnen Götzenbilder. Sie hatten sich also den Götzen in ihrem Kampfe anvertraut. Das entsetzte den Führer der Juden, nämlich den Judas Makkabäus, und er ließ eine große Menge Silber sammeln und nach Jerusalem schicken, damit dort ein Opfer dargebracht würde für die Verstorbenen. Und die Heilige Schrift kommentiert dieses Opfer mit dem Satz: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden.“ Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden. Hier ist das Fegefeuer, hier ist der Reinigungszustand bezeugt. Denn gäbe es nur den Himmel oder die Hölle und kein Fegefeuer, dann wäre es kein heilsamer und heiliger Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, sondern ein törichter und sinnloser Gedanke. Entweder sind sie nämlich im Himmel, dann brauchen sie kein Gebet; oder sie sind in der Hölle, dann nützt ihnen kein Gebet. So aber gibt es einen Reinigungszustand, wo die Seelen durch Bußleiden, aber auch durch Opfer und Gebete der Überlebenden, der Mitmenschen, vollends gereinigt werden.

Im Neuen Testament ist diese Wahrheit ebenso bezeugt. Christus brauchte nicht viel davon zu sprechen, denn sie war Allgemeingut seiner Zuhörer. Und doch spricht er zu ihnen von Sünden, die „weder in dieser noch in jener Welt vergeben werden“. Sünden, die weder in dieser, also der irdischen,

noch in jener, in der jenseitigen Welt, vergeben werden. Es muss also Sünden geben, die erst in der jenseitigen Welt vergeben werden. Solche Sünden gibt es. Unser Heiland rät uns freilich, dass wir sie nach Möglichkeit vermeiden sollen. Wir sollen auf Erden Frieden schließen, wenn wir mit jemandem im Unfrieden sind. Wenn wir nicht Frieden schließen, dann kommen wir in den Kerker, „und wahrlich, du kommst nicht heraus, bis du den letzten Heller bezahlt hast“. Das ist wiederum ein klares Zeugnis für die Buße im Reinigungszustand des jenseitigen Lebens.

Paulus spricht davon in seinem 1. Brief an die Korinther. Da sagt er, dass das Werk eines jeden Menschen wie durch Feuer geprüft wird. Das Werk verbrennt, aber der Mensch selbst wird gerettet, aber nur „wie durch Feuer“. Nur wie durch Feuer wird er gerettet; und daher kommt auch die Bezeichnung des Reinigungszustandes als Fegefeuer.

Die Heilige Schrift bezeugt uns das Fegefeuer. Es ist aber auch eine Forderung der Vernunft. Wir alle wissen: Wie viele Menschen sterben in einem Zustand, in dem sie nicht reif für den Himmel sind, aber auch nicht notwendig in die Hölle geworfen werden müssen. Sie verdienen es nicht, in den Himmel einzugehen, aber sie müssen auch nicht in die Hölle verdammt werden. Wir selber wissen von uns, wie viele kleine Sünden und ungebüßte Sündenstrafen auf uns liegen. Der gerechte Gott wird niemanden verdammen, der die Verdammung nicht verdient. Er wird aber auch niemanden in den Himmel hineinnehmen, der nicht ganz makellos ist. Denn wie sagt es der Apostel Johannes in der Offenbarung: „Nichts Unreines kann in den Himmel eingehen.“ So ruft unser Verstand nach einem Zustand, in dem eine letzte, eine endgültige Reinigung erfolgt. Wir nennen ihn das Fegefeuer.

Die Kirche hat in ihrer Lehrverkündigung immer an dieser Wahrheit festgehalten. Die Kirchenlehrer Cyprian, Augustinus, Ambrosius, Thomas von Aquin haben diese Wahrheit gelehrt. Die Kirche hat sie in ihrer täglichen Lehrverkündigung gepredigt, und sie hat sie auch in feierlichen Lehrsprüchen uns vorgelegt. Im Jahre 1439 fand in Florenz ein Konzil statt. Auf diesem Konzil wollten sich die Ostchristen, die getrennten Ostchristen, mit der katholischen, mit der römischen Kirche vereinigen. Sie mussten dabei ein Glaubensbekenntnis unterzeichnen, in dem folgender Satz stand: „Die Seelen, die mit wahrer Reue in der Liebe Gottes dahinscheiden, bevor sie durch würdige Früchte der Buße für ihre Taten und Unterlassungen Sühne geleistet haben, werden durch die Bußen des Reinigungsortes nach dem Tode gereinigt.“ Das ist das Glaubensbekenntnis für die Armenier aus dem Jahre 1439, vorgelegt auf dem Konzil von Florenz. Wir können noch andere Lehrverkündigungen der Kirche nennen. Bereits auf dem Konzil von Lyon 1274 wurde dieselbe Wahrheit vorgelegt, und natürlich erst recht auf dem Konzil von Trient gegen die Glaubensneuerer.

Die Wahrheit von dem Reinigungszustand ist durch das allgemeine Lehramt der Kirche zu einem Dogma, zu einem Glaubenssatz geworden. Ein Glaubenssatz bedeutet: Er enthält eine Wahrheit, die in der Glaubenshinterlage, also in der Heiligen Schrift oder in der Tradition, enthalten ist und die von der Kirche unfehlbar vorgelegt wird. Es existiert ein Reinigungszustand. Das ist das erste, was wir uns heute merken wollen.

Das zweite: Er hat eine bestimmte Aufgabe. Welches ist die Aufgabe des Reinigungszustandes? Natürlich erstens zu reinigen. Der Reinigungszustand ist reinigend. Er will durch Bußleiden alle Sünden und Strafen wegnehmen, und zwar bei den Menschen, die in der Gnade Gottes abgeschieden sind. Die wenigsten Menschen sind beim Sterben so rein, dass auch kein kleiner Makel sie befleckt und dass sie alle verdienten Strafen vollständig abgebüßt haben. Das wissen wir von uns selber. Wir fallen siebenmal des Tages. Wir entdecken, dass sich der Staub der Straße uns anlegt; wir stellen fest, dass wir in vielen Dingen fehlen. Wenn wir auch durch die abendliche Reue und durch den Empfang des Bußsakramentes die Fehler austilgen, wie viele kleine Dinge bleiben vergessen und unbereut! Und vor allem, wir hängen an vielen dieser Fehler und Makeln, wir hängen an ihnen. Das muss ja auch ausgegilt werden. Unsere Seele muss ganz rein sein, wenn sie in den Himmel eingehen will. Es bleibt die Pflicht der Wiedergutmachung und Sühne. Und alle diese Aufgaben vollzieht das Fegefeuer, alle diese Schwächen werden im Reinigungszustand getilgt. Wenn wir sterben, werden wir sagen müssen: O Herr, ich bin nicht würdig. Wir werden glücklich sein, wenn wir in den Reinigungszustand eintreten dürfen.

Aber er ist freilich schmerzlich. Er heißt nicht umsonst im Volksbrauch Fegefeuer. Die Reinigung ist schmerzlich. Warum? Die im Reinigungszustand Befindlichen haben eine unbändige Sehnsucht

nach Gott. Alles schreit nach ihm, alles ruft in ihnen nach Gott. Die Sehnsucht drängt sie, das Heimweh ruft in ihnen, und sie können nicht zu Gott. Das ist ihr großer Schmerz; das ist ihre Qual, dass das, was sie mit allen Fasern ihrer Seele ersehnen, noch nicht verwirklicht werden kann- und das aus eigener Schuld! Das ist der Grund, warum der Reinigungszustand so schmerzlich ist. Sie können nichts mehr für sich tun; die können nur leiden, aber tun für sich selbst können sie nichts mehr. Die Zeit ist vorbei, und deswegen muss aus ihrer Seele alles herausgebrannt werden, was schlecht und erbärmlich ist. Es müssen alle Strafen abgebüßt werden, bis die letzte abgebüßt ist. Das Fegefeuer ist natürlich kein irdisches Feuer, denn es handelt sich ja nur um die Seele. Ein Feuer kann nur Körper verbrennen. Aber der Schmerz ist so wie ein Feuer, so schmerzhaft wie ein Feuer, und deswegen heißt dieser Zustand mit Recht Fegefeuer.

Dennoch ist dieser Zustand auch tröstlich, denn, meine lieben Freunde, die Armen Seelen wissen: Sie haben überwunden. Sie haben das Ziel erreicht, sie haben es besser als wir, denn sie können nicht mehr sündigen. Sie können Gott nicht mehr verlieren; sie sind glücklicher als wir, weil sie wissen: Gott ist unser, wir haben den Sieg errungen! Der Himmel ist ihnen unverlierbar sicher. Wenn ich bildlich sprechen darf: Im Fegefeuer gibt es nur eine einzige Tür, und diese einzige Tür führt in den Himmel. Sie haben die Gesellschaft der anderen, die ebenso wie sie gewiß sind, dass sie gerettet sind, dass sie überstanden haben. Und deswegen werden sie auch sehr trostreich sein. Der Reinigungszustand bereitet ihnen Trost.

Und noch einen anderen Trost haben sie: Für sich selbst können sie nichts mehr tun, aber für uns, für die Zurückgebliebenen, können sie etwas tun, sie können für uns beten. Wie glücklich dürfen wir sein, wenn wir Anwälte in der Ewigkeit haben, die für uns beten, die ihre Fürbitte zu Gott richten um unseretwillen, wenn sie für uns, ihre Angehörigen, für ihre Heimat, für die Kirche, für die ganze Welt zu Gott flehen. Das ist ein Trost. So ist also der Reinigungszustand gewiß schmerzlich, aber er ist auch tröstlich.

Die Lehre vom Fegefeuer, vom Reinigungszustand, enthält ernste Mahnungen an uns, nämlich erstens die Mahnung, an die Gerechtigkeit Gottes zu glauben. Gott lässt nichts ungesühnt, Gott lässt nichts ungestraft. Auch das kleinste Unrecht verabscheut er, und die geringste Sünde weist er von seinen Augen fort. Der Gedanke an das Fegefeuer kann uns deswegen ermahnen, auch im Kleinen treu zu sein, selbst die kleinen Fehler und Nachlässigkeiten ernst zu nehmen. Die zweite Mahnung ist, schon hier auf Erden an Sühne und Buße und Wiedergutmachung zu denken. Wie wehleidig sind wir oft, wenn wir leiden müssen, wenn Schmerzen uns treffen, Enttäuschungen, Bitterkeiten. Meine lieben Freunde, seien wir dankbar für das, was wir auf Erden leiden dürfen. Es geht ab vom Fegefeuer. Was wir hier leiden dürfen, das ist eine Bürgschaft dafür, dass wir es nicht in der Ewigkeit ableiden müssen. Die Heiligen haben das gewusst. Sie haben darum gebetet: „Hier schneide, hier brenne, nur schone meiner in der Ewigkeit!“ So haben sie gebetet. Hier schneide, hier brenne, nur schone meiner in der Ewigkeit!

Eine weitere Lehre gibt uns das Fegefeuer, nämlich es mahnt uns, zu wirken, solange es Tag ist. Wenn die Heiligen, die Geretteten, im Fegefeuer noch ein halbes Jahr hätten, einen Monat, eine Woche, wie würden sie sich anstrengen, das auszunützen, diese Zeit! Wie würden sie arbeiten, leiden, beten. Sie haben diese Zeit nicht. Wir haben sie. Also nützen wir Sie! Nützen wir sie, denn sie ist unendlich kostbar.

Eine weitere Bitte tönt uns vom Fegefeuer entgegen: Erbarmet euch! Erbarmet euch wenigstens, ihr, meine Freunde! Die Verstorbenen bitten uns, für sie zu beten. Wir sind ja mit ihnen verbunden in der Gemeinschaft der Heiligen. Wir können ihnen zu Hilfe kommen durch unsere Gebete, durch das heilige Messopfer, durch gute Werke, durch Ablässe. Gott wird unsere Bitten gnädig annehmen, und deswegen beten wir oft, dass Gott ihnen das Fegefeuer abkürze oder lindere, damit sie möglichst bald in die Herrlichkeit Gottes eingehen können. Dadurch machen wir uns Freunde, denn die Armen Seelen sind dankbar, wenn wir für sie beten. Sie werden es uns vergelten durch ihr Gebet. Sie lassen sich nicht lumpen. Deswegen in jeder heiligen Messe für die Verstorbenen beten! Jedesmal, wenn wir den Engel des Herrn beten, die Bitte anknüpfen: „Die Seelen der verstorbenen Gläubigen mögen durch die Barmherzigkeit Gottes ruhen in Frieden!“ Lassen wir das Messopfer darbringen für die Verstorbenen und besuchen wir die Gräber unserer Toten auf dem Friedhof!

Früher war es üblich, dass Jahrtage gestiftet wurden. Also es wurde eine Stiftung gemacht, und aufgrund dieser Stiftung wurde am Tag des Sterbens jeweils eine heilige Messe für den Verstorbenen gelesen. Man nennt das Jahrtagsstiftungen, sie wurden manchmal auf 50, auf 100 Jahre gemacht. Als der große Kaiser Karl V. starb im Jahre 1558, da ordnete er an, dass 5000 Messen für ihn gelesen werden, 5000 Messen für Kaiser Karl V. Nun, wir haben diese Möglichkeit nicht, aber auch heute ist es möglich, Stiftungen zu machen. Gewöhnlich werden sie jetzt nur noch für 20 oder 25 Jahre angenommen, weil das Geld zu unsicher ist. Die Inflation zehrt alles auf, und dann kann man die Stiftung nicht mehr erfüllen. Aber auch heute ist es möglich, durch Stiftungen für Messopfer zu sorgen, die für die Armen Seelen dargebracht werden.

Wir wissen nicht, meine Freunde, wie lange das Fegefeuer dauert. Wir kennen den Maßstab nicht, mit dem Gott die Sünde und die Sühne misst. Wir wissen auch nicht, wie es im Fegefeuer sein mag, und man kann auch nicht mit den Armen Seelen verkehren. Wir wissen, was wir wissen müssen, nämlich das, was man tun muss, um das Fegefeuer zu meiden oder abzukürzen, und wie man den Armen Seelen helfen kann. Das, was wir wissen, gilt es zu tun. Die Armen Seelen aber rufen und bitten und mahnen uns: „Denk an mich, ich möcht’ zum Vater gehen. Denk an dich, ich möcht’ dich wiedersehen!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Seligkeit des Himmels

18.03.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Heute morgen noch, bevor ich zu dieser Kirche kam, habe ich den Katholischen Katechismus aus dem Jahre 1926 aufgeschlagen. Der Katechismus ist in Frage- und Antwortform aufgebaut. Die erste Frage lautet: „Wozu sind wir auf Erden?“ Die Antwort: „Wir sind auf Erden, um Gott zu dienen, seinen Willen zu tun, ihn zu lieben und dadurch in den Himmel zu kommen.“ Damit ist alles gesagt für unser Leben. Wir sind auf Erden, um Gott zu dienen, ihn zu lieben, seinen Willen zu tun und dadurch in den Himmel zu kommen. Das ist eine, wenn nicht die beglückendste Wahrheit unseres katholischen Glaubens: Es gibt einen Himmel. Es gibt eine Stätte der Seligkeit, in der alle die versammelt werden, die auf Erden den Willen Gottes getan haben und nicht ihrem eigenen Willen gefolgt sind. Es ist eine absolut zuverlässige Wahrheit, nicht ein frommer Wunsch, nicht ein seliger Traum, sondern eine Wahrheit, verbürgt durch das Lehramt der Kirche, verbürgt durch die Verkündigung Jesu, verbürgt durch das Zeugnis der Apostel.

Armselige Menschen haben den Slogan erfunden: „Mach dir's auf der Erde schön; kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn.“ Das war die Parole der Sozialisten und Kommunisten des vorigen Jahrhunderts. Die Menschen, die so etwas sagen, vergessen, dass Gott den Menschen aufrecht gebaut hat, damit er nach dem Himmel schauen kann, und dass Gott ihn zum Himmel berufen hat. Es gibt keine Kanzel der katholischen Kirche, es gibt keinen Unterrichtsraum dieser Kirche, wo nicht die Wahrheit verkündet wird: Unser Ziel ist der Himmel. Es gibt ein ewiges Leben. Das ist das Ziel, das die Kirche für alle ihre Glieder hat, nämlich die Menschen in den Himmel zu führen. Als Johannes Vianney in seine Pfarrei kam, da lief ihm ein Kindchen entgegen, und er sagte: „Kannst du mir den Weg nach Ars zeigen?“ „Ja“, sagte das Kind, „den kann ich dir zeigen.“ Und das Kind zeigte ihm den Weg in seine Wirkungsstätte. Der Pfarrer, der heilige Pfarrer von Ars sagte zu dem Kind: „Du hast mir den Weg nach Ars gezeigt. Ich werde dir den Weg zum Himmel zeigen.“

Niemals hat die Kirche geschwankt in ihrer Lehre, dass es einen Ort, eine Stätte der Seligkeit gibt, die wir den Himmel nennen. Nicht den Wolkenhimmel, nicht den Sternenhimmel, sondern die Gott vorbehaltene Welt, das ist damit gemeint. Um es gleich zu sagen: Wir können mit unseren Mitteln keinen Ort angeben, wo sich die Seligen in der Anschauung Gottes befinden. Das ist uns unmöglich. Es muss auch so sein; denn wenn wir den Ort angeben könnten, dann hätten wir ja die Möglichkeit, an ihn vorzudringen, ihn gewissermaßen zu erobern, denn was erobern die Menschen nicht? Es muss so sein, dass der Himmel uns verborgen ist, dass erst, wenn wir in ihn eintreten, uns klar werden wird, wie der Himmel ist und wo er sich befindet.

Zwei Konzilien, nämlich das Konzil von Lyon (1274) und das Konzil von Florenz (1439) haben die Lehre vom Himmel lichtvoll und für alle Zeiten gültig vorgelegt: „Die Seelen jener, die nach Empfang der Taufe sich keinen Sündenmakel zugezogen haben, und auch jene, die zwar mit Sündenmakel befleckt, aber entweder noch in ihrem Erdenleben oder nach dem Tod gereinigt worden sind, werden alsbald in den Himmel aufgenommen und erschauen dort klar den dreieinigen Gott selber so, wie er ist.“ Im 14. Jahrhundert kam einmal eine Unsicherheit auf, ob die Seligkeit des Himmels sofort nach dem Tode beginnt, wenn die gereinigten Seelen zu Gott kommen, oder ob sie warten müssen bis zum allgemeinen Gericht. Damals hat der Papst Benedikt XII. 1336 eine feierliche Entscheidung getroffen: „Wir entscheiden mit apostolischer Vollmacht und Geltung für immer: Nach der allgemeinen Anordnung Gottes sind die Seelen aller Heiligen – jetzt schon, muss man dazusetzen – im Himmel.“ Er zählt dann vier Gruppen auf, die im Himmel sich befinden: „Die Gerechten, die vor Christi Tod ge-

lebt haben und seit Christi Himmelfahrt im Himmel sind, dann die Apostel, die Martyrer und die Jungfrauen, die nach der Taufe ohne schwere Sünde geblieben sind, dann alle Menschen, die erst noch später sterben, aber bei ihrem Hinscheiden nichts Reinigungsbedürftiges mehr an sich haben, und schließlich die vierte Gruppe, alle gläubig Verstorbenen, die im Fegefeuer gereinigt worden sind. Sie sind dort im Königreich der Himmel und im himmlischen Paradies, eingereiht in die Gemeinschaft der heiligen Engel, und sie schauen das göttliche Wesen von Angesicht zu Angesicht, unverhüllt, unmittelbar, klar und offen.“

Was hier die Kirche uns in ihrem unfehlbaren Lehramt verkündet, das ist dasselbe, was Christus und die Apostel gepredigt haben, was die Heilige Schrift und die Überlieferung berichten. Schon das Alte Testament spricht von der Himmelseligkeit. In der heiligen Messe von Martyrern lesen wir: „Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand, und die Qual des Todes berührt sie nicht. Sie sind im Frieden.“ An einer anderen Stelle: „Die Gerechten werden ewig leben. Beim Herrn ist ihr Lohn und die Sorge für sie beim Allerhöchsten.“

Christus hat in unzähligen Predigten und Bildern vom Himmel gesprochen. Er erzählt, dass im Hause seines Vaters viele Wohnungen sind und dass er hingeht, uns eine Stätte zu bereiten. Dort gehen die treuen Knechte ein, die über Weniges getreu gewesen sind. Dort nehmen sie teil am Festmahl, wenn sie das hochzeitliche Gewand tragen. Dort ist das ewige Leben, dort ist das Paradies. Ach, meine Freunde, eines der liebsten Worte des Evangeliums ist jenes Wort, das der Herr zu dem Schächer an seiner Seite gesprochen hat: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Heute noch! In immer neuen Bildern weist der Herr auf die Herrlichkeit des Himmels hin. Man kann ruhig Verfolgung leiden, man kann sich ruhig den Leib töten lassen, das Wertvollste am Menschen wird dadurch nicht tangiert. Die Apostel stimmen in seine Verkündigung ein. Es gibt sogar zwei Apostel, die eine Vision des Himmels hatten. Johannes, der Evangelist und Apokalyptiker, sah, als er auf der Insel Patmos in Verbannung war, in den Himmel hinein. „Ich schaute einen neuen Himmel und eine neue Erde, das neue Jerusalem, die ewige Gottesstadt. Sie braucht weder Sonne und Mond noch Sterne, denn die Herrlichkeit Gottes beleuchtet sie und ihr Licht ist das Lamm. Ich sah eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Völkern, Stämmen und Nationen und Sprachen, und sie hatten weiße Kleider an und Palmen in ihren Händen.“ Das ist natürlich alles bildlich gesprochen, aber diese Bilder sagen eine Wirklichkeit aus. Die Vollendeten sind so rein, dass sie weiße Kleider tragen dürfen; sie haben den Sieg errungen, deswegen tragen sie die Palmen. „Und alle Engel stehen darum und die Ältesten, und sie warfen sich auf das Antlitz nieder und beteten den an, der auf den Throne sitzt, und sprachen: Amen. Lob und Dank und Preis und Herrlichkeit und Macht und Kraft sei unserem Gotte von Ewigkeit in alle Ewigkeit.“ Das ist Johannes.

Paulus wurde auch in den dritten Himmel entrückt. Der dritte Himmel, das ist die Gott vorbehaltene Welt. Das ist also nicht der Sternenhimmel, das ist nicht die Stätte der Vögel, sondern der dritte Himmel, das ist die Gott vorbehaltene Welt, der Himmel Gottes. In den wurde er entrückt. Er vernahm geheimnisvolle Dinge, die auszusprechen keinem Menschen vergönnt ist, und wie trunken von dieser Herrlichkeit sagt er: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Herz ist es gedrunken, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ Das war seine Kraft in den ungeheuren Mühen und Verfolgungen, die er durchgemacht hat. Das hat ihn durchhalten lassen. Ungebeugt und unverzagt ist er geblieben, immer den Blick auf den Himmel gerichtet.

Und warum dürfen wir uns auf den Himmel freuen? Warum sollen wir nach dem Himmel streben? Warum erwarten wir die Seligkeit des Himmels? Nun, weil eben die tiefste Freude des Himmels das Schauen und Besitzen Gottes ist. „Wir werden ihn sehen, wie er ist“, schreibt der Apostel Johannes in seinem ersten Briefe. „Wir werden ihn sehen, wie er ist.“ Nicht mehr im Spiegel und im Gleichnis, nicht in Rätseln, sondern von Angesicht zu Angesicht. Hier auf Erden, meine Freunde, sehen wir nur die Fußspuren Gottes, nämlich seine Werke. Hier auf Erden schließen wir von den Werken auf den unsichtbaren Werkmeister. Hier sehen wir nur die Abbilder seiner Herrlichkeit, die Pflanzen und die Tiere und die Menschen; das sind nur Funken seines Lichtes. Aber dann werden wir ihn selber sehen, wie wir ihn überhaupt als Geschöpfe sehen können. Hier auf Erden würde unser Auge geblendet, wenn wir Gott sehen könnten. Dort aber erhalten wir das „lumen gloriae“, eine neue Sehkraft, und mit dieser neuen Sehkraft können wir den Herrn, die Herrlichkeit Gottes schauen. Hier auf Erden,

meine Freunde, fällt uns immer wieder die Verzagtheit an: Wo ist denn unser Gott? Und höhnend fragen uns unsere Feinde, die Atheisten und die Ungläubigen: „Wo ist denn euer Gott?“ Diese Frage ist dann endgültig und für immer verstummt. Wir wissen, dass wir bei Gott sind, wir schauen ihn, wir besitzen ihn.

In Gott werden wir alle Herrlichkeiten besitzen, die es überhaupt gibt. Wir bekommen Anteil an seinen Gütern, ja wir nehmen teil an der göttlichen Natur, wie es der Apostel Petrus in seinem zweiten Briefe schreibt. Da sehen wir auf einmal Millionen, Milliarden Spiegel der Herrlichkeit Gottes, nämlich alle die Geschöpfe und die Menschen, die von Gott stammen. Alle Engel und Menschen sind ja lebendige Gottesspiegel. In ihnen ist etwas von der Herrlichkeit Gottes zu erkennen. Sie sind Ebenbilder Gottes. Der Himmel ist selige, beseligende Gemeinschaft mit allen Heiligen. Was wir immer ersehnt haben, nämlich die ungetrübte, innige Verbundenheit mit guten Menschen, das wird uns dort gewährt werden. Und was wir beim Tode immer wieder erhoffen und erbeten, dass wir uns wieder treffen, dass wir uns wiedersehen, das wird dort geschehen. Meine fromme Großmutter sagte immer: „Ich möchte doch alle meine Lieben in der Ewigkeit um mich haben.“ Ja, wahrhaftig, wir möchten alle unsere Lieben in der Ewigkeit um uns haben.

Und alles das ist ewig. Hier auf Erden leben wir immer im zeitlichen Nacheinander, langsam, eines nach dem anderen. Da sind die Schranken des Raumes und der Zeit, die uns fesseln. Aber dann, in der Ewigkeit, weitet sich das Auge und weitet sich das Herz. Da sehen wir all das viele Gute und Große in einem Blick zusammen. Da lieben wir die guten Menschen alle, nicht bloß den einen oder anderen, nicht nacheinander und nicht nur eine Zeitlang, sondern in ewig dauernder, alles umschließender Liebe. Da haben wir unser ganzes Leben in einem einzigen, dauernden Besitz. Und dieser Besitz ist gleichzeitig höchste Tätigkeit und höchste Ruhe. Wir beten mit Recht: „Gib ihnen die ewige Ruhe!“ Denn im Himmel dürfen wir tatsächlich einmal ausruhen, was hier auf Erden nicht möglich ist. Da dürfen wir einmal ausruhen! Der Himmel ist ewige Ruhe. Aber diese ewige Ruhe ist gleichzeitig ewige Tätigkeit, ewiges Leben und ewige Ruhe in einem. Und ewige Freude. Ja, dieses göttliche Schauen und Leben ist ewige Freude. Kein Missklang mehr, keine Disharmonie, wie so oft auf Erden. Es sind ja nur ganz reine, edle, geläuterte Menschen um uns; kein Schurke und kein Verbrecher mehr, kein Heuchler und kein Liebloser, kein Bösewicht und kein Wüstling. Kein Feind entweiht diesen Frieden, lauter Heilige beglücken einander mit immer neuer Seligkeit.

Wenn der Herr das ewige Leben als ein Festmahl darstellt, ist das natürlich ein Bild; denn die Heiligen des Himmels brauchen nicht zu essen und zu trinken. Ihre Nahrung ist Gott. Aber es soll in dem Bilde von dem Festmahl dargestellt werden, dass so, wie wir auf Erden freudig erregt sind, wenn wir an einem festlichen Mahl teilnehmen können, wenn wir uns sättigen dürfen, wenn wir den Hunger stillen dürfen, so ähnlich-unähnlich ist es in der Ewigkeit. Es wird eine Freude sein, eine unermesslich tiefe Freude. Die Seligen werden gesättigt sein, befreit von jedem Mangel, frei von jedem Übel; sie werden weder hungern noch dürsten. Das ist auch der Unterschied zu der Himmelsvorstellung der Mohammedaner. Diese Vorstellung ist sinnlich. Nach den Mohammedanern wird jeder im Himmel mehrere Frauen, mehrere Jungfrauen „mit schwellenden Brüsten“ um sich haben. Wir wissen, was das bedeutet. Das ist natürlich absoluter Unsinn. Aber solchen Unsinn nehmen die Mohammedaner an. Nein, nein. Der Himmel ist von aller Sinnlichkeit befreit. Da gibt es keine sinnlichen Freuden, da sind geistige Freuden, wie es Menschen, wie es Wesen geziemt, die in der Herrlichkeit Gottes stehen.

Nach der Auferstehung wird auch der Leib, der verklärte Leib, an der Herrlichkeit teilnehmen. Aber auch dieser Leib ist nicht so beschaffen, dass er Nahrung braucht. Er wird dem Leibe gleichen, den Jesus nach seiner Auferstehung hatte, und das ist ein Leib, der ohne irdische Bedürfnisse ist. Dann ist kein Tod mehr, keine Trauer, keine Klage und kein Schmerz. Gott wird alle Tränen abwischen von unseren Augen, ach, so viele Tränen, die Menschen weinen, weinen müssen, weil andere ihnen das Leben schwermachen. Gott wird alle Tränen abwischen.

Im Jahre 218 v. Chr., meine lieben Freunde, zog der punische Feldherr Hannibal mit seinem Heere von Frankreich kommend über die Alpen und überquerte mitten im Winter mit 39 Elefanten die Pässe. Als er vor dem Abstieg in die Po-Ebene stand, da ließ er sein Heer halten und zeigte seinen Kriegern die Herrlichkeit des Landes, das vor ihnen lag. „Das alles ist euer“, sagte er, „wenn ihr ausharrt und den Sieg erringt.“ Ähnlich-unähnlich ist es mit dem ewigen Leben. Das alles wird unser sein,

wenn wir ausharren und den Sieg erringen. Das heißt also kämpfen. Den Sieg erringt man erst nach Kampf. „Mensch, in das Paradies kommt man nicht unbewehrt. Willst du hinein, du musst durch Feuer und durch Schwert.“ So hat unser schlesischer Dichter Angelus Silesius geschrieben. Mensch, in das Paradies kommt man nicht unbewehrt. Willst hinein, du musst durch Feuer und durch Schwert. Der Himmel wird eben errungen durch Selbstüberwindung, durch Arbeit, durch Kampf und Leiden. Der Herr sagt es uns oft: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“ Natürlich Gewalt gegen sich selbst, nicht gegen andere. „Eng ist die Pforte, und schmal ist der Weg, der ins Leben führt.“ Eng ist die Pforte, und schmal ist der Weg, der ins Leben führt! Der Weg zur Hölle ist breit und bequem.

Also sehen wir: Wenn du nur ernstlich willst, so ist der Himmel dein. Wie unermesslich reich kann auch der Ärmste sein! Meine lieben Freunde, in dieser Stunde wollen wir unseren Vorsatz erneuern: Ich will auf Erden Gottes Willen erfüllen und dadurch in den Himmel kommen. Das hab ich mir vorgenommen: In den Himmel will ich kommen. Mag es kosten, was es will, für den Himmel ist nichts zuviel.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Gebet des Herrn

25.03.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Viele Monate lang haben wir die Wirklichkeit des göttlichen Lebens, die Herrlichkeit Gottes betrachtet in seinem Wesen, in seinem Wirken und in seiner Offenbarung. Und es kommt darauf an, dass wir das alles festhalten, was wir zusammen überlegt und uns angeeignet haben. Damit wir es festhalten können, hat uns Gott einen Mahner gegeben, einen Mahner, der uns an alles erinnert, was er uns gesagt hat. Dieser Mahner ist das Gebet des Herrn, das „Unser Vater“ oder wie wir in den Übersetzung von Pater noster sagen, das Vaterunser. Es besteht aus einer Anrede, aus sieben Bitten und einem Schlusswort, nämlich „Amen“.

Die Anrede lautet: „Vater unser, der du bist im Himmel“. Es ist nicht selbstverständlich, dass wir den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde als Vater ansprechen. Wir dürfen es nur, weil Jesus uns gelehrt hat. Wir dürfen ihm den vertrauensvollen Namen „Vater“ geben, und so beginnt dieses Gebet mit einem Ausruf des Vertrauens: „Vater unser“, denn zu einem Vater kann man Vertrauen haben, auch wenn der himmlische Vater weit, unendlich weit über jedem irdischen Vater steht. Er hat etwas Väterliches an sich, und das weckt unser Vertrauen. Vater unser ist er, weil er uns geschaffen hat, wenn auch mit vielen Zwischenursachen, nicht unmittelbar jede einzelnen, er hat ja seine Geschöpfe für die Weitergabe des Lebens bestellt, und er ist unser Vater auch in der Erlösung. Er hat uns in sein göttliches Leben hineingerufen in der Taufe, in der Firmung. Wir dürfen am Leben der Gnade, am dreifaltigen Leben Gottes teilnehmen.

Es heißt aber dann: „Vater unser, der du bist im Himmel.“ Das unterscheidet den himmlischen Vater von jedem irdischen Vater. So wertvoll und so kostbar mancher irdische Vater sein mag, er ist unermesslich getrennt von dem Vater im Himmel. Wir bezeichnen die Seinsweise Gottes mit einem treffenden Ausdruck als „Transzendenz“, d.h. als Grenzüberschreitung. Gott überschreitet jede Grenze der Erfahrung. Er wohnt in „unzugänglichem Licht“. Gott hat eine Wirklichkeit, in die kein Mensch einzudringen vermag. Das ist ausgedrückt mit dem Worte „der du bist in deinem Himmel“. Gott überragt alles Irdische. Wir sagen: „Vater unser.“ Warum? Ja, weil wir eben als Brüder füreinander beten. Der Einzelne betet für alle, und alle beten für den Einzelnen. Für sich zu beten zwingt uns die Not; für andere zu beten nötigt uns die Bruderliebe.

Dann kommen drei Bitten, die sich unmittelbar auf Gott richten, auf Gottes Ehre. Wir machen uns zuerst die großen Anliegen Gottes zu eigen, nämlich seinen Namen, sein Reich und seinen Willen. Sein Name. „Geheiligt werde dein Name!“ In dieser Bitte flehen wir, dass alle Menschen in herzlicher Frömmigkeit Gott die schuldige Ehre geben, die Ehre geben im Gebet und im heiligen Opfer, die Ehre geben in der Werktagsarbeit und in den Plagen der Arbeit, die Ehre geben in den Stunden der Prüfung und des Leidens. Wir sind ja auf Erden, um ihn zu verherrlichen; das ist ja das Ziel unseres Lebens, ja das ist der Zweck unseres Lebens. Und deswegen ist es so angebracht zu flehen. „Geheiligt werde dein Name!“ Es muss uns schmerzen, meine Freunde, es muss uns weh tun, es muss uns quälen, dass es Menschen gibt, die Gott nicht kennen und die ihn nicht anerkennen, die seinen Namen also nicht heiligen. Das muss uns wirklich in tiefster Seele berühren, und deswegen, weil uns das berührt, flehen wir: „Geheiligt werde dein Name!“ von allen, von uns, aber auch von allen anderen. Alle Geschöpfe sollen Gott verherrlichen, denn daran hängt unser Heil.

Dann geht es weiter: „Zu uns komme dein Reich!“ O, das Reich Gottes ist die Wirklichkeit, die wir am meisten ersehnen, und zwar in einem mehrfachen Sinne. „Zu uns komme dein Reich“ um uns, denn in gewisser Hinsicht ist ja die Kirche der Herold und der Anfang des Gottesreiches. Wenn wir

also flehen: „Zu uns komme dein Reich!“, dann wollen wir, dass unsere Kirche über die ganze Erde verbreitet wird, dass sie alle Menschen in sich versammelt, dass sie auch die Gespaltenen, die Abgespaltenen zurückruft in das Reich des Sohnes unseres himmlischen Vaters. „Zu uns komme dein Reich!“ Aber dann auch das Reich in uns, denn wir tragen ja das Gottesreich in gewisser Hinsicht in uns in der heiligmachenden Gnade. Das ist Gottes Reich. Und dass diese Gnade in uns bleibe, dass sie in uns wachse, dass sie sich vermehre, das ist auch in dieser Bitte enthalten: „Zu uns komme dein Reich!“ Und schließlich das Reich Gottes über uns. Auch das soll kommen, nämlich dass uns Gott, wenn die Stunde schlägt, in sein himmlisches Reich aufnimmt, dass er uns in den Himmel aufnimmt. Das ist auch in dieser Bitte enthalten. Wir wollen, dass dieses Reich Gottes zu uns kommt, wenn Gott uns abberuft. Und schließlich hat diese Bitte noch einem vierten Sinn, nämlich dass einmal der neue Himmel und die neue Erde sich herabsenkt, dass der Zustand eintritt, wo es keine Sonne und keinen Mond mehr braucht, weil Gott die Leuchte im Reiche Gottes ist. „Zu uns komme dein Reich!“ Nach diesem Reiche schauen wir aus, und nach diesem Reiche verlangen wir.

„Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf Erden!“ Im Himmel ist ein jedes Geschöpf dem Willen Gottes freudig und für immer untertan. Die Engel und die Heiligen des Himmels beten Gottes Willen an. Da geschieht wirklich sein Wille. Aber er soll auch auf Erden geschehen, dieser Gotteswille. Wir sollen die Kraft finden und den Mut, den Willen Gottes zu erfüllen, der sich ausspricht im sittlichen Naturgesetz und in der Offenbarung. Diesen Willen Gottes sollen wir uns zu eigen machen, ihn sollen wir erfüllen. Die Bitte bedeutet also gewissermaßen, dass alle Menschen so treu und gewissenhaft nach dem Willen Gottes leben, wie die Engel und Heiligen es tun. Laß uns so beten, wie du gebetet hast, o Herr, am Ölberg: Nicht wie ich will, sondern wie du willst. Es war einmal ein junger Mann sehr krank, und er sollte sterben. Aber wollte nicht sterben. Da besuchte ihn ein Priester. Der Priester sagte zu ihm: „Wir sollen zusammen beten.“ „Ja“, sagte der Kranke, „das wollen wir.“ „Ich bete vor, uns Sie beten nach.“ „Ja, das will ich tun.“ „Vater unser im Himmel“ – „Vater unser im Himmel.“ „Geheiligt werde dein Name!“ – „Geheiligt werde dein Name!“ „Dein Reich komme!“ – „Dein Reich komme!“ „Mein Wille geschehe!“ Da stutze der Kranke: „Nein, nein“, rief er unter Tränen, „so darf es nicht heißen. Dein Wille geschehe!“ Da hatte er ihn gefunden, den Leidenswillen, da hatte er ihn gefunden. Das ist also der Sinn dieser Bitte: Gottes Wille soll geschehen. „Du sorgst weit mehr für mich, als ich selbst für mich sorgen kann“, so steht im Buch von der Nachfolge Christi. „Was du mit mir tust, das kann nicht anders als gut sein.“ Und deswegen: „Dein Wille geschehe!“

Jetzt haben wir die drei großen Bitten um Gottes Verherrlichung abgeschlossen und kommen zu den vier Bitten, die uns selbst betreffen. Jetzt kommen unsere Anliegen zur Sprache: das tägliche Brot, die Erlösung von Versuchung und Schuld und Übel. „Unser tägliches Brot gib uns heute!“ Wir bitten nicht für alle Zukunft, wir bitten für die Gegenwart. Wenn es für heute nur reicht, wollen wir zufrieden sein. „Sehe ich den Weg auch nicht, wenn ich nur sehe jeden Schritt!“ So hat Kardinal Newman gebetet, und das reicht. Wie viele Menschen haben nicht das tägliche Brot, den täglichen Reis oder das tägliche Angebot des Meeres! Man hat schon gesagt: Ja, das kann man doch die Eskimos nicht beten lehren: „Gib uns unser tägliches Brot!“ Die leben doch von den Fischen und von den Robben. Meine lieben Freunde, das Gebet „Gib uns unser tägliches Brot!“, das ist so zu verstehen: Gib uns alles, was zum Leben unbedingt notwendig ist. Das heißt natürlich: Gib uns auch zu trinken, denn ohne Trinken können wir auch nicht leben. Gib uns auch eine Behausung, denn wir können nicht unter freiem Himmel unser Leben verbringen. Gib uns eine Bekleidung, denn wir können nicht bloß und nackt herumlaufen. Also wenn wir beten: „Gib uns unser tägliches Brot!“, dann meinen wir damit: Gib uns alles, was zur Erhaltung des Lebens notwendig ist.

„Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!“ Durch Schwäche, Leichtsinn und Bosheit haben wir gesündigt. Unsere Sündigkeit bringen wir jetzt vor Gott und wollen umkehren, wie es der verlorene Sohn getan hat, und beten: „Vergib uns unsere Schuld!“ Gott will uns aufnehmen, aber unter einer Bedingung: wie auch wir vergeben unseren Schuldigern! Menschen, die uns etwas angetan haben, die uns ein Leides zugefügt haben, die uns verleumdet, gequält, misshandelt, geringgeschätzt haben: erst müssen wir ihnen vergeben, dann dürfen wir auf die Vergebung Gottes hoffen. Also: Verzeihe uns unsere Sünden, wie wir auch denen verzeihen, die uns beleidigt haben. Dabei müssen wir uns noch den Unterschied klar machen; denn es ist etwas ganz anderes, wenn Gott

verzeiht, oder wenn wir sagen: Ich verzeihe dir. Wir können die Sünde – auch des anderen – nicht wegnehmen, aber Gott nimmt sie weg. Er wirft sie in den Abgrund seines Erbarmens, und sie ist vernichtet für alle Ewigkeit. Das können wir nicht. Aber wir können selbstverständlich dem Bruder erklären: Was du mir angetan hast, das will ich dir nicht mehr vorhalten, das soll begraben sein im Erbarmen Gottes.

„Und führe uns nicht in Versuchung!“ Diese Bitte ist von manchen schon falsch verstanden worden, als ob Gott den Menschen in eine Gelegenheit führen würde, wo er zur Sünde kommt. Nein, so ist das nicht gemeint. Diese Bitte besagt: Laß uns nicht in Gelegenheiten kommen, in denen wir unterliegen. Denn Gott führt niemanden in Versuchung; er erprobt die Menschen, gewiß, er läßt Leides über sie kommen, aber in die Gelegenheit zum Bösen führt Gott niemanden. Was uns in die Versuchung führt, das ist die eigene böse Begierlichkeit, das ist die Welt, die im argen liegt, das ist der Satan. Und vor ihnen soll Gott uns schützen.

Es hat einmal einer das schöne Gebet erfunden: „Herr, schütze mich nur vor mir selber!“ Ein herrliches, ein ergreifendes Gebet, meine Freunde. Schütze mich nur vor mir selber, nämlich vor den Untiefen meines Wesens, vor meiner bösen Begierlichkeit. Schütze mich nur vor mir selber! Und das ist auch eingeschlossen in dieser Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung!“ Halte gefährliche Versuchungen von uns fern, gib uns kräftige Gnaden, ihnen zu widerstehen.

„Sondern erlöse uns von dem Bösen!“ Oder von dem Übel. Im griechischen Text heißt es tatsächlich: „Apo tou ponerou“, das heißt: von dem Bösen. Aber damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass wir auch um Erlösung von anderen Übeln, die aus dem Bösen stammen, beten. Denn das Böse, also die Sünde, ist tatsächlich das schlimmste Übel, aber es ist nicht das einzige. Verwirrung, Unsicherheit, Verzweiflung sind auch Übel, und auch um die Erlösung von ihnen dürfen wir beten, wenn wir sagen: „Erlöse uns von dem Bösen! Erlöse uns von dem Übel!“ Die anderen Leiden, die Gott über uns kommen läßt, Krieg, Hunger, Krankheit können uns zum Heile sein. Das Böse kann uns nicht zum Heile sein. Und deswegen muss an erster Stelle und zuoberst gebetet werden: „Erlöse uns von dem Bösen!“ Schiller sagt mit Recht: „Der Übel größtes ist die Schuld.“

Das Wort „Amen“ ist gewissermaßen das Signum, das Gott unter unsere Bitten setzt. Es ist die Antwort, die Gott dem Betenden gibt. Es hat den Sinn: Fürwahr, dein Gebet ist erhört.

Das Vaterunser, meine Freunde, ist das vortrefflichste Gebet, das es gibt. Denn erstens hat es uns Gott gelehrt, und zweitens enthält es alles, was für Zeit und Ewigkeit notwendig ist. Wer das Vaterunser richtig betet, übt dabei die wichtigsten Tugenden. „Vater unser im Himmel“, das ist die Tugend des Glaubens. „Geheiligt werde dein Name!“ Das ist Frömmigkeit. „Zu uns komme dein Reich!“ Das ist die Hoffnung. „Dein Wille geschehe!“ Das ist die Gottergebung. „Vergib uns unsere Schuld!“ Das ist die Selbstliebe. „Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“, das ist die Nächstenliebe. „Unser tägliches Brot“, das ist Genügsamkeit und Gottvertrauen. „Und führe uns nicht in Versuchung!“ Das ist das Gebet um die Treue. „Erlöse uns von dem Übel!“ Das lehrt uns die Furcht Gottes.

Im Zweiten Weltkrieg entsandte die deutsche Seekriegsleitung Hilfskreuzer. Das waren Handelsschiffe, die man armierte, mit ein oder zwei Kanonen versah, mit einer Besatzung, und die man in ferne Meere schickte, damit sie dort feindliche Schiffe aufbrächten und sich ihrer Ladung bemächtigten oder sie versenkten. Solche Hilfskreuzer wurden also ausgesandt. Sie waren jedem feindlichen Kriegsschiff hoffnungslos unterlegen. Ein solcher Hilfskreuzer unter dem Kommandanten Rogge, der später noch in der Bundeswehr gedient hat, entdeckte eines Nachts neben sich ein großes feindliches Kriegsschiff. Wenn dieses Kriegsschiff den Hilfskreuzer bemerkte, dann wurde er in Grund und Boden geschossen. Aber wie durch ein Wunder: Das feindliche Kriegsschiff glitt vorbei, und der Hilfskreuzer blieb unbehelligt. Der Kapitän Rogge versammelte die Mannschaft auf dem Deck, und was tat er? Er betete mit ihr das Vaterunser. Geschehen im Zweiten Weltkrieg auf einem deutschen Hilfskreuzer.

Ach, meine Freunde, in jeder heiligen Messe beten wir ja: „Durch heilbringende Anordnung gemahnt und durch göttliche Belehrung angeleitet, wagen wir zu sprechen: Vater unser.“ Wollen wir es immer andächtig, gefüllt mit heiligem Begehren und mit göttlicher Ergebung tun.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Osterkunde aus dem leeren Grab

08.04.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Osterfreude Versammelt!

Das war ein gewaltiger Umschwung in den letzten Tagen, von den Trauermetten angefangen bis zur Auferstehung des Herrn. Es ist, als ob es ein Traum gewesen wäre. Gestern noch der Gottmensch, hingemordet in Schmach und Schande, die Sonne der Menschheit untergegangen, das Licht erloschen, Nacht über der schuldbeladenen Erde. Und jetzt ist es plötzlich Tag geworden. Die Sonne strahlt über dem entsühnten Menschengeschlechte. Untergang ist dem Sieg gewichen, Schmach ist zur Glorie geworden, der Mann der Schmerzen hat sich zum König der Herrlichkeit gewandelt. „Ich bin auferstanden und bin jetzt immer hier.“ So ruft er uns zum Beginn der Festmesse zu. Es ist merkwürdig, dass die Ostergottesdienste zu den kürzesten des ganzen Jahres gehören, und doch ist es verständlich. Die Freude ist so groß, dass man nicht viele Worte braucht. Man muss nur immer wieder Alleluja, Alleluja sagen; der Herr ist erstanden, das Grab ist leer, der Held erwacht, der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.

Kein Menschenauge hat den Vorgang der Auferstehung Jesu beobachtet. Die erste Kunde von seiner Auferweckung ist an Frauen ergangen, an die Frauen, die dem Herrn die Treue gehalten hatten. Unter dem Kreuze, als eine höhnende Menge ihn umstand, da haben sie mit ihm gelitten und geweint. Jetzt sind sie auch wieder die ersten an seinem Grabe. Aber sie haben Bedenken: Wer wird uns den Stein wegwälzen, diesen riesenhaften Stein, der das Grab verschloß? Und der Stein ist weggewälzt, als sie an Grab treten. Sie gehen hinein in die Grabkammer, und da erblicken sie einen Jüngling, eine leuchtende Gestalt, und dieser Jüngling, diese leuchtende Gestalt spricht das befreiende Wort: „Ihr sucht Jesus, den Gekreuzigten. Er ist nicht mehr hier. Er ist auferstanden.“ Die erste Osterkunde aus Engelmund schwingt weiter, von den Frauen zu den Aposteln, von den Aposteln zu den Juden und von den Juden über den ganzen Erdkreis. Er ist auferstanden, er ist nicht mehr hier: das gewaltigste, das erlösendste Wort, das je auf Erden an Menschenherzen gedrungen ist.

Es gibt, meine lieben Freunde, heute Bestrebungen von Theologen, die das Grab des Herrn als unbeachtlich ansehen. Das Grab des Herrn ist aber alles andere als unbeachtlich. Das Ostergrab richtet eine Botschaft an uns, eine Botschaft an die Zweifelnden, an die Sünder und an die Leidenden. Das leere Grab ist eine Tatsache. Es ist keine Erfindung der Jünger. Es ist nicht nachträglich zu den Erscheinungen hinzugefügt worden. Nein, das leere Grab ist eine Tatsache. „Etaphe“ heißt es im griechischen Text bei Paulus im 1. Korintherbrief. Er wurde begraben. Ja, warum wird das gesagt? Damit man weiß, dass er auch mit Sicherheit tot war, und damit man auch mit Sicherheit erkennen kann, dass das Grab leer war. Auch Paulus weiß um das leere Grab. Freilich, das leere Grab konnte verschieden gedeutet werden. Maria Magdalena war der Meinung, man habe den Herrn entfernt, und die feindlichen Juden gaben das Motto aus: Die Jünger sind gekommen und haben ihn gestohlen, obwohl eine Wache vor dem Grabe war. Das leere Grab hat den Glauben allein nicht begründet. Der Glaube an den Auferstandenen wurde zuoberst und zuvorderst begründet durch die Erscheinungen des Herrn. Der Herr ist den Jüngern erschienen, nicht einmal, sondern wiederholt, nicht einem einzelnen, sondern großen Mengen, und jede dieser Erscheinungen hat den Glauben in ihnen begründet: Das Grab ist leer, der Held erwacht, der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht! Sie macht den Tod zuschanden!

Da kommt ein evangelischer Theologe daher und sagt: Ein toter Leib kann nicht wieder lebendig werden. Tja, meine lieben Freunde, das sagen die Fleischer auch. Aber weil das einmal geschehen ist, deswegen gibt es ja das Christentum! Und um den Auferstandenen recht zu erkennen, muss man da-

zusagen: Er ist aus dem Grabe erstanden, der Leib des Auferstandenen ist nämlich identisch mit dem zertrümmerten Leib des Herrn. Es ist kein Wesensunterschied zwischen dem Auferstandenen und dem Gekreuzigten, und deswegen gehört das leere Grab notwendig zur Osterbotschaft hinzu. Nicht nur die Erscheinungen begründen den Glauben an den Auferstandenen, auch das leere Grab. Es bezeugt uns: Der Herr hat den Tod besiegt. Wer den Tod besiegt, ist stärker als alles. Eine größere Kraft kann niemand entfalten als derjenige, der den Tod überwindet.

Die Kirche hebt die Wirklichkeit der Auferstehung, die leibhaftige Wirklichkeit der Auferstehung deutlich hervor, wenn sie mit Betonung sagt: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden.“ Also nicht in der Phantasie, nicht in der Legende, sondern in der Wirklichkeit. Der Tote ist wieder lebendig geworden, freilich nicht, um in dieses irdische Leben zurückzukehren. Das wäre falsch gemeint. Nein, sondern um in verklärter Gestalt seinen Ehrenplatz in der Herrlichkeit des Vaters einzunehmen. Und dann sagt die Kirche auch noch: Er ist auferstanden „secundum carnem“, d.h. nach dem Fleische. Nicht in der Phantasie der Jünger, nicht in Visionen, sondern nach seiner fleischlichen Wirklichkeit, die freilich verklärt ist. Aber sie bleibt eine fleischliche Wirklichkeit. Deswegen kann man die Hand in seine Seitenwunde legen, und deswegen kann man das Mal der Nägel an den Fingern erkennen. Der Herr ist wahrhaft auferstanden, und er ist dem Fleische nach auferstanden.

So kann man also nicht wie Willi Marxsen sagen: Die Sache Jesu geht weiter. O, es gehen viele Sachen weiter. Die Sache von Karl Marx geht auch weiter! Nein, meine lieben Freunde, die Sache Jesu geht weiter, weil der Herr auferstanden ist, weil er lebt, weil er wirkt, weil er die Verkündigung seiner Jünger trägt. Und man kann auch nicht mit Rudolf Bultmann sagen: Der Herr ist ins Kerygma auferstanden. Die Verkündigung des Herrn ist nur deswegen möglich, weil der Inhalt dieser Verkündigung wirklich ist, nämlich die Auferstehung des Herrn.

Eine meiner Schülerinnen schickte mir zu Ostern folgende Verse des deutschen Dichters Novalis: „Berge, jauchzet, Hügel, hüpfet, atme Freude, was da lebt. Christus Jesus ist erstanden aus dem Grabe, Jesus lebt! Christus hat den Tod besieget, der vorher ein Schrecken war, hat die Lehre nun besiegelt, macht sie durch dies Wunder wahr!“ Wahrhaftig, so ist es. Hat die Lehre nun besiegelt, macht sie durch dies Wunder wahr. Er war kein Täuscher, er war kein Getäuschter, er war kein Betrogener, er war kein Betrüger, er war der wahrhaftige Herr und Heiland, das lebendige Wort Gottes. Und das ist bestätigt durch seine wunderbare Auferweckung.

Das Ostergrab ruft die Zweifelnden. Es ruft aber auch die Sünder. Der Herr ist ja um der Sünde willen gestorben, und seine Auferstehung ist nicht nur ein Sieg über den leiblichen Tod, sondern in noch höherem Maße über den geistigen Tod, über die Herrschaft der Sünde. Niemand hat es besser in Worte gefasst als der Apostel Paulus im Römerbrief: „Er wurde dahingegeben um unserer Sünden willen, und er ist auferstanden um unserer Rechtfertigung willen.“ Besser kann man es nicht sagen. Er ist hingegeben um unserer Sünden willen, und er ist auferstanden um unserer Rechtfertigung willen. Dass sein Tod ein Sühnetod war, das wüssten wir nicht ohne die Auferstehung. Erst die Auferstehung ist das Siegel des himmlischen Vaters unter die Worte und das Leben seines Sohnes Jesus Christus.

Ist es nicht tief bedeutungsvoll, dass die erste Frau am Grabe, Maria Magdalena, eine Sünderin war? Sie, die Sünderin, die Büßerin, darf als erste den Herrn schauen. Sie erscheint hier gewissermaßen als die Vertreterin aller bußbereiten Sünder. Ihnen leuchtet das Osterlicht, die Gewissheit der Entsühnung, der geistige Freiheit, der verzeihenden Liebe. Die Auferstehung bezeugt: Der Herr ist nicht nur mächtiger als der Tod, er ist auch mächtiger als der Teufel. Der Überwinder des Teufels lebt. Er ist den Anschlägen des Satans entronnen, er ist in der Kraft Gottes dem Todesgeschick entrissen. Jetzt ist klar: Christus ist der Stärkere, er ist über den Starken gekommen und hat ihm seine Beute genommen. An ihn muss sich anschließen, wer dem Teufel widerstehen will. Seine Kraft muss sich erwerben, wer die Nachstellungen Satans überwinden will. Und, meine lieben Freunde, seien wir nicht pessimistisch. Es ist möglich, es ist möglich, aus dem Schlamme aufzustehen. Im 16. Jahrhundert gab es einmal einen Bischof von Bremen, Christoph mit Namen. In seiner Jugend und leider auch noch in seinen priesterlichen Anfangsjahren hat er sich verfehlt, verfehlt auch gegen das Gebot geschlechtlichen Enthaltensamkeit. Aber Christoph von Bremen hat sich bekehrt. Er ist aus dem Schlamme aufgestanden. Er hat dann jahrzehntelang dem andringenden Protestantismus widerstanden und sein Bistum für die katholische Kirche, für den katholischen Glauben zu retten versucht, und ist eines seligen Todes

gestorben. Es gibt eine Auferstehung von den Sünden! So wahr, wie der Herr von den Toten auferstanden ist. Es ist also nicht wahr, wenn man uns sagt, die Menschen sind hilflos und rettungslos dem Niederen, dem Gemeinen, dem Bösen ausgeliefert. Nein, es gibt eine Befreiung, es gibt eine Auferstehung. Man muss sich nur an den Sieger über den Satan anschließen, an Christus Jesus. Dann sind auch wir fähig, dem Bösen zu widerstehen und aus dem Schlamme aufzustehen.

Das Ostergrab ruft die Zweifelnden, das Ostergrab ruft die Sünder. Das Ostergrab ruft die Leidenden. Ja, meine lieben Freunde, es ruft auch die Kreuzträger, alle, die in Leidensnächten ringen, die an Geißelsäulen gekettet sind, die man an das Kreuz schlägt. Aus dem Ostergrabe flutet eine Welle von Licht auch in ihre Herzen und in ihre Leidensstuben. Der verklärte Gottmensch steht vor ihnen und spricht: „Mußte nicht Christus dies alles leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen?“ Das war der Weg, der ihm vorgezeichnet war, durch Leid zur Freude, durch Schmerz zum Siege, durch Tod zum Leben.

Meine Freunde, die Auferstehung Jesu nimmt uns das Leiden nicht ab, aber es zeigt uns, wie man leiden soll und was auf das richtig getragene Leid folgt. Wir sollen so leiden, wie er gelitten hat, nämlich im Vertrauen und in der Ergebung in den Willen des Vaters. Nicht wie ich will, sondern wie du willst. Und wir sollen hoffen, dass der Vater uns einmal aus dem Leiden herausruft in seine Herrlichkeit. Wenn wir unser Leiden verbinden mit dem Leiden des Meisters, dann wird sich auch unser Leid eines Tages in Freude verwandeln. Auch über das schwerste Leid wirft der Ostertag sein verklärendes Licht. Es gibt keinen sichereren Weg zur ewigen Freude als den Kreuzweg mit Christus. „Christ, flieh doch nicht das Kreuz! Du musst gekreuzigt sein, du gehst sonst nimmermehr ins Himmelreich hinein“, so hat unser schlesischer Dichter Angelus Silesius gedichtet. Christ, flieh doch nicht das Kreuz! Du musst gekreuzigt sein, du gehst sonst nimmermehr ins Himmelreich hinein.

In einem katholischen Krankenhaus, meine lieben Freunde, ging eine Ordensschwester am Oster-sonntag den Kreuzweg. Ein Priester sah es und verwies es ihr: Ja, Schwester, wie können Sie denn an Ostern den Kreuzweg beten? „Oh“, sagte die Schwester, „meine Kranken hängen auch am Ostertage am Kreuze, und deswegen bete ich am Ostertage den Kreuzweg.“

Laßt uns Ostern halten, meine lieben Freunde, in starkem Glauben, im Geiste innerer Erneuerung und auch im Geiste tapferer Leidensbereitschaft! Im Geiste der Kirche Christi, die heute ihr Alleluja über eine friedlose, leidvolle, sündendunkle Welt singt. Heute strahlt das Osterlicht über alle Finsternisse hinaus. Auch heute ist Christus der Sieger über den Fürsten der Welt. „Christus erstand wahrhaft vom Tod. Du Sieger, du König, sieh unsere Not!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die sieghafte Kraft der Osterbotschaft

09.04.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Osterbotschaft geht wieder in die Welt, die beglückendste, die gewaltigste Botschaft, die je ausgerufen wurde. Diese Botschaft hat Leid in Freude verwandelt, Furcht in Zuversicht, Niederlage in Sieg. Diese Botschaft hat Martyrer und Bekenner geschaffen. Diese Botschaft lässt auch heute noch die Boten des Evangeliums in alle Welt hinausgehen. Diese Botschaft hat sittliche Helden geboren, Helden der Selbstüberwindung und der Weltüberwindung. Diese Botschaft hat dem Dunkel Licht gegeben, der Schwäche Kraft, und sie hat das Angesicht der Erde erneuert. Es ist die Botschaft vom Sieg des Lebens über den Tod, von der Heimkehr der Menschheit zu Gott und von der Vollendung unserer Erlösung. Diese Botschaft kommt aus einem Grabe.

Es gibt viele Gräber auf Erden, kleine Gräber, die den jeweiligen Menschen, den Leib des Menschen bergen. Aber es gibt auch große Gräber, Gräber von Völkern, von Kulturen, von Ideen. In Ägypten ragen die Pyramiden in die gleißende Sonne. Wie eine stumme Rätselfrage blickt die Sphinx in den Wüstensand. Der Wanderer, der müde in der Mittagsglut halt macht, der schaut Jahrtausende zurück, da dieses Land einmal in Fruchtbarkeit und Schönheit glänzte, da die Pharaonen sich Denkmäler bauen ließen, die die Ewigkeit vorwegnehmen sollten. Und dem sinnenden Wanderer kommt die Erkenntnis, dass er auf einem Grabe steht, dass die Pyramiden nichts anderes sind als Gräber, Gräber, über denen der Wüstenwind sein trauriges Lied singt, Gräber eines Volkes, das seine Schönheit und seinen Glanz, seinen Reichtum und seine Fruchtbarkeit verloren hat. Reichtum, der verging, wie alles Irdische vergeht.

Wenn man nach Athen kommt und auf die Akropolis steigt, sieht man die Reste von gewaltigen Bauten, die dieses schönheitstrunkene Volk der Griechen errichtet hat. Dieses Volk hat sich wahrhaftig berauscht an Symphonien der Schönheit, an Bildwerken, die ihresgleichen suchen, die großen Schöpfungen der alten griechischen Meister. Aber heute sind nur noch zerfallene Säulenhallen übrig, und über den zerbrochenen Standbildern, da singt es wie eine stille Totenklage: Schönheit, die verging, wie alles Irdische vergeht.

Wenn wir nach Rom kommen auf das Forum Romanum, da sehen wir wieder das Grab eines großen Zeitalters. Einmal war Rom die beherrschende Macht im ganzen Mittelmeerraum und drängte sich weiter nach Norden vor bis nach Britannien und nach Germanien und nach Pannonien. Vor den Marschritten der römischen Legionen zitterten die Völker. Aber als die Zeit gekommen war, da ging auch dieses Imperium zugrunde, und nur noch Ruinen künden von der einstigen Größe. Macht, die vergangen ist, wie alles Irdische vergeht. Reichtum, Schönheit und Macht haben noch immer ihre Gräber gefunden. Das ist das große Gesetz der Erde.

Aber es gibt ein Grab, bei dem es anders ist, das stille Felsengrab in Jerusalem. Keine Totenklage schwebt darüber, kein Jammern und kein Trauern, nein, ein gewaltiger Jubelhymnus rauscht empor von diesem Grabe in Jerusalem, denn hier hat der Tod keine Macht mehr, hier hat der Tod seinen Meister gefunden. Hier ist er vom Leben überwunden worden. Das leere Ostergrab, meine Freunde, kündigt: Christus ist gestorben und auferstanden. Er war der Erstling, der Erstgeborene vom Vater. Er ist auch der Erstling, der Erstgeborene der Entschlafenen. Er starb aus göttlicher Liebe, und er erstand aus dem Grabe aus göttlicher Macht. Er war das Opferlamm, um die Welt zu erlösen, aber er ist geworden zum König der Glorie, um unseren Erlösungsglauben zu festigen. Auf dieser Kunde ruht das Christentum, unser Heilsglaube und unsere Heilshoffnung. Mir sagte einmal eine sterbende alte Frau: „Wie wird es denn sein nach dem Tode in der anderen Welt? Welchen Grund haben wir denn,

auf den wir uns stützen können? Worauf können wir uns verlassen?“ Ich sagte: „Meine liebe Frau, wir können uns stützen und wir können uns verlassen auf die Auferstehung Jesu. Er hat den Tod besiegt. Er ist stärker als der Tod.“ Und deswegen dürfen auch wir Sterblichen, wir Sterbenden, auf ihn hoffen in unserem Tode.

Niemand hat diese Hoffnung stärker gelebt als der Apostel Paulus. Er brach mit seiner Vergangenheit; er hat ein neues Leben in Christus und mit Christus begonnen und sein Leben auf die eine Wahrheit gestellt: Christus ist erstanden! Um dieser Wahrheit willen verzichtete er auf alles, wanderte durch die Kontinente, fuhr über das Meer, erlitt Haft und Schläge und Verfolgung. Er hat Gefängnis, Verstoßung, Todesgefahren um dieses Glaubens auf sich genommen. Er hat sich müde gearbeitet bei Tag und Nacht. Und doch wusste er: Ist Christus nicht auferstanden, dann ist nichtig unsere Predigt und eitel euer Glaube. Dann seid ihr noch in euren Sünden. Habe ich umsonst den Kampf mit wilden Tieren bestanden? Was für einen Nutzen habe ich davon? Stehen die Toten nicht auf, dann lasst uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben. Aber nein, in freudiger Gewissheit jubelt er: Aber Christus ist auferstanden als Erstling der Entschlafenen. Diese Gewissheit ist mächtiger als alle menschliche Trauer und alle natürliche Freude. Sie gibt ihm die unbesiegbare Kraft, lässt ihn Schwäche, Müdigkeit, Krankheit überwinden. Sie strahlt leuchtend in die Abendstunden seines Lebens. „Ich bin übervoll von Freude bei aller Trübsal“, so schreibt er einmal. Ich bin übervoll von Freude bei aller Trübsal, weil Christus erstanden ist. Im Römerbrief jubelt er: „Tod, wo ist dein Stachel? Tod, wo ist dein Sieg?“ Das ist die sieghafte Kraft der Osterbotschaft.

Die Kirche hat diese Botschaft aufgenommen. Mit nie endenden Alleluja-Rufen begeht sie in überströmender Freude das Fest der Auferstehung des Herrn. So stark und jubelvoll ist die Freude der Kirche, dass sie durch keine irdischen Heimsuchungen erstickt werden kann. Sie hat das Alleluja gesungen, als die Martyrer in die Arena stiegen. Sie hat das Alleluja nicht verklingen lassen in den Konzentrationslagern des Nationalsozialismus. Und ihr Alleluja ist auch emporgestiegen aus dem Gulag, aus dem Archipel Gulag der Bolschewiken. Allen Verwüstungen und Greueln zum Trotz hat die Kirche das Alleluja gesungen, kein Leid, keine Not, kein Kampf, kein innerer Streit vermochte dieses Alleluja zum Verstummen zu bringen. Diese Haltung der Kirche bedeutet keine Teilnahmslosigkeit gegenüber dem Leiden. O nein, diese Kirche versteht etwas vom Leiden. Sie stellt einen gepeitschten Sklaven auf die Altäre. Diese Kirche versteht etwas vom Leiden! Aber sie lässt sich auch vom Leiden nicht überwinden. Ihre Osterfreude ist geboren aus einer Schau, die über das Irdische, über die Erdenbezirke hinaus in himmlische, in ewige Weiten geht. Ihre Osterbotschaft ist die Antwort auf den letzten Sinn des Lebens. Sie kündigt den victor rex, den Sieger, den König, den König der Sieger, der seinen Sieg auch für uns erstritten hat. Denn alles, was an ihm geschah, geschah für uns. Pro nobis, pro nobis, pro nobis, so heißt es immer in dem Glaubensbekenntnis der Kirche. Alles, was er getan hat, sein Leiden und sein Sterben, seine Auferstehen und seine Himmelfahrt: pro nobis, für uns ist es geschehen.

Und so dürfen wir, weil wir mit ihm verbunden sind, eine unbesiegbare Freude haben. Wir haben den, der stärker ist als der Tod, und wir sind verbunden mit ihm, der stärker ist als der Tod. Wir nehmen ihn in uns auf, und deswegen werden auch wir über den Tod Herrscher sein.

In der Auferstehung aus dem Grabe, meine lieben Freunde, besitzen wir eine unvergängliche Bürgschaft dafür, dass die Wesenserfüllung jedes Menschengeschickes in der Ewigkeit nicht nur ein schöner Traum, sondern eine glückvolle, eine verheißungsvolle Wirklichkeit ist. Uns ist der Tod nicht das Ende, uns ist der Tod der Übergang zum Leben. Ja, meine lieben Freunde, ich zitiere gern, was auf dem Höhepunkt der Französischen Revolution, die ja gegen Gott und Christus und die Kirche sich erhoben hat, Robespierre seinen atheistischen Gegnern entgegengerufen hat: „Nein, Chaumette, nein, Fouché, der Tod ist kein ewiger Schluß, der Tod ist der Beginn der Unsterblichkeit.“ Das hat Robespierre auf dem Höhepunkt der Französischen Revolution bekannt.

Der gläubige Christ steht tatsächlich im vollen Lichte dieses Osterglaubens, dieser Osterhoffnung, dieser Osterzuversicht. Ostern ist ein Siegesfest. Es weckt auch in unserer Seele ein starkes und frohes Echo. Keine Nacht ist so dunkel, dass die Ostersonne nicht hineinstrahlt. Keine Schuld ist so schwer, dass der Ostersieg nicht auch ihr gelten wird. Kein Leid ist so tief, dass nicht eine Hoffnung bliebe. Wenn wir mit Christus leiden, werden wir auch mit ihm verherrlicht werden. Aus der Kraft des Oster-

glaubens vermögen auch wir, meine lieben Freunde, alle Schicksalsschläge und alle Prüfungen zu bestehen. Sie sind nicht das Letzte. Das Bleibende ist der Sieg Jesu, der auf uns übergehen wird. Diesen Osterglauben und diese Osterzuversicht kann uns niemand rauben. Wer gläubigen Herzens ist, der fühlt sich geborgen in Christus. Wer verlassen ist, hat hier seine Heimat. Wer leidet, dem ist Christus ein Bruder. Wer schuldig ist, hat in Christus einen Sühner. Und alle haben in Christus ihre Hoffnung, die nicht zuschanden werden lässt. Denn über allen Finsternissen dieser Erde leuchtet der Ostersegen des Auferstandenen, und dieser Segen lautet: „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn, sondern ich gebe ihn euch anders. In der Welt werdet ihr Not und Trübsal haben, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der Friede des Herrn

15.04.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Noch immer befinden wir uns in der österlichen Zeit. Ja, das Evangelium des heutigen Tages führt uns in den Ostertag, in den Ostersonntag. Denn am Abend dieses Ostersonntags waren die Jünger im Saal, wie es heißt, im Abendmahlssaal zu Jerusalem versammelt, die Türen verschlossen aus Furcht vor den Juden. Ängstlich lauschten sie wahrscheinlich auf das Geräusch in der Straße. Sie waren noch vom Entsetzen erfüllt über das, was sich zugetragen hatte am Karfreitag. Und doch keimte eine leise Hoffnung in ihnen. Die Frauen berichteten, dass das Grab leer sei, und ein Bote vom Himmel habe ihnen verkündigt, dass Jesus auferstanden sei. Es keimte also wieder eine leise Hoffnung in ihnen.

Freilich, sie hatten keine Gewissheit. Und das ist es immer, was wir brauchen, meine Freunde: wir brauchen Gewissheit. Wir dürfen nicht in der Ungewissheit, im Zweifel, in der Unsicherheit bleiben; wir brauchen Gewissheit über unseren Glauben, und wir brauchen Gewissheit über die wahrhafte Auferstehung des Herrn secundum carnem (nach dem Fleische). Und diese Gewissheit wurde den Jüngern zuteil. Bei verschlossenen Türen stand Jesus plötzlich unter ihnen. Da erhebt sich wieder ein neues Problem. Wenn einer bei verschlossenen Türen hereinkommt, so meint man, dann kann das nur ein Geist sein oder ein Gespenst. Aber nein, der Herr weist diese Vermutung ab. Damit die Jünger gewiß werden, dass er nicht ein Gespenst ist oder ein Geist, lässt er sie die Wirklichkeit seines Leibes spüren. Er lässt die Zeichen seines Leidens vor ihnen aufleuchten, seine Wunden. Der Jünger darf die Hand in seine Seitenwunde legen und die Finger in die Stelle, wo die Nägel die Hände durchtrieben haben. Meine lieben Freunde, das ist das Wunderbare, das Beruhigende, das Gewißmachende der Auferstehung Jesu, dass er einen Leib besitzt, aber dass dieser Leib in verklärter Gestalt vor uns steht. Es ist kein Leib, wie wir ihn tragen. Es ist ein Leib anderer Art, ein Leib himmlischer Art. Und so muss es ja sein.

Der heilige Gregor der Große hat einmal das schöne Wort gesagt: „Wenn das göttliche Wirken mit dem Verstand begriffen wird, ist es nicht wunderbar.“ So muss es sein; denn wenn wir es begreifen könnten, wenn wir es mit dem Verstand erfassen könnten, dann könnten wir es gewissermaßen nachmachen; wir sind ja experimentierfreudig. Aber nein, ein wahrer Leib und doch in einer anderen Gestalt steht vor den Jüngern. So bezeugt der Herr zwei Dinge: die Realität seiner Auferstehung und die Identität des Auferstandenen mit dem Gekreuzigten. Die Realität, die Wirklichkeit der Auferstehung und die Identität, die Gleichwesentlichkeit des Auferstandenen mit dem Gekreuzigten.

Und dann spricht der Herr. Er redet zu ihnen: „Friede mit euch!“ Wir fügen gern das Wörtchen ein: „sei“ mit euch. Ich halte diese Einfügung für unglücklich. Warum? Es handelt sich ja hier nicht um den Friedensgruß, wie er im Orient üblich war und vielleicht noch ist. Nein, wenn der Herr sagt: „Friede mit euch!“, dann spricht er nicht nur einen Wunsch aus, sondern dann spendet er den Frieden, dann gibt er, was er verheißt. Es ist eine Gabe. Das ist viel mehr als ein bloßer Wunsch. Er gibt den Frieden, den er erkämpft und erlitten hat mit seinem Leiden und seinem Auferstehen.

Der Mensch in der Gottesferne ist der friedlose Mensch. Wenn Sie heute die Staatsmänner und die Politiker fragen: Warum so viel Unfriede in Afghanistan und im Irak und wer weiß noch wo überall? Ja, meine lieben Freunde, weil der Friede Gottes nicht in den Menschen ist; weil sie nicht den Frieden Gottes in sich tragen. Deswegen die Friedlosigkeit, denn die Gottesferne ist Friedlosigkeit! Und wenn man die Gottesferne behebt, behebt man auch die Friedlosigkeit. Und ohne die Behebung der Gottesferne gibt es keine Behebung der Friedlosigkeit. Das ist es, was der Herr den Seinen gibt: Er rechtfertigt

tigt sie, er gibt ihnen die Gnade und damit auch den Frieden. „Friede mit euch!“ Das ist die Gabe des Herrn.

Das zweite, was der Herr ihnen gibt, ist seine Sendung. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Dutzendemale hat sich der Herr als der Gesandte des Vaters bezeichnet. Der Vater hat ihn vom Himmel herabgesandt, um die Menschen zu erlösen. Er ist wahrhaftig der Gesandte Gottes. Aber diese Gesandtschaft, diese Fähigkeit, Gott zu vertreten, vermittelt er jetzt auch den Jüngern. Er gibt ihnen seine Sendung. Er gibt ihnen einen Auftrag, nämlich den Auftrag, das Werk fortzusetzen, das er begonnen hat. Das Werk Christi ist nicht zu Ende. Es muss zu Ende geführt werden durch Menschen, die die göttliche Offenbarung verkünden und das Heil zu den Menschen tragen. Deswegen: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Das ist die Sendung, die wir katholischen Priester heute noch in uns tragen. Das ist das Glück unseres Berufes, meine lieben Freunde. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“

Und das dritte, was der Herr ihnen gibt, ist der Heilige Geist. Er verleiht ihnen den Heiligen Geist, den er ihnen ja in den Abschiedsreden verheißen hatte. Der Heilige Geist wird ihnen verliehen zur Ausrüstung für den Dienst, den sie nach Gottes Willen leisten sollen. Sie erhalten die Gewalt der Sündenvergebung. Ich habe noch gestern in einem protestantischen Kommentar zum Neuen Testament nachgelesen, wie ein Protestant diese Stelle erklärt. Er schreibt tatsächlich: „Hier wird die Vollmacht zur Sündenvergebung übertragen.“ So ist es. Jesus gibt den Jüngern die Gewalt zu binden und zu lösen. Binden heißt in der Sünde belassen; Lösen heißt von der Sünde befreien. Also die Gewalt ist eine doppelte, und bis zur Stunde verwalten wir katholische Priester diese doppelte Gewalt zu binden und zu lösen. Wenn wir feststellen, dass jemand keine Reue oder keinen Vorsatz hat, dann müssen wir binden, d.h. die Sünden belassen. Wenn einer dagegen bereit ist, seine Sünden zu bereuen, und wenn er den Vorsatz hat und sie aufrichtig bekennt, dann dürfen wir lösen, dann dürfen wir das erlösende Wort sprechen: „Absolvo te – ich spreche dich los von deinen Sünden.“

Dadurch, dass Jesus eine doppelte Gewalt gibt, zeigt er, dass die Gewalt der Sündenvergebung nicht unterschiedslos gebraucht werden darf. Es muß eine Abwägung, eine Würdigung erfolgen, um loszusprechen oder die Lossprechung zu versagen. Das ist die Geburtsstunde des Bekenntnisses. Die Priester können eben ihre Gewalt nicht ausüben, wenn der Pönitent stumm ist, wenn er also seine Sünden nicht oder nicht vollständig bekennt. Das ist die Geburtsstunde des Bekenntnisses der Sünden im Bußsakrament.

Das ist ein weiterer Stein im Gebäude des katholischen Priestertums: die Vollmacht zur Vergebung der Sünden. Im Abendmahlssaal hatte der Herr ihnen die Vollmacht gegeben, das Opfer zu vollziehen: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Jetzt gibt er ihnen die Vollmacht, Sünden zu vergeben. Das ist das Ostergeschenk des Heilandes, die Vollmacht zur Sündenvergebung. In die Hände der Apostel legt er die Vollfrucht seines Leidens und Sterbens, die göttliche Macht, jede einzelne Menschenseele immer wieder aufs neue von Schuld und Sünde zu befreien, sooft sie in Reue Entsöhnung sucht.

O meine Freunde, es gibt Menschen, die das Bußsakrament eine veraltete, eine überlebte Einrichtung nennen. Wie wenig wissen sie vom Wesen dieses Sakramentes! Solange es einen Sünder gibt, und solange es einen erbarmenden Gott gibt, solange ist dieses Sakrament modern. Immer, wenn der all-heilige Gott sich in Liebe niederneigt zur schuldvollen Kreatur, dann ist diese Liebe Erbarmen. Und immer wenn eine Menschenseele im Bewußtsein ihrer Schuld sehnd emporstrebt zu Gott, dann ist diese Liebe Reue. Beide aber, göttliche Barmherzigkeit und menschliche Reue, treffen und vereinigen sich im Bußgericht. Die Kirche hat ein Kirchengebot gegeben, nämlich dass man wenigstens einmal im Jahre, und zwar zur österlichen Zeit, seine Sünden bekennen und bereuen muss. Das ist eine Pflicht, eine unerlässliche Pflicht, ein Minimum für jeden Katholiken. Aber ist es denn richtig, wenn wir sagen: Wir müssen das Bußsakrament empfangen? Sollten wir nicht sagen: Wir dürfen es empfangen? Ist es nicht ein Glück, ein unaussprechliches Glück, seine Sünden bekennen zu dürfen und das Wort zu hören: „Ich spreche dich los von deinen Sünden“?

Ja, meine lieben Freunde, das ist etwas unsagbar Großes und Beglückendes, was uns der Herr an seinem Auferstehungstage vermacht hat, dass wir die Versöhnung mit Gott nicht nur innerlich glauben können – wie der Protestant. Der Protestant kann ja auch durch Reue von Sünden befreit werden. Aber er hat eben nicht die Gewissheit, die wir haben, wenn wir hören: „Ich spreche dich los von dei-

nen Sünden.“ Uns wird auch äußerlich die Gewißheit gegeben, dass wir entschuldigt sind, dass wir von Sünden befreit sind. Es ist das ein Recht, nicht bloß eine Pflicht, dass wir das Bußsakrament empfangen dürfen. Wenn die Beichtstühle reden könnten, meine lieben Freunde, dann würden sie sagen, dass über jedem Beichtstuhl der Ostergruß des Auferstandenen steht, nämlich „Friede mit euch“.

Immer wieder hat es Menschen gegeben, die am Bußsakrament gerüttelt haben. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern können: Der Erzbischof von München und Freising, Herr Döpfner, schaffte für eine geraume Zeit die Erstbeicht vor der Erstkommunion ab. Er ließ die Kinder zur Erstkommunion führen, ohne dass sie zur Erstbeicht waren. Dieser Unsinn hat sich jahrelang durchgehalten. Da sehen Sie, dass das Unheil auch von oben kommt, nicht nur von unten. Nein, meine lieben Freunde, heute ist Weißer Sonntag. Heute schreiten Hunderte und Tausende unserer Kinder zum ersten Mal zum Tische des Herrn, Kinder, die durch das Bußsakrament von Schuld befreit sind, wahrscheinlich nur von lässlicher Sünde. Kaum eines der Kinder wird eine schwere Schuld auf sich geladen haben. Aber man muss auch mit den lässlichen Sünden Abrechnung halten, damit man nicht großzügig wird mit den schweren Sünden.

Wir gedenken an unsere Erstbeicht und Erstkommunion, unsere einstige Kindesunschuld. Ach, meine lieben Freunde, wenn ich zurückdenke an meine ersten Priesterjahre 1951/52. Was haben wir uns für Mühe gegeben, nicht nur die Kinder, sondern die ganze Familie, die Eltern, die Geschwister, die Verwandtschaft zum Bußsakrament zu führen, damit sie alle entschuldigt und geheiligt mit den Kindern zum Tisch des Herrn gehen konnten. Das hat alles aufgehört. Ich habe gestern im Beichtstuhl gegessen, aber ich habe nicht eine einzige Beicht von Eltern gehört, die ihre Kinder heute zur Erstkommunion führen. Ich gehe mit Schrecken und Entsetzen aus dem Beichtstuhl.

Das Bußsakrament ist nur von dem zu spenden, und das will ich noch für diejenigen sagen, die in Heroldsbach waren, das Bußsakrament ist nur von dem zu spenden, der Weihegewalt und Jurisdiktionsgewalt besitzt. Man braucht zwei Gewalten, um Beicht hören zu können, Weihegewalt und Hirtengewalt. Die Weihegewalt ist unverlierbar, weil die Weihe unverlierbar ist. Aber die Hirtengewalt kann entzogen werden. Nun haben Sie ja gehört in Heroldsbach, dass dort einem Priester die Beichtgewalt entzogen worden ist. Dafür gilt folgendes: Der Bischof, in dessen Diözese ein Priester eingliedert ist, kann diesem Priester die Beichtgewalt entziehen. Dann hat er keine Beichtgewalt mehr, dann hat er nirgends mehr Beichtgewalt. Aber ein anderer Bischof kann in seiner Diözese diesem Priester wieder Beichtgewalt geben. Die Beichtgewalt des Bischofs reicht eben nicht weiter als bis an die Grenzen seiner Diözese. Wenn einer die Beichtgewalt entzogen hat, kann ein anderer Bischof sie wieder geben. Das ist also die Rechtslage über die Beichtgewalt.

Nun, meine lieben Freunde, heute, ich erinnere noch einmal daran, ist Erstkommunionstag. Unsere Kleinen schreiten zum Tisch des Herrn, und wir begleiten sie mit unseren Gebeten. Die Kinder sind unsere Hoffnung, aber auch unsere Sorge. Werden sie dem, was sie heute empfangen, treu bleiben? Werden sie das Pfand, das in ihre Seele gelegt wird, auch schätzen? Wie wird es in ein, zwei, drei Jahren sein? Werden sie den Sonntagsgottesdienst besuchen? Werden sie das Geschenk des Bußsakramentes auch weiterhin empfangen? Das alles sind Fragen, die uns bewegen und die wir nur Gott vortragen können, damit er sie löst. Es sollen die Kinder in der Freude des Herrn verharren, auch in der Freude über das Ostergeschenk des Herrn, nämlich über das Bußsakrament. In aeternum cantabo misericordias Domini – in Ewigkeit will ich die Erbarmungen des Herrn preisen!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Ich bin der Gute Hirt“

22.04.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das israelitische Volk war ein Hirtenvolk. Hirten waren es, denen die Engel die frohe Botschaft von der Geburt des Erlösers brachten, Hirten auf den Feldern von Bethlehem. Die Propheten gebrauchten das Bild vom Hirten häufig, um das Verhältnis Gottes zu seinem auserwählten Volke darzustellen. Im 22. Psalm heißt es: „Der Herr ist mein Hirt, nichts wird mir mangeln. Er weidet mich auf grüner Au, er führt mich zu erquickenden Wassern und labt dort meine Seele.“ Auch die Könige wurden als Hirten bezeichnet, denn sie waren die Führer des Volkes, das sie leiten und für das sie sorgen sollten.

Nicht alle Herrscher entsprachen dem Bild des guten Hirten. Es gab auch schlechte Hirten. Die Propheten erinnern deswegen daran, dass es einmal einen guten Hirten geben werde, der sein Volk sammeln werde. Im Buche des Propheten Ezechiel heißt es: „Ich selber werde der Retter meiner Herde sein, und ich will einen einzigen Hirten über sie setzen, der sie weiden soll.“

So war man also zur Zeit Jesu darauf vorbereitet, einen guten Hirten zu erleben. Jesus sagte nun: „Ich bin der Gute Hirt. Ich bin jener Gute Hirt, von dem der Prophet gesprochen hat.“ Es gibt kein schöneres Bild der erbarmenden Erlöserliebe als jenes vom Guten Hirten. Er hütet seine Herde, er führt sie auf die Weide. Er geht dem verirrtten Schaf nach. Er wehrt dem Würger, dem Wolf, und unter Einsatz seines Lebens schützt er seine Herde. Das ganze Leben Jesu hat diesen Hirtenberuf wahrhaftig voll erfüllt. Er hat für sein Volk, seine Jünger, für die Menschen, die sich ihm anschlossen, gesorgt. Er hat sie geweidet mit der Wahrheit seiner Lehre und mit der Gnade seines Beispiels. Er hat das verlorene Schaf, das gefallene, gesucht und heimgetragen, so dass er von seinen Feinden als Freund der Sünder und der Zöllner bezeichnet wurde. Er hat den Zöllner Levi zu seinem Apostel berufen, er ist bei dem Zöllner Zachäus in Jericho eingekehrt, er hat die Sünderin Magdalene berufen und zur Heiligen gemacht. Er hat sich der Samariterin am Jakobsbrunnen zugewandt und ihr das Evangelium vom Messias verkündet. Und Nikodemus, der von Zweifeln zerrissen war, hat er die ganze Nacht gewidmet, um seiner Seele Licht zu bringen. Und noch in seiner Todesstunde hat er ein verirrttes Schäflein heimgetragen, den Schächer zu seiner Rechten.

Wahrhaftig, das Leben des Herrn war ein sprechender Dienst als Hirt. Er hat ihn erfüllt bis zum Letzten: „Ich gebe mein Leben für meine Schafe.“ Wenn der Herr der Hirt ist, wenn er seine Schafe weidet, dann dürfen wir uns seine Herde nennen. Das haben wir eben in der Epistel gehört: „Ihr waret einst wie verirrte Schafe, jetzt aber habt ihr euch bekehrt zum Hirten und Bischof eurer Seelen.“ Christus ist ein Hirt wie kein anderer: „Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich.“ Damit ist nicht bloß das Bekanntsein gesagt, sondern: Ich Sorge für die Meinen, ich bin mit ihnen verbunden, ich vertraue den Meinen, und sie vertrauen mir. Ich liebe die Meinen, und sie lieben mich. Eine tiefe Verbundenheit zwischen Hirt und Herde wird ausgedrückt, wenn der Herr sagt: „Ich kenne die Meinen.“

Ich habe einmal gelesen, dass die Hirten, die menschlichen Hirten, jedes Schaf vom anderen unterscheiden können. Woran? Am Gesicht. Durch das Gesicht eines jeden Schafes vermögen sie ein Schaf vom anderen zu unterscheiden. Auch sie kennen also ihre Herden. Aber noch ganz anders kennt der Herr seine Herde.

Das Erlösungswerk des Herrn war einmalig. Aber sein Hirtenamt muss fort dauern. Solange es Menschen gibt, die der Hut bedürfen, solange es Wölfe gibt, welche in die Herde einzubrechen versuchen, solange muss es auch Hirten geben, die die Herde weiden und lehren. So hat Christus Hirten

eingesetzt, die in seiner Autorität und mit seinem Beistand die Herde weiden. Hirten in seinem Auftrag: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Ihnen übertrug er seine Autorität: „Wer euch hört, hört mich.“ Er versicherte sie seines bleibenden Beistandes: „Ich bleibe bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“ In seinen Hirten lebt er weiter in seiner Kirche. Allen menschlichen Schwächen zum Trotz ist und bleibt er der oberste Hirt dieser menschlichen Hirten. Er hat den Hirtenstab schwachen Menschen anvertraut, aber er hat sie gesalbt mit seiner Kraft.

Vom Hirten verlangt man, dass er treu ist, dass er zu seiner Herde steht, dass er für seine Herde sorgt, dass er ihr die rechte Nahrung verschafft, sie auf gute Weide führt. Ohne Bild gesprochen: Die Hirten der Kirche müssen die Gnade und die Wahrheit des Herrn ihrer Herde, den Menschen, austeilen und verkünden. Sie dürfen nichts davon fallenlassen, sie dürfen nichts davon abstreichen, nichts verfälschen. Sie müssen der Wahrheit des Herrn, die ihnen anvertraut ist, Gehör verschaffen. Das ist nicht leicht, denn immer wieder wird den Hirten angesonnen, Dinge zu sagen und Dinge zu tun, die sie nicht sagen und tun dürfen, den Glauben zu ändern, die Sittenlehre abzuschwächen, die kirchliche Disziplin zu lockern.

Ich habe hier, meine lieben Freunde, die Frankfurter Allgemeine Zeitung. Da steht: „Der Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse (SPD), Mitglied im Zentralkomitee der Deutschen Katholiken, wirft dem Papst vor, er beschäftige sich viel weniger mit dem Zölibat, mit der Ökumene, mit der Stellung der Frau in der Kirche, als von der deutschen Gesellschaft erwartet wird.“ Ja, diese Erwartungen sind eben falsch! Was Herr Thierse dem Papst ansinnt, das ist eben ungerecht. Er sollte den Schnabel halten. Diese falsche Einstellung von Mitgliedern der Kirche hat sogar den „Spiegel“ beschäftigt. Ja, hören und staunen Sie! Sogar der „Spiegel“ nimmt dagegen Stellung: „Bei uns wird der Glaube in der Öffentlichkeit am lautesten von denen diskutiert, die ihm längst den Rücken gekehrt haben. Alle diese Talk-Show-Moderatoren möchten diese unzeitgemäße Trutzburg aus Gebetstiefe, Kultur und Traditionen, die sie verlassen haben, möglichst trivialisiert und modernisiert sehen. So weit, dass ihnen die untergründig verspürte Melancholie darüber vergeht, dass sie ihr nicht mehr angehören. Sie wollen sie so trivial wie den Supermarkt in der Ecke, in den jeder latschen kann, so trivial, wie sie selber sind. Deshalb reden sie, wenn sie vom Glauben reden, am liebsten von Priesterinnen, Kondomen und Kommunion für alle. Sie möchten nicht über die Zehn Gebote reden, den sonntäglichen Kirchgang, die Sünde und die Beichte, den Rosenkranz, und wenn, dann nur mit anzüglichem Spott.“ Ich meine, dass der „Spiegel“ das völlig richtig sieht. Genauso ist es, wie es hier geschrieben ist.

Die Hirten dürfen sich davon nicht beeinflussen lassen. Gott sei es gedankt, es hat immer gute Hirten in der Kirche gegeben, die ihren Hirtendienst wahrhaft ernst genommen und erfüllt haben. Wir haben Priester und Bischöfe erlebt, die nichts anderes kannten als den Dienst an ihrer Herde. Wer von Ihnen erinnert sich nicht an den Fuldaer Bischof Johannes Dyba! Er war wahrhaft ein guter Hirt. Der Mainzer Bischof Albert Stohr, den ich noch erlebt habe, war ebenfalls ein guter Hirt. Der Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler war ein sehr guter Hirt. Von ihm stammt das Wort: „Ich habe mein ganzes Leben dem Dienst des armen Volkes gewidmet, und je mehr ich es kennen gelernt habe, um so mehr habe ich es lieben gelernt.“ Auch viele andere haben sich als gute Hirten bewährt, haben sich im Dienste für ihre Herde verzehrt.

Im Frühjahr 1945, meine lieben Freunde, brach die Rote Armee in Schlesien ein. Sie wütete und hauste, sie vergewaltigte und tötete, sie brannte und raubte. Viele andersgläubige Geistliche haben ihre Herde verlassen und sich in Sicherheit gebracht. Ich kenne nicht einen einzigen katholischen Priester aus Schlesien, der seine Herde allein gelassen hätte. Aber ich weiß von 63 Priestern, die ihr Leben für ihre Herde hingegeben haben. 63 Priester der Erzdiözese Breslau haben ihr Leben für ihre Herde hingegeben unter dem Ansturm der Roten Armee. Als ich nach dem Krieg in der Lausitz Dienst tat, lernte ich einen Priester namens Gerhard Schaffran kennen. Dieser Priester war, als 1945 in Breslau die Besatzung kapitulierte, freiwillig – freiwillig, nicht gezwungen! – in das Gefangenenlager in Breslau-Hundsfeld eingetreten, um den Gefangenen als Seelsorger beizustehen. Er hat 5 Jahre in der russischen Gefangenschaft zugebracht. Wahrlich, ein gute Hirte!

Es gibt freilich auch Mietlinge, die den Wolf kommen sehen und fliehen, so dass der Wolf die Schafe reißt, Mietlinge, die mit den Wölfen heulen, statt ihnen entgegenzutreten. Ich kannte einmal einen Priester, der auch dem Herrn nachfolgen wollte. Er hat diese Nachfolge aufgegeben. Er trat in

Mainz in den Bachchor ein. Der Bachchor ist ein protestantischer Chor. Dort lernte er eine evangelische Lehrerin kennen. Er ließ sich laisieren und heiratete diese Lehrerin. Nach wenigen Jahren wurde er geschieden. Er heiratete eine katholische Studentin und trat aus der Kirche aus.

Der Wiener Prediger Abraham a Santa Clara hat einmal das bittere Wort gesprochen: „Während die Hirten schlafen, stiehlt man die Wolle den Schafen.“ Ein Wort, das das Versagen der Hirten kennzeichnet. Dieses Versagen gibt es, Gott sei es geklagt.

Bei den Hirten besteht eine Rangordnung. Die Priester sind den Bischöfen untergeordnet, die Bischöfe dem Papst. Wenn Priester versagen, muss man sich an den Bischof halten. Wenn Bischöfe versagen, muss man sich an den Papst halten. Wenn der Papst versagt, da kann man nur Christus anrufen. Doch dazu kommt es gewöhnlich nicht. Vielmehr hat sich der oberste Hirte der Kirche häufig als der treueste Hirte erwiesen. Als die Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz versagten, da hat der Papst eingegriffen und ihnen gesagt: „Ihr dürft nicht Unwürdige zur Kommunion zulassen.“ Als die deutschen Bischöfe die Lehre von der geschlechtlichen Sittlichkeit verbogen, da hat der Heilige Vater immer wieder und immer wieder darauf gedrängt, dass dies geändert wird. Sie haben es bis heute nicht getan! Sie wissen, dass unser jetziger Heiliger Vater uns entgegenkommen will. Er will die Tridentinische Messe in weitem Umfang wieder zulassen, aber er fürchtet die Bischöfe. Er muss sie fürchten, weil die Gefahr besteht, dass sie ihm nicht gehorchen!

Wir wollen uns durch Schwächen und Versagen der Hirten nicht irremachen lassen. Wir wollen uns an den halten, der das Wort gesprochen hat: „Weide meine Schafe.“ Es gibt Menschen, die nehmen das Versagen von Hirten zum Anlaß, aus der Kirche auszutreten und die Kirche zu verlassen. Das ist der falsche Weg. „Kein Übel, dem man durch die Trennung von der Kirche entfliehen will, ist so groß wie die Trennung selbst.“ Kein Übel, dem man durch die Trennung von der Kirche entfliehen will, ist so groß wie die Trennung selbst. Dieses Wort stammt von dem heiligen Bischof Cyprian. So haben wir auch heute die Pflicht, in Ehrfurcht, in Gehorsam und in Liebe zu den Hirten der Kirche zu stehen. Wir dürfen uns glücklich schätzen, dass wir Hirten haben, die die Wahrheit verkünden, die uns das Brot des Lebens reichen. Die Andersgläubigen, die keine Hierarchie haben, von denen sich jeder selber die Wahrheit suchen muss, die verlassen sind, beneiden uns oft um diese Hierarchie. Sie haben nur Irrwege vor sich und Abwege; sie führen in religiöse Einsamkeit und Richtungslosigkeit. In ihrer Zerrissenheit und Führungslosigkeit sehnen sie sich danach, einmal in die große Gemeinschaft Christi heimzukehren.

In dieser Gemeinschaft, meine lieben Freunde, sind wir geborgen. Wir sollten uns deshalb glücklich schätzen, zur heiligen katholischen Kirche zu gehören. Wir sollten keinen Tag vorübergehen lassen, wo wir nicht in das Gebet des Herrn einstimmen, dass nämlich einmal ein Hirt und eine Herde werde.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Mahnung zum guten Beispiel

29.04.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Führet einen ehrbaren Wandel unter den Heiden, damit die, welche euch als Übeltäter verleumden, eure guten Werke sehen und Gott preisen am Tage der Heimholung.“ Hier ist die Mahnung zum guten Beispiel ausgesprochen. Das gute Beispiel ist uns als Pflicht gegenüber unseren Mitmenschen auferlegt. Es gibt auch ein schlechtes Beispiel, und wir wissen, welche niederziehende Kraft vom schlechten Beispiel ausgeht. Ich kann mich immer nur wundern, wenn in den Zeitungen ganze Spalten dem Klatsch vorbehalten sind, in denen von den Missetaten und Übeltaten der Menschen berichtet wird, vor allem von den furchtbaren sittlichen Verhältnissen unter Schauspielern, aber auch unter Politikern. Der Bundeskanzler Willy Brandt beispielsweise gab kein gutes Beispiel, denn er war ein Unzüchtiger. Uns ist aufgegeben, ein gutes Beispiel zu geben. „Führet einen ehrbaren Wandel unter den Heiden, damit die, welche euch als Übeltäter verleumden, eure guten Werke sehen und Gott preisen am Tage der Heimholung.“

Das gute Beispiel steht nicht hoch im Kurs, denn es ist anstrengend. Nach unten kommt man von selbst, aber nach oben zu kommen, muss man sich bemühen, muss man sich anstrengen. Viele geben sich keine Mühe, ein gutes Beispiel zu geben. Was liegt schon daran, so sagen sie. Und so verzichten sie darauf, den Dienst den Menschen zu erweisen, den Gott ihnen aufgetragen hat.

Das Beispiel hat eine gewaltige Macht. Das Beispiel hat auch eine gewaltige Verantwortung, viel größer als das Wort. Das Wort kann man hören und annehmen oder abweisen. Wir haben es schon erlebt, wir haben es oft erlebt, wie Menschen, denen wir gut zugeredet haben, unsere Worte in den Wind geschlagen haben, ja manche sind nur um so hartnäckiger geworden. Wenn man auf sie einredet, sagen sie: Jetzt gerade nicht! Die Stimme des Beispiel ist lauter als die Stimme des Wortes. Lang ist der Weg durch Vorschriften, kurz ist der Weg durch das Beispiel. Worte klingen, Taten zwingen. Ohne dass man es merkt, wirkt das Beispiel auf die Seele des anderen ein, und ohne dass wir es selber merken, empfangen wir Eindrücke von dem anderen. Wenn wir viel mit jemandem zusammen sind, so dauert es nicht lange, dann haben wir sein Art zu denken, zu sprechen, sich zu verhalten, angenommen. Wie gern nimmt eine Seele die Züge des anderen an! Und erst nach Jahren kommt einem zum Bewusstsein: Das habe ich von diesem, und das habe ich von jenem angenommen. Und weil es so ist, muss man sagen: Das Beispiel hat eine unheimliche Gewalt, weil es wirkt, ob du willst oder nicht. Das Beispiel wirkt, ob du willst oder nicht – das gute Beispiel und das schlechte Beispiel.

Der Herr selber hat uns die Macht des Beispiels vor Augen geführt. In den letzten Stunden seines irdischen Daseins, im Abendmahlssaal, da gürtete er sich, nahm eine Schüssel mit Wasser und wusch den Seinen die Füße. Er leistete ihnen den Sklavendienst. Und als er damit fertig war, sagte er: „Wißt ihr, was ich euch getan habe? Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit auch ihr tut, wie ich euch getan habe.“ Wenn der Herr uns einmal zeigen wird, wie unser Beispiel gewirkt hat im Laufe des Lebens, unser gutes, unser schlechtes Beispiel, wie werden uns dann die Augen aufgehen? In meiner Heimatstadt Liegnitz in Schlesien war einmal ein junger Priester, der Religionsunterricht erteilte in der Ritterschule, die ich auch besucht habe. Eines Tages kam er in die Schule, und da sagte ihm der Rektor: „Drei Kinder, drei Geschwister einer Familie sind heute von unserer katholischen Schule abgemeldet worden.“ Der Priester fragte: „Warum?“ „Das darf ich nicht fragen“, sagte der Rektor. Als der Priester den Religionsunterricht in der Schule beendet hatte, suchte er die Familie auf. Es war eine arme Familie; die Mutter war am Waschschauf tätig. Eines der Kinder verkroch sich unter die Röcke der Mutter, als der Priester eintrat, ein zweiter kroch unter das Bett, nur ein drittes Kind blieb sichtbar. Die Frau sagte zu dem Priester: „Ich weiß schon, weshalb sie kommen. Den Gang hätten Sie sich spa-

ren können. Mein Mann war ein Säufer. Wenn er am Lohntag sein Geld bekam, ging er in die Kneipe und versoff es ganz oder zum Teil, und wenn er nach Hause kam, da verdrosch er mich. So ging es lange Zeit. Dann aber zog neben uns im Hause eine Familie ein von Baptisten. Der Mann dieser Baptistenfamilie sprach meinen Mann an: Was machen Sie am Sonntag? Wir gehen spazieren. Kommen Sie mit? Er kam mit. Und so ging es an den übrigen Sonntagen. Und am Lohntag holte er den Säufer ab und brachte ihn nach Hause, ohne dass er in die Kneipe ging. Sehen Sie“, sagte die Frau, „dieser Mann hat unsere Familie gerettet. Und aus Dankbarkeit für dieses Beispiel und für diese Hilfe, habe ich meine Kinder aus der katholischen Schule abgemeldet und sie in die Schule geschickt, in die die Kinder dieses Mannes gehen, in die evangelische Schule.“ Das war selbstverständlich keine rechte Reaktion, aber wir sehen, wie das Beispiel dieses Baptisten gewirkt hat. Der Baptist hat gezeigt, wie man durch ein gutes Beispiel Gutes wirken kann.

Vor einiger Zeit ist in Italien das Buch eines katholischen Priesters erschienen, eine Autobiographie, in der er seinen Werdegang beschreibt. Er war früher sozialistischer Agitator und natürlich unreligiös, religionsfeindlich. Eines Tages betrat er einmal eine Wallfahrtskapelle, um das Bild der Muttergottes anzuschauen. Als er eintrat, war die Kapelle leer, aber mitten auf den Steinen kniete ein Mann, ein vornehm gekleideter, ein elegant gekleideter Herr tief ins Gebet versunken. Er dachte: Wie kann ein Gebildeter in dieser Weise innig beten? Wenn wir dann weiterlesen in dieser Biographie, dann stellen wir fest: Das war der Wendepunkt in dem Leben dieses sozialistischen Agitators. Er hatte noch zu ringen, aber der Mann aus der Kapelle kam ihm nicht mehr aus dem Sinn. Niemand kann sagen, wer er war, niemand weiß, wofür er gebetet hat. Er selber hat gar nicht geahnt, dass er beobachtet wird, und doch hat er damals die größte Tat seines Lebens vollbracht, nämlich er hat eine Seele Gott zugeführt. Wie wird er staunen in der Ewigkeit, wenn Gott ihm einmal diese Seele zeigen wird!

Wenn der Herrgott uns, meine lieben Freunde, alle die Menschen zeigte, denen wir schon begegnet sind im Leben: Sie haben wohl alle etwas von uns angenommen, Böses oder Gutes. Ob es wohl niemand gibt, der Schaden durch uns genommen hat? Und ob es wohl jemanden gibt, der geläutert wurde durch uns? Können wir da wirklich unbesorgt sein? Oder müssen wir nicht vielmehr voll Reue und Scham bekennen: Wir haben nicht immer ein gutes Beispiel gegeben?

Es ist aufschlussreich, die Heilige Schrift aufzuschlagen und zu sehen, wie Christus über das gute Beispiel spricht. Lange bevor er den Aposteln den Auftrag gab, hinzugehen und zu predigen, sagte er: „Ihr seid das Licht der Welt. Laßt euer Licht leuchten unter den Menschen!“ Das heißt: Gebt ein gutes Beispiel. „Führt einen ehrbaren Wandel unter den Heiden, damit die, welche euch als Übeltäter verleumden, eure guten Werke sehen und Gott preisen am Tage der Heimsuchung.“ Erst viel später sagt der Herr: Gehet hin und lehret die Menschen!“ Erst das Beispiel, dann das Wort. Ich bin überzeugt, dass die Apostel viel mehr durch ihr Beispiel gewirkt haben als durch ihre Predigt. Sie waren keine Meister des Wortes, aber ihr Beispiel wirkte. Am heiligen Paulus können wir sehen, wie er in geradezu kindlicher Unbefangenheit schreibt: „Seid meine Nachahmer, wie ich Nachahmer Christi bin.“ Er konnte sich als Beispiel hinstellen, das nachzuahmen ist, weil er selbst ein Nachahmer Christi geworden war.

Die Methoden der Seelsorge sind heute andere geworden. Man hat einen ungeheuren Apparat aufgebaut, kategoriale Seelsorge genannt, man hat teure Bildungshäuser errichtet, hochbezahlte Funktionäre angestellt, zahllose Referenten eingeladen. Schauen Sie einmal hinaus vor unsere Kirche, im Vorraum der Kirche, da stehen ganze Stapel von Einladungen zu Veranstaltungen, zu Vorträgen, zu Referaten, zu Kursen. Gestatten Sie, dass ich meine Meinung darüber äußere: Ich fürchte, dass die allermeisten dieser Vorträge, Konferenzen und Darbietungen zur Vertiefung des Glaubens und zur Förderung der Frömmigkeit und zum Aufbau der Sittlichkeit wenig oder gar nichts beitragen. Ganz abgesehen davon, dass diese Veranstaltungen häufig vor halbleeren Sälen stattfinden. Warum kommt man nicht auf das Beispiel zurück? Warum lehrt man die Menschen nicht ein gutes Beispiel geben? Warum gibt man nicht selber ein gutes Beispiel - alle diese vielen Referenten und Vortragenden und Räte? Das Beispiel wirkt, das Beispiel bildet, das Beispiel gewinnt. Das Beispiel, meine Freunde, gelangt auch dahin, wohin diese Vortragenden nicht kommen. Das Beispiel wird überall gesehen. Das Beispiel erreicht auch die Kirchenfernen.

Worin sollen wir ein gutes Beispiel geben? Die Antwort ist einfach: indem wir die Gebote Gottes gewissenhaft erfüllen, indem wir Tugenden erwerben, indem wir Gottesliebe und Nächstenliebe beweisen, indem wir unsere Berufspflichten treu erfüllen, indem wir anspruchslos und genügsam leben, indem wir selbstlos sind und selbstvergessen. Das Beispiel, meine lieben Freunde, wirkt mehr als zehn Gelehrte und Hunderte von Büchern.

In meiner Heimat habe ich ein anderes Beispiel erlebt. Ein Priester kam frühmorgens in die Kirche. Da trat eine Frau zu ihm, eine Arbeiterin, und sagte: „Ich möchte katholisch werden.“ Nun, der Priester war etwas misstrauisch und dachte: Wenn da früh um 6 Uhr jemand kommt und sagt: Ich will katholisch werden, da muss man vorsichtig sein. „Gut“ sagte er, „überlegen Sie sich das noch einmal und kommen Sie in ein paar Tagen wieder.“ Die Frau kam tatsächlich in ein paar Tagen wieder und bat von neuem: „Ich möchte katholisch werden.“ Der Priester sagte noch einmal: „Warten wir noch ein paar Tage, dann kommen Sie wieder.“ Sie kam wieder, und sie nahm Konvertitenunterricht mit einem Eifer, der vorbildlich war. Sie hatte große Schwierigkeiten von seiten ihrer Verwandtschaft zu bestehen, weil sie katholisch wurde. Der Priester fragte sie: „Wie sind Sie denn auf den Gedanken gekommen, katholisch zu werden, wo hier doch die Überzahl protestantisch ist?“ Die Antwort lautete: „Sehr einfach. Ich habe in einem Militärdepot gearbeitet. Der Ton, der dort herrschte, war furchtbar. Es wurde kaum ein anständiges Wort gesprochen. Nur einer machte nicht mit. Es war ein einfacher Mann, über dessen Lippen niemals ein gemeines Wort kam. Ich habe mich erkundigt und erfuhr, dass er Katholik war, der einzige Katholik. Ich habe mir gesagt: Jetzt muss ich einmal katholische Predigten hören. Da hörte ich mehr, und so kam ich zu dem Entschluß: Ich muss katholisch werden.“ Diese Frau ist ihrem Entschluß treu geblieben. Sie war eine brave, eifrige katholische Frau. Sie gab das, was sie verdiente, weg für einen guten Zweck. Der Priester hat dann später diesen Mann kennengelernt. Es war ein ganz einfacher, schlichter Mann. Aber er wusste, was er wollte. Der Priester hat sich manchmal gedrängt gefühlt, ihm zu sagen, dass er durch sein Beispiel jemanden zum Glauben geführt hatte, aber er hat es dann gelassen. Er sagte sich: Das soll ihm der liebe Gott selber sagen. Wer das von sich sagen kann, er habe durch sein Beispiel jemanden zur Wahrheit geführt!

Ja, meine Freunde, das Beispiel ist eine gewaltige Macht. Sie kommen heute Mittag mit anderen Menschen zusammen. Enthalten Sie ihnen nicht das gute Beispiel vor! Sie treffen morgen und die ganze Woche über andere Menschen. Geben Sie ihnen ein gutes Beispiel! Führet einen ehrbaren Wandel unter den Heiden, damit die, welche euch als Übeltäter verleumden, eure guten Werke sehen und euren Vater preisen am Tage der Heimsuchung!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Verheißung des Geistes Gottes

06.05.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der vergangene Sonntag stand schon im Zeichen des Scheidens Jesu von der Erde. „Noch eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen, denn ich gehe zum Vater.“ Dieser Sonntag rückt das bevorstehende Scheiden des Herrn in ein neues Licht. „Es ist gut für euch, dass ich hingehe.“ Warum? „Wenn ich nicht hingehe, kann der Tröster nicht zu Euch kommen. Gehe ich aber hin, dann werde ich ihn euch senden.“ Es besteht also ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen dem Scheiden Jesu von der Erde und der Sendung des Heiligen Geistes. Diese Worte lenken unseren Blick auf die kommende Himmelfahrt des Herrn und auf die Herabkunft des Heiligen Geistes. Er ist der Vollender des Erlösungswerkes. Erst muss der Herr von der Erde geschieden sein, bevor der Geist kommen kann. Erst muss die irdische Wirksamkeit des Herrn abgeschlossen sein, bevor die Tätigkeit des Heiligen Geistes einsetzen kann. „Es ist gut für euch, dass ich hingehe.“ Die Vollfrucht des messianischen Werkes ist erst zugänglich, wenn der Herr Platz genommen hat zur Rechten des Vaters, wenn er in die Freude und in das Glück des Himmels eingegangen ist.

Noch sind die Vorstellungen der Jünger irdisch. Sie sind ungeläutert, dem Irdischen verhaftet. Erst dann, wenn der Meister endgültig von ihnen geschieden ist, erst dann wird der Boden bereitet sein für die Erkenntnis, dass das Ziel der Erlösung nicht im Diesseits liegt, wie die Marxisten meinen, sondern dass das Ziel der Erlösung im Jenseits liegt, in der Ewigkeit, und dass nur der ein wahrer Jünger Jesu ist, der die Welt überwindet. Diese Erkenntnis, diese volle Erkenntnis soll den Jüngern erst die Geistestaufe vermitteln. Deswegen ist die Sendung des Heiligen Geistes notwendig. Erst durch sie gelangt die Erlösung zur Fülle, zur letzten Reife.

Was tut nun der Heilige Geist? Er arbeitet nach zwei Richtungen. Er arbeitet einmal in der Richtung der Welt, also der Wirklichkeit, die im argen liegt, und diese Welt überführt er. Er ist der überführende Anwalt Christi. Die zweite Tätigkeit des Geistes richtet sich auf die Gläubigen, auf die Jünger Christi, auf die Kirche. Er wird zum Lehrer der Wahrheit.

Die erste Tätigkeit des Geistes ist also das Überführen. „Er wird die Welt überführen, dass es eine Sünde, eine Gerechtigkeit und ein Gericht gibt. Eine Sünde, weil sie nicht an mich geglaubt haben, eine Gerechtigkeit, weil ich zum Vater gehe, ein Gericht, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist.“ Hier erfahren wir authentisch, dass es nicht nur Versehen, Missgeschicke und Unglücke gibt, nein, es gibt eine Sünde. Es gibt viele Sünden, aber es gibt eine Wurzelsünde, es gibt eine Hauptsünde, es gibt eine Sünde, die allen anderen zugrunde liegt, und das ist der Unglaube. Die große Sünde der Welt ist der Unglaube, die bewusste Abkehr von Christus. Der Geist zeigt der Welt, dass das ihre große Sünde ist, dass nämlich Christus niedergestiegen ist auf diese Welt, dass er hier gewandelt ist und gewirkt hat, dass er in seiner Kirche weiterlebt und weiterwirkt, dass sie trotz zahlloser Feinde und Angriffe, trotz der eigenen Schwäche immer noch existiert und weiter durch die Jahrhunderte zieht als unbeirrbarer Lehrerin der Wahrheit, als unbestechliche Hüterin des göttlichen Gesetzes und als unermüdlich mahnendes Gewissen der Menschheit. Das ist ein überwältigendes Zeugnis für die Gottheit ihres Stifters und damit für die Sündhaftigkeit des Unglaubens.

Es ist also nicht wahr, meine Freunde, dass alle Menschen, die nicht zum Glauben kommen, schuldlos irren. Es ist nicht wahr! Es gibt die bewusste und gewollte Ablehnung des Glaubens. Es gibt Menschen, die nicht glauben wollen, obwohl sie glauben könnten, weil es ihnen an der Glaubensgnade nicht fehlt. Wir geben alle Mängel und Schwächen von unserer Seite zu. Wir wissen, dass wir nicht auf der Höhe unserer Berufung stehen. Es gibt das mangelnde Zeugnis der Gläubigen; es gibt die Schwä-

che der berufenen Verkünder des Evangeliums; es gibt den Verrat in den eigenen Reihen. Das sei alles zugegeben. Und wenn man das alles zugegeben hat, wird der Unglaube dadurch doch nicht erklärt und nicht entschuldigt. Es gibt die Verstocktheit gegen die Wahrheit. Es gibt die Abwehr des Glaubens. Es gibt die Bosheit gegenüber den Einwirkungen des Heiligen Geistes. Und das macht der Heilige Geist offenbar.

Die zweite Tätigkeit des Geistes gegenüber der Welt besteht darin, dass er zeigt: Es gibt eine Gerechtigkeit. Diese Gerechtigkeit hat sich im Leben Jesu gezeigt. Er war der Unschuldige, der Heilige und der Gerechte. Er ist Wohltaten spendend durch die Lande gezogen, und doch haben ihn die Führer des Volkes dem Tode überliefert. „Den Heiligen und Gerechten habt ihr getötet“, so heißt es in der Petruspredigt der Apostelgeschichte. Das war Ungerechtigkeit. Und so ist es auf Erden weitergegangen. Hier auf Erden hängt die Gerechtigkeit immer am Kreuzel! Aber einst wird die Ungerechtigkeit beseitigt. Einmal ist das sogar schon geschehen, nämlich am Beispiel Jesu. Der Vater im Himmel hat ihn aus dem Grabe gerissen und lebendig gemacht. Er hat ihn auferweckt von den Toten. Da sieht man: Er hat sich zu ihm bekannt; er hat sein Werk bestätigt. Ja, das hat er getan. Die Heimkehr Jesu zum Vater, die Himmelfahrt, die Erhöhung bestätigt Leben, Wirken und Leiden des Gottessohnes. Er war kein Betrüger und kein Scharlatan, als den ihn seine Feinde ausgaben. Er war der Heilige und der Gerechte, und das wird durch die Heimkehr zum himmlischen Vater bestätigt. Gott selbst bekennt sich zu seinem Gerechten. Er, der dem Willen des Vaters gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze, er ist lebendig gemacht und erhöht worden. Er hat einen Namen erhalten, der über allen Namen ist. Er hat Platz genommen zur Rechten des Vaters. Auf Erden ward ihm keine Gerechtigkeit, aber im Himmel ist ihm Gerechtigkeit widerfahren. Da hat er erlangt, was er verdient hat.

Und so geht es weiter, meine Freunde. Was an Jesus geschah, das muss auch an seinen Jüngern geschehen. Der unbelohnte Dienst, die verkannte Leistung, die verfolgte Unschuld, all das, was wir auf Erden täglich erleben, wird einmal von Gott gerecht gewürdigt werden. Hier auf Erden hängt die Gerechtigkeit am Kreuze, aber in der Ewigkeit wird sie triumphieren.

Die dritte Tätigkeit, die der Geist gegenüber der Welt ausübt, ist, dass es ein Gericht gibt. Der Opfertod Jesu und seine Auferstehung haben die Macht des Todes und der Sünde gebrochen. Der Fürst der Welt ist überwunden. Die Erlösungstat Jesu ist der Sieg über den Satan. Er spricht es ja selbst aus: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“ Und als er die Dämonen austreibt, da sagt er: „Wenn ich mit dem Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Also ist das Reich des Satans überwunden; der Stärkere hat den Starken besiegt! Das ist im Leben Jesu geschehen, und die Ausgießung des Geistes vollzieht dieses Gericht. Denn sie ist nichts anderes als die feierliche Besitzergreifung des Reiches des Satans durch Gott. Wenn der Heilige Geist kommt in den Herzen der Einzelnen, in den Gemeinschaften, in der Kirche, dann ist das ein Zeichen, dass das Reich Gottes aufgerichtet ist.

Schiller sagt: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Ich weiß nicht, ob es so ist. Manchmal scheint es so, aber nicht immer. Aber eines ist sicher: Das Gericht über den Satan vollzieht sich durch den Heiligen Geist. Schon jetzt ist zu erkennen, dass der Dienst Satans zum Unheil führt. Schon jetzt ist zu erkennen, dass nicht die Unbeherrschtheit und die Unzucht, dass nicht der Haß und der Neid das Gute auf der Welt schaffen, sondern nur die Früchte und die Wirkungen des Heiligen Geistes: Güte, Liebe, Freude, Geduld. Das sind die Früchte des Geistes. Jeder, der die Augen aufmacht, kann erkennen, dass davon die Menschheit lebt und nicht von den Wirkungen, die der Satan in den Menschen erzeugt. Die Familien, die Gesellschaft, das Volk, die Menschheit lebt von der Überwindung und von der Beherrschtheit und von der sieghaften Tugend. Und das ist ein Zeichen, dass der Geist wirksam ist. Er richtet den Satan und sein Reich. Das sind die drei Tätigkeiten, die der Heilige Geist gegenüber der Welt verrichtet. Er überführt den Unglauben, er zeigt, dass es eine Gerechtigkeit gibt, und er bringt den Vollzug des Gerichtes zur Vollendung.

Aber der Geist wirkt auch in der Kirche, und zwar als Lehrer der Wahrheit. „Er wird euch alle Wahrheit lehren“, verheißt Jesus seinen Jüngern. Er selbst war schon Lehrer der Wahrheit. Aber er hat die Wahrheit nicht in allen Zügen und in allen Einzelheiten vermittelt. Der Geist führt das Werk Christi auf Erden fort als Erleuchter und Gnadenspender. Er behütet das kirchliche Lehramt vor Irrtum; er öffnet die Seelen der Gläubigen für die Erkenntnis der Wahrheit; er zeigt uns die tiefen

Zusammenhänge zwischen Natur und Übernatur; er weist uns auf die ewigen Ziele unseres Daseins hin, nicht wie Marxisten sangen: „Macht's euch auf der Erde schön. Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn.“ Er gibt uns die Kraft zur Gottes- und Nächstenliebe, und er gibt uns die Sehnsucht nach dem Himmel. Er wirkt unaufhörlich in den sieben Sakramenten, dieses Heilswerk, von der Taufe angefangen bis zur Letzten, heiligen Ölung. Ohne dieses Wirken des Geistes wäre das Christentum längst verunstaltet, hätten sich die Menschen längst die Religion nach ihrem Sinne gestaltet, hätten sie vor allem die Sittenlehre ihrem bösen Herzen angepasst.

Wir brauchen uns nur die Abspaltungen von der Kirche Christi anzusehen, um zu erkennen, wohin Religionsgemeinschaften kommen, die vom Geiste verlassen sind. Dass die Kirche an der Gottheit Christi nicht rütteln lässt, dass sie das Priestertum nicht preisgibt, dass sie die Feindesliebe predigt, dass sie die Gebote der geschlechtlichen Sittlichkeit lehrt, das ist nur dem Wirken des Geistes zu verdanken. Soeben erfahren wir wieder, wie dieser Geist wirkt. Unerschrocken hat der Erzbischof von Genua, der Präsident der italienischen Bischofskonferenz, die kirchlichen Normen über Ehe und Familie verkündet, furchtlos. Denn es besteht Grund zum Fürchten. Im Europäischen Parlament hat man sich gegen ihn erhoben. Die Kirche darf nicht mehr ihre Grundsätze verkünden, weil das Europäische Parlament anders denkt – die Schwulen darin usw. Morddrohungen haben ihn erreicht. Man hat ihm eine Pistolenkugel zugeschickt. Schriften wurden an die Wand geworfen, die sich gegen ihn wenden, weil er die Grundsätze der katholischen Kirche verkündet. So weit sind wir gekommen im „christlichen Abendland“!

Da frage ich, meine lieben Freunde, wo sind denn die Vertreter der Orthodoxie? Das heißt ja, der rechten Lehre. Wo sind sie denn? Wo sind denn die Vertreter des reinen Evangeliums, die Protestanten? Sie sagen nichts, sie schweigen. Sie legen sich mit den Feinden nicht an; sie wollen Ruhe haben. Aber uns lässt der Geist keine Ruhe. Er zwingt uns, das Evangelium zu verkünden – gelegen oder ungelegen!

Ja, es ist gut, meine Freunde, dass der Erlöser von der Erde geschieden ist und durch die Sendung des Heiligen Geistes den großen Plan der Welterlösung zur Vollendung brachte. Dass dieser Plan sich auch in uns vollende, darum wollen wir heute und in den kommenden Wochen beten, so wie die Kirche heute im Kirchengebet im Hinblick auf das Wirken des Heiligen Geistes betet: „Gott, der du die Herzen der Gläubigen eines Sinnes machst, gib deinem Volke das zu lieben, was du befehlst, das zu ersehnen, was du versprichst, damit in dem Wechsel der Verhältnisse unsere Herzen dort verankert seien, wo die wahren Freuden sind.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Bitten im Namen Jesu

13.05.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir stehen am Beginn der Bittwoche. In der Mitte ist das Fest Christi Himmelfahrt. Diese Bitttage unmittelbar vor dem Scheiden des Heilandes haben eine tiefe Bedeutung. Wir wollen dem Herrn, der von der Erde scheidet und zum Vater geht, gleichsam unsere Bitten mitgeben. Wir wollen ihm unsere Anliegen anvertrauen, damit er sie bei seiner Heimkehr dem Vater ans Herz lege. Darum fordert die Kirche uns auf, sich mit ihr zu vereinigen im Flehen um Hilfe für uns selbst, für unsere Angehörigen, für unser Volk und für die ganze Christenheit. Christus selbst, wie wir gerade gehört haben, fordert uns ja auf zu vertrauensvollem Bittgebet. „Wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, wird er es euch geben. Bittet, so werdet ihr empfangen!“

Viele Menschen haben den Wert des Gebetes nicht begriffen. Es gibt auch Christen, die das Gebet als halbe Zeitverschwendung ansehen. Und doch ist es gerade das Gegenteil. Es ist Kraftsammlung. Noch nie ist im Reiche Gottes etwas Großes geschehen, ohne dass es durch Gebet vorbereitet und begleitet worden wäre. Beten ist der Atem der Seele. Wenn der Atem stockt, setzt das Herz aus. Wir haben das Gebet nötig, weil wir Gott nötig haben. Beten ist nämlich ein Brückenschlag zu Gott. Beten ist ein geistiges Aufschauen aus der Tiefe zum göttlichen Licht. Beten ist ein Rasten am Herzen Gottes, ein Sich-Beraten mit einem uns verstehenden Freund, eine Kinderbitte um den Vatersegen, ein Kraftschöpfen aus unerschöpflicher Brunnentiefe. Vom heiligen Augustinus stammt das schöne Wort: „Nur der weiß recht zu leben, der recht zu beten versteht.“ Nur der weiß recht zu leben, der recht zu beten versteht.

Im heutigen Evangelium mahnt uns der Herr zum Bittgebet, eine besondere Form des Gebetes. Er will, dass wir flehen und uns an ihn wenden. Er wartet auf unseren Hilferuf. Wir dürfen ihn anrufen. Das ist ein Glück, meine lieben Freunde. Was wäre es schrecklich, wenn Gott ein Gott ohne Ohren wäre, wenn Gott ein Gott wäre, zu dem wir uns nicht wenden dürften. Wie wäre unser Leben dunkel und hoffnungslos, wenn Gott uns so fern bliebe, dass unsere Stimme nicht zu ihm hindringen könnte! Es gibt Menschen, die meinen, ein Bittgebet sei des Menschen unwürdig. Man solle sich durch Arbeit sein eigenes Auskommen und Verdienst verschaffen. O ja, das ist nicht falsch. Im irdischen, im natürlichen Bereich sollen wir arbeiten. Es heißt nicht umsonst: „Bete und arbeite!“ Und der heilige Ignatius hat es noch deutlicher ausgedrückt: „Bete so, als ob alles vom Gebet abhinge, und arbeite so, als ob alles allein von der Arbeit abhinge!“

Wir brauchen aber auch das Gebet, weil wir schwach und hilfsbedürftig sind. Wir bedürfen des Segens, weil wir mit unserer Kraft oft am Ende sind. Es soll sich Gottes Gnade mit unserer Kraft vereinigen. Das ist der Sinn des Gebetes. Wir sollen nicht durch das Gebet unsere Bemühungen ersetzen, sondern wir wollen damit eine Brücke schlagen, auf der Gottes Gnade zu uns herabsteigt, damit sich die göttliche Kraft mit unserer menschlichen Schwachheit verbinde.

„Bittet, so werdet ihr empfangen!“ spricht Jesus. Er sichert uns also die Erlösung zu. Aber widerspricht diese Versicherung nicht unserer Erfahrung? Haben wir nicht schon oft gebetet, ohne erhört zu werden? Beachten wir, dass der Herr seiner Versicherung eine Bedingung beisetzt: „Wenn ihr in meinem Namen bittet!“

Im Namen Jesu bitten heißt erstens unter Anrufung des Namens Jesu bitten. Es ist dies der süßeste, der beglückendste aller Namen. Es ist dies der mächtigste, der kraftvollste aller Namen. Im Namen Jesu werden Dämonen ausgetrieben. Im Namen Jesu werden Kranke geheilt. Im Namen Jesu

werden auch Bitten erhört. Der Vater im Himmel kennt diesen Namen und liebt seinen Träger. Wer im Namen Jesu zu ihm kommt, ist der Aufnahme sicher.

Im Namen Jesu bitten heißt im Vertrauen auf seine Verdienste bitten. Er hat für uns genug getan. Er hat für uns das bittere Leiden getragen. Er zeigt dem Vater im Himmel seine Wundmale, wenn er für uns eintritt. Wie könnte der Vater von diesen Spuren einer todesverachtenden Liebe absehen, wenn Jesus für uns bittet?

Im Namen Jesu bitten heißt durch ihn zum Vater treten. Er ist unser Mittler. Wir legen unsere Bitten in seine Hände, auf dass er sie dem himmlischen Vater vortrage. Er gilt mehr vor Gott als wir. So beten wir „durch“ Jesus zum Vater. Viele Male in der heiligen Messe richten wir unsere Gebete zum Vater „durch“ Jesus. Er kommt bei Gott besser an als wir.

Im Namen Jesu bitten heißt nach dem Sinne, den Absichten, den Plänen Jesu bitten. Also für das Werk, dem sein Leben und Sterben gegolten hat. Für sein Reich und seine Kirche. Im Namen Jesu bitten heißt Jesu Anliegen uns zu eigen machen und dem Vater vortragen. Dass seine Ehre gefördert werde. Dass sein Reich komme. Dass sein Wille geschehe. Dass alle Menschen zu ihm finden.

Eine Dame aus unserer Gemeinde, die auch heute unter uns weilt, hat begriffen, was es heißt: für die Anliegen Jesu bitten. Sie bestellte bei mir zehn heilige Messen in folgender Intention: für Priester nach dem Herzen Jesu, für den Heiligen Vater, für die Missionare in aller Welt, für den Frieden auf Erden, für das ehemals auserwählte Volk Israel, für die Ungläubigen und Abergläubigen, für die Hunger und Not leidenden Menschen, für die Schwerkranken und Sterbenden, für die Jugend, für unser Vaterland. Wahrhaftig, diese Dame hat begriffen, was es heißt: im Namen Jesu bitten.

Im Namen Jesu bitten heißt in seiner Absicht bitten, nach seinem Willen bitten. Nicht Gott soll in unseren Willen einstimmen, sondern wir sollen in Gottes Willen einstimmen. Im Namen Jesu bitten heißt also: gemäß seiner göttlichen Anordnung bitten, gemäß der rechten Wertordnung, gemäß der göttlichen Heilsveranstaltung bitten. Gottes oberstes Ziel für uns ist: uns zum Heil zu führen. Diesem Ziel ist alles andere untergeordnet. Wir dürfen unsere täglichen Anliegen vor Gott bringen. Er selbst hat uns ja gelehrt, um das tägliche Brot zu beten. Aber bei all diesen Bitten gilt es die Ordnung des Heils zu beachten.

Im Namen Jesu bitten heißt in seiner Gesinnung bitten. Welches ist seine Gesinnung? Es ist die Gesinnung vom Ölberg: Nicht wie ich will, sondern wie du willst. Das heißt: Wir müssen in Ergebung bitten. Gott bleibt der Herr, auch gegenüber allen Bittgebeten. Er lässt sich nicht zwingen. Er regiert in souveräner Freiheit. Er lässt sich seine Entschlüsse nicht vorschreiben, auch nicht vom Beter.

Im Namen Jesu bitten heißt: in Geduld auf die Erhörung warten. Gott bestimmt die Zeit der Erhörung. Seine Uhr schlägt anders als die unsere. Wer im Namen Jesu bittet, darf rufen und flehen, er darf beharrlich und zuversichtlich beten, aber er muss auch warten können. Gott lässt sich nicht vorschreiben, wann er eingreift. Gott hilft immer, wenn wir im Namen Jesu bitten, aber er kommt oft eine Viertelstunde oder ein Vierteljahr später, als wir meinen, dass er kommen müsste, um unseren Glauben zu erproben.

Im Namen Jesu bitten heißt endlich: ihm die Art der Erhörung überlassen. Gott erhört die im Namen Jesu vorgebrachten Gebete, aber er erhört sie auf seine Weise. Wir sind blind oder kurzsichtig, Gottes Auge ist hell, schaut weiter und tiefer als unser Auge. Er weiß besser als wir, warum unsere Wünsche nicht in Erfüllung gehen können. Er kann nicht gewähren, was uns zum Schaden ausschlagen würde. Er muss uns versagen, was uns Unheil brächte.

Das also heißt: im Namen Jesu bitten. Kein Gebet, das in seinem Namen vor den himmlischen Vater gebracht wird, ist vergebens. Gott steht zu den Verheißungen seines Sohnes. Hören wir nicht auf, zu rufen und zu flehen. In den großen Anliegen Gottes und der Kirche. In den vielen Sorgen und Nöten unseres eigenen Lebens. Bitten wir Gott um Erhörung. Aber bitten wir stets im Namen Jesu.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Er sitzt zur Rechten des Vaters

17.05.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt unseres Herrn Versammelte!

Wenige Feste machen den Predigern so viel Kopfzerbrechen wie das Fest Christi Himmelfahrt. Mir allerdings nicht. Aber viele tun sich damit schwer und sind in Verlegenheit, wenn sie darüber predigen sollen. Dass Gott räumlich gesehen nicht mehr oben als unten ist, das ist uns in den letzten Jahrzehnten deutlich vor Augen geführt worden, nämlich durch die Raumfahrt. Die Männer und Frauen, die mit ihren Raumschiffen das Weltall durchfurchen, haben Gott dort nicht angetroffen. Daraus ziehen die einen die Folgerung, dass Gott nicht existiert. Die anderen meinen, die Raumfahrer seien nur nicht weit genug ins Weltall vorgestoßen, um Gott zu finden. Die eine Meinung ist so falsch wie die andere. Denn Gott ist jeder menschlichen Erfahrung entzogen, er ist jedem menschlichen Zugriff unerschwingbar. Er ist der Schöpfer, und der Schöpfer ist total verschieden von der Schöpfung. „Er wohnt in zugänglichem Lichte“, heißt es in der Heiligen Schrift, d.h. er transzendiert jede geschaffene Wirklichkeit, er übersteigt jede geschaffene Wirklichkeit. Er ist weder im Wolkenhimmel noch im Sternenhimmel nachweisbar. Er ist jenseits jeder erfahrbaren Wirklichkeit.

Aufgenommen in den Himmel, so bekennen wir am heutigen Tage. Gott ist überall. Er umfasst und durchdringt alles. Das haben schon die Juden gewusst; das ist im Neuen wie im Alten Testamente ausgesprochen; im Alten Testament in ganz ergreifender Weise im 139. Psalm. Dort heißt es: „Herr, du hast mich erforscht, und du kennst mich. Du umschließest mich von allen Seiten und legst deine Hand auf mich. Wohin könnte ich fliehen vor deinem Geist, wohin mich vor deinem Angesicht flüchten? Steige ich hinauf in den Himmel, so bist du dort. Deckte ich mich in der Unterwelt, bist du zugegen. Nehme ich die Flügel des Morgenrots und lasse mich nieder am äußersten Meer, auch dort wird deine Hand mich ergreifen und deine Rechte mich fassen.“ Hier ist ausgesprochen: Gott ist allgegenwärtig. Aufgenommen in den Himmel kann deswegen nicht bedeuten: erhoben über die Wolken und angesiedelt bei den Sternen, sondern „aufgenommen in den Himmel“ besagt: in die überirdische Existenzweise Gottes eingegangen sein. Aufgenommen werden in den Himmel bedeutet teilhaftig werden der Wirklichkeit Gottes, der Gott vorbehaltenen Wirklichkeit. Als Sieger über Tod und Sünde ist Christus Jesus der Herrlichkeit Gottes teilhaftig geworden.

Die Texte der Liturgie deuten dieses Verständnis der Himmelfahrt Jesu an. Achten Sie bitte darauf, was wir in der Pfingstnovene, die heute beginnt, beten: „O König der Glorie, Herr der Heerscharen. Als Sieger bist du heute über alle Himmel emporgestiegen.“ Also nicht in den Wolkenhimmel und auch nicht in den Sternenhimmel, sondern jenseits dieser Wirklichkeit. Da ist Jesus jetzt daheim.

Warum sprechen wir aber dann von „aufgefahren in den Himmel“? Warum gebrauchen wir eine räumliche Vorstellung? Weil wir anders überhaupt nicht von geistigen Wirklichkeiten sprechen können. Wir können geistige Wirklichkeiten nicht anders ausdrücken als mit materiellen Vorstellungen. Es ist das ein menschliches Urbedürfnis und auch eine menschliche Unfähigkeit, anders zu reden. Dass man für Gott – bei allen Völkern – die Ansiedelung „in der Höhe“ gewählt hat, ist nahe liegend, denn die Höhe bedeutet Überblick, Macht, Herrschaft, Sieg, Erfolg. Und umgekehrt: Die Position unten ist Niederlage, Unterlegenheit, Scheitern. Wir wenden ja diesen Symbolismus im täglichen Leben fortwährend an. Wir sagen, es hat jemand eine hohe Stellung bekommen. Damit ist natürlich nicht eine Raumbezeichnung ausgedrückt, sondern dass er eben über andere gestellt worden ist in seiner Befugnis. Oder wir sagen, es will einer hoch hinaus. Das bedeutet wiederum nicht räumlich gesehen, dass er einen Berg erklimmen will, sondern er will eben vor anderen Geltung gewinnen. Und schließlich sagen wir auch, dass jemand sich emporarbeitet. Auch das hat keine räumliche Bedeutung, sondern besagt,

dass jemand sich aus einer niederen Position zu einer höheren emporschaffen will. Und umgekehrt sagen wir, jemand ist heruntergekommen, wenn er eben von seinem bisherigen Stande abgefallen ist. Oder, es ist jemand tief gesunken, weil er sich eben durch Laster hat verführen lassen. Das ist eine urmenschliche Erfahrung. Und anders können wir überhaupt nicht reden, wenn wir reden wollen.

Vermutlich stammt diese Redeweise aus dem Ringkampf. Derjenige im Ringkampf, der zum Schluß oben ist, ist der Sieger, und derjenige, der unten liegt, ist der Unterlegene. Er hat verloren. Vielleicht hat auch zur Ausbildung dieser Vorstellung beigetragen, dass die Sonne oben ist, und nur die Pflanzen, die sich ihr entgegenstrecken, leben, während diejenigen, die von der Sonne entfernt sind, unten bleiben und vegetieren. Wir müssen also, meine lieben Freunde, und das ist ohne jede Verlegenheit, wir müssen die Vorstellung und die Wirklichkeit unterscheiden. Sie decken sich nicht. Die Vorstellung sagt etwas aus über die Wirklichkeit, aber die Wirklichkeit ist weit davon verschieden. Dass Jesus sich nach oben bewegt, besagt also, dass er bei Gott ist, dass er Sieger ist, dass er auf immer Leben, Macht und Erfolg hat.

Er ist jetzt auch seinen Hassern, Verfolgern und Peinigern entzogen. Einmal war ihnen ja Macht gegeben über ihn. Damals waren sie die Organe, Gottes Willen über seinen Sohn zu vollstrecken. Und wir wissen, was sie ihm angetan haben. Sie haben den Heiligen und Gerechten verleugnet, sie haben ihn den Heiden ausgeliefert und sie haben ihn am Holze aufgehängt. Jetzt aber ist er für seine Feinde unerreichbar. Sie mögen toben und höhnen – Gott lacht ihrer! Wir wissen, dass Christus nach seiner Auferstehung nicht mehr stirbt, dass der Tod fürder nicht mehr über ihn herrschen wird. Insofern er starb, starb er ein für allemal, insofern er lebt, lebt er für Gott und lebt er bei Gott.

Jetzt kommen ungläubige Theologen – ja, das gibt es! – und sagen: Die Erzählung von der Himmelfahrt ist eine Erfindung der Urgemeinde. Eine Erfindung der Urgemeinde! Meine lieben Freunde, die Evangelisten sind keine Märchenerzähler, sondern Augenzeugen. Sie erfinden nicht Legenden, sondern sie berichten Erlebnisse. Die Urgemeinde entsteht nicht deswegen, weil sie Legenden folgt, sondern sie kommt zusammen, weil Tatsachen sie zusammenführen. Nicht Menschen haben die Himmelfahrt Christi erfunden, sondern Gott hat sie geschehen lassen. In Anpassung an die Vorstellungswelt der Menschen hat er einen Vorgang geschehen lassen, der zeigen soll, dass Jesus als Mensch von nun an in der verborgenen Wirklichkeit Gottes lebt. Die Himmelfahrt Christi am 40. Tage wird räumlich geschildert, um den Jüngern zu zeigen, dass nunmehr die irdische Phase des Lebens Jesu abgeschlossen ist und dass der Herr sich von seiner welthaften Seinsweise verabschiedet hat.

Das ist also die Wirklichkeit des Festes Christi Himmelfahrt. Hat dieses Fest auch uns etwas zu sagen? Oder geht es nur Jesus an? Meine lieben Freunde, die Aufnahme Jesu in den Himmel ist auch für uns von größter Bedeutung. Er ist das Haupt, wir sind die Glieder. Wo das Haupt ist, dahin gehören auch die Glieder. Christus ist bereits in den Himmel aufgefahren. Dorthin werden wir ihm folgen. Er ist unser Quartiermacher. Er bereitet uns eine Stätte. Er wartet auf uns. Wir werden zu ihm kommen nach dem Tode zunächst mit unserer Seele, und auch das ist etwas Gewaltiges, Unbegreifliches, Herrliches. Aber das ist noch nicht der Endzustand, denn, wie es in der Apostelgeschichte heißt: Die Himmel müssen ihn behalten, bis er kommt in Herrlichkeit, bis seine Wiederkunft eintritt. Dann werden auch wir mit dem verklärten Leibe in die Herrlichkeit Gottes aufgenommen werden.

Noch ist unser Auge gehalten, noch ist unser Leben in Christus verborgen. Aber wenn Christus, unser Leben, erscheint, dann werden wir in Herrlichkeit mit ihm zum Vater gelangen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Zeugnis geben in Wort und Tat

20.05.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der heutigen Meßfeier versetzt uns die Kirche in jene Seelenstimmung, welche die Jüngergemeinde hatte, als sie nach der Himmelfahrt Jesu im Saale zu Jerusalem versammelt war. Sie waren voll Freude über die glorreiche Heimkehr Jesu zum Vater, aber auch gleichzeitig voll Sehnsucht. Sie harrten nämlich des verheißenen Geistes und gedachten der Worte, die der Herr in der unvergesslichen Abschiedsstunde im Abendmahlssaal über das Wirken des Heiligen Geistes und über ihre eigene Aufgabe gesprochen hatte. Die Kirche will gleiche Gesinnung und gleiche Gedanken in uns wecken. Und so heißt es am Eingang der heiligen Messe: „Ich suche dein Antlitz, o Herr, dir sagt mein Herz: Ich suche dein Antlitz.“ Und im Zwischengesang, da gedenken wir der Verheißung Christi: „Ich lasse euch nicht als Waisen zurück.“ Das heißt: Ich werde euch den Geist, den Geist der Wahrheit, senden. In der Epistel werden wir aufgefordert zu beten, zu beten um die Herabkunft des Heiligen Geistes: „Seid klug und wachsam im Gebete.“ Aber der Gipfel dieser Aussagen wird im Evangelium erstiegen, wo es dann über das Wirken des Heiligen Geistes und über die Jüngeraufgabe und das Jüngerschicksal geht. „Wenn der Tröster kommt, den ich euch senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, so wird er Zeugnis von mir ablegen.“ Der Geist wirkt. Der Geist ist lebendig. Im Glaubensbekenntnis bekennen wir ihn ja als den „Lebensspender“, den vivificans. Er ist der Lebendigmacher. Er selbst ist lebendig, und er macht lebendig. Er ist voll unendlicher Kraft, denn er ist Gott.

Der Geist wirkt in der Schöpfung. Wir lesen ja schon in den ersten Zeilen der Heiligen Schrift, dass der Geist über den Wassern schwebte. Das ist ein Ausdruck dafür, dass die Kraft Gottes die Schöpfung hervorgebracht hat durch den Heiligen Geist. Er wirkt auch heute in der Natur. Wir schauen aus nach den Tiefdruckgebieten; aber es ist einer, der die Tiefdruckgebiete lenkt, und es ist einer, der auf unsere Gebete hört, wenn wir um Regen bitten. Die Tiefdruckgebiete gehören und gehorchen dem Heiligen Geist. Er lenkt auch die Geschichte, die Geschicke der Völker. Er ist wirksam im Wechsel der Geschehnisse. Der Heilige Geist lenkt die Pläne und die Taten der Mächte. Oft sind unsere Augen gehalten, und wir begreifen es nicht. Aber einmal wird uns die volle Sicht auf sein Wirken in der Geschichte gewährt werden. Vor allem aber wirkt der Heilige Geist in den Menschen, in den Seelen der Menschen. Er wirkt in den Menschen, und er wirkt durch die Menschen. Er bedient sich der Menschen als Werkzeug seiner Pläne.

Er wirkt in der Einzelseele durch seine Gnade, durch seine Anregungen, durch seine Einsprechungen. Man muss nur auf das leise Wehen des Geistes in der eigenen Brust hören und auf das Gezischel der Welt nicht achten, dann vernimmt man die Sprache des Heiligen Geistes. Er wirkt durch das Lehramt der Kirche. Meine lieben Freunde, ich muss Ihnen ein Bekenntnis ablegen: Ich bin noch nie irre geworden am Lehramt der Kirche, im Gegenteil. Für mich war immer die Unbeugsamkeit dieses Lehramtes ein Beweis für die Kraft und die Macht des Heiligen Geistes. Er fordert uns auf, Zeugnis von Gott abzulegen. „Auch ihr werdet von mir Zeugnis ablegen.“ Das gilt zunächst für die Apostel, aber auch für ihre Nachfolger und für alle Jünger Jesu. Sie sind aufgefordert, Zeugnis von Jesus abzulegen. Das Zeugnis ist immer ein doppeltes. Es geschieht einmal durch das Wort.

Wir sollten das Zeugnis durch das Wort nicht verachten. Es ist bedeutsam, ja, es ist unentbehrlich. Ein offenes, charaktervolles, mutiges Christenwort, ein starkes, mannhaftes Bekenntnis zu Jesus und seiner Kirche kann viel Segen stiften. Ein solches Wort kann Schwache stärken, Gebeugte aufrichten, Schwankende befestigen, Trostlose trösten. Soeben, meine Freunde, haben wir mit Freude erlebt, wie

der Nachfolger des heiligen Petrus, unser lieber Papst Benedikt, ein Zeugnis für Jesus abgelegt hat in seinem Buche „Jesus von Nazareth“. Da bekennt er seinen Glauben an Christus als den wesenhaften Gottessohn, als den metaphysischen Gottessohn, nicht als den „Sachwalter Gottes“, wie Hans Küng sagt. Nein, nein, als den wesenhaften Gottessohn, als den auf Erden erschienenen Gott. Er verdünnt nicht den Glauben, sondern er bekennt ihn.

Auch wir müssen Zeugnis von Christus ablegen. Gewiß, auch im Kirchenraum, aber nicht nur im Kirchenraum. Wir müssen Zeugnis geben auch in der Öffentlichkeit, im Gespräch mit den Nachbarn, im Verein, in den Parlamenten. Ja, ich meine, es gilt das Wort, das einmal Julius Langbehn gesprochen hat: „Heute muss man das Evangelium auf dem Markte verkünden.“ Ja, buchstäblich, auf dem Markte. Aber wer tut denn das? Ich kenne einen einzigen, der es getan hat, der das Evangelium auf dem Markte, im Lokschuppen und vor dem Rathaus verkündet hat, nämlich den schlesischen Jesuitenpater Johannes Leppich. Die Älteren von Ihnen haben ihn vielleicht noch erlebt. Ich habe ihn mehrfach sprechen hören in der Öffentlichkeit. Im Talar stand er auf einem Volkswagen, und kraftvoll und mutig hat er vor Tausenden von Menschen das Evangelium verkündet. Er wandte sich an alle, die Christen und die Nichtchristen, die Zweifelnden und die Schwankenden, die Freunde und die Feinde; „ihr, meine kommunistischen Freunde“, sagte er mehrmals. Das war ein Mann, der wahrhaftig das Evangelium auf dem Markte verkündet hat, entflammt und wortgewaltig. Er sprach vor Gläubigen und Ungläubigen, furchtlos und kraftvoll. Und sie hörten ihm zu. Aber er ist einsam geblieben; er hat keine Nachfolger gefunden. In unserer Kirche ist zuviel Leisetreterei, zuviel Ängstlichkeit, zuviel Feigheit. Die Menschen scheuen den Kampf, die Auseinandersetzung, den Konflikt; aber damit muss ein Zeugnis rechnen.

Als Paulus in Rom in Gefangenschaft saß, kamen Juden zu ihm und sagten: „Von der christlichen Sekte ist uns bekannt, dass sie überall Widerspruch finden.“ „Von der christlichen Sekte“, so sagten sie, „ist uns bekannt, dass sie überall Widerspruch finden.“ So ist es gewesen, und so ist es geblieben. Auch heute findet unser Glaube Widerspruch, denn er ist unbequem. Und alles, was unbequem ist, das findet Widerspruch. Deswegen müssen wir Zeugnis geben. Wenn die Feinde der Kirche wachen, dürfen die Freunde der Kirche nicht schlafen. Wenn die Feinde der Kirche reden, dürfen die Freunde der Kirche nicht schweigen. Wenn die Feinde zum Kampfe rüsten, müssen die Freunde der Kirche das Schwert des Geistes aus der Scheide ziehen. Zeugnis ablegen durch das Wort, durch die freimütige Rede, durch das offene Bekenntnis.

Die zweite Weise, Zeugnis abzulegen, ist die Tat, das Leben. Unser Verhalten muss Kunde geben von der Lehre Christi und Christi Geist. Die Leute müssen an uns ablesen können, was Christus will. Unser Leben muss ein eindeutiges, durch die Tat bewährtes Bekenntnis des Glaubens sein. Nicht so sehr durch Predigten, sondern durch ein wahrhaftes, beispielhaftes Christenleben sind die größten Eroberungen für Christus gemacht worden. Die tiefste Werbekraft des Christentums ist das Leben nach den Geboten, zugleich auch der stärkste Schutz gegen die Feinde. Die praktische Lebensführung gibt Zeugnis, ist ein überzeugender Beweis für die Wahrheit und die göttliche Lehre Christi. Man kann, meine Freunde, andere nur zu dem bekehren, was man ihnen selber vorlebt. Jede Weltbekehrung muss mit der Selbstbekehrung beginnen. Wer selber nicht im Lichte wandelt, kann andere nicht zum Lichte führen. „Was nicht aus deinem Herzen stammt, das dringt auch nicht zum Herzen. Das Licht, das dir im Auge flammt, es leuchtet sehr und zündet mehr als hunderttausend Kerzen.“

Ich brauche die Gebote Gottes nicht aufzuzählen; die kennen Sie. Aber es gibt heute besondere Punkte, an denen das Lebenszeugnis offenbar werden muss. Ich nenne zwei Punkte. Wenn ich in eine Pfarrei komme, und man sagt mir: Das ist eine lebendige Pfarrei, dann stelle ich zwei Fragen: 1. Wie viele Beichten habt ihr am Samstag? 2. Wie viele Kinder pro Familie habt ihr? Wenn ich diese Fragen zufriedenstellend beantwortet finde, dann bin ich beruhigt.

Wer die Jünger Aufgabe treu erfüllt, muss darauf gefasst sein, dass ihn auch das Jüngerschicksal trifft, von dem Jesus spricht, nämlich Haß und Verfolgung. Das haben die ersten Jünger, die Apostel, an sich erfahren, das haben viele Jünger zu allen Zeiten der Kirchengeschichte erlebt. Jesus weist auf den tieferen Grund dieser Tatsache hin: „Das werden sie auch antun, weil sie weder den Vater noch mich kennen.“ Also einer der Gründe, vielleicht der Hauptgrund für die Verfolgung ist religiöse Unwissenheit, Unkenntnis vom wahren Wesen und Wert des Christentums. Schon in der Frühzeit wur-

den die Christen der schändlichsten Verbrechen verdächtigt. Die Christen blieben dem Staatskult fern, sie hatten einen bildlosen Gottesglauben. So zieh man sie des Atheismus. Ja, ja, die Christen wurden des Atheismus angeklagt. Ihr Abendmahl und ihre Agapefeiern wurden als thyesteische Mahlzeiten ausgegeben. Das heißt, man behauptete, wenn die Christen zusammenkommen, schlachten sie kleine Kinder und essen sie. Weitere Verleumdungen waren Aberglaube, Sonnenanbetung, Eselskult, Haß gegen das Menschengeschlecht. Man machte die Christen verantwortlich für Seuchen, für Überschwemmungen, für Brände. Wie bald hat sich an den Christen das Wort des Herrn erfüllt: „Es kommt die Stunde, da jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu erweisen glaubt.“ Und das ist in der Folgezeit so geblieben. Der heilige Augustinus schreibt einmal: „Es war mir lange Zeit rätselhaft, warum der Priesterhaß so allgemein ist. Wir haben niemand Unrecht getan, niemand beleidigt, kein fremdes Gut geraubt, sondern wir weihen unser ganzes Dasein dem Wohl der menschlichen Gesellschaft. Warum behandelt man uns dann so lieblos, dass man kaum ein Gespräch führt, ohne dabei einen Bischof oder Geistlichen anzugreifen? Dieses Rätsel aber fand ich gelöst in der Vorhersagung Jesu: Dies werden sie auch antun, weil sie weder den Vater noch mich kennen.“ Also die Gegnerschaft, die Feindschaft, der Haß vieler Menschen gegen das Christentum ist auf Unkenntnis zurückzuführen. Die wirkliche Lehre der Kirche ist ihnen unbekannt. Sie nähren sich von Zerrbildern des christlichen Glaubens und der christlichen Sittenlehre. Deswegen gilt ihnen das Wort des Herrn: „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“

Freilich, und das muss ich auch sagen, gibt es auch Feindschaft gegen das Christentum, weil man es kennt, weil man es nur zu gut kennt, weil man nichts von ihm wissen will. Man will nichts wissen von Enthaltbarkeit und Keuschheit; man wehrt sich gegen Anbetung und Dienst Gottes; man will nichts hören von Sünde und Strafe. Das war auch schon wieder am Anfang so. Als Paulus vor dem römischen Statthalter Felix von der Gerechtigkeit, von der Enthaltbarkeit und vom Gerichte sprach, da erschrak Felix und sagte: „Für diesmal magst du gehen, zu gelegener Zeit will ich dich rufen.“ Und so ist es auch heute geblieben, meine lieben Freunde. Schauen Sie nach Brüssel, schauen Sie auf das Europäische Parlament in Straßburg, und Sie werden sehen: Der schwarze Mann für die Mehrzahl der Liberalen, der Grünen und der Sozialisten ist die katholische Kirche. Sie wollen nichts hören von der Verkündigung der Gebote der geschlechtlichen Sittlichkeit durch diese Kirche. Sie behandeln überzeugte katholische Christen wie Aussätzige. Der gläubige italienische Kandidat Buttiglione musste, schmachvoll abgewiesen, fernbleiben dem Amt, das ihm zugeordnet war, weil er katholisch ist! Ich mag kein Europa, das die katholische Kirche ächtet! Ich mag kein Europa, das Jesus verbannt! Ich mag kein Europa, das sich auf seine christlichen Wurzeln nicht mehr besinnen will!

Gott lässt zu, dass die Kirche geschmäht, beföhdet und verfolgt wird. Das ist eines der Geheimnisse des göttlichen Heilsplanes, dass die Braut Christi auch die Wundmale Christi tragen soll. Meisterschicksal und Jüngerschicksal sind miteinander verbunden. Christus selbst hat darauf hingewiesen: „Wenn die Welt euch haßt, so wisset, mich hat sie vor euch gehasst! Der Knecht ist nicht mehr als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen.“ Die Geschichte lässt uns den Sinn dieses göttlichen Ratschlusses ahnen. Sie zeigt, dass die Kirche solche Verfolgungen braucht, um ihre göttliche Kraft zu offenbaren. Sie braucht diese Verfolgungen, um ihre göttliche Kraft zu offenbaren. Mohammed hat seine Herrschaft gegründet, indem er mordete. Christus, indem er sich morden ließ. Mohammed hat Mittel und Wege gewählt, um nach menschlicher Weise zu siegen. Christus, um nach menschlicher Art zu unterliegen. Wenn trotzdem der Mohammedanismus gesiegt hat in vielen Ländern, so beweist das nur, dass das Christentum ohne höhere Kräfte hätte unterliegen müssen. Die Zeiten der schwersten Verfolgungen sind immer Zeiten eines inneren Aufstiegs der Kirche gewesen. Martyrerezeiten, Bekennerzeiten sind Zeiten großer Heiliger, Erntezeiten mit vollen Garben, Saatzeiten mit neuem, fruchtbarem Samen. Der Geist der Wahrheit ist eben kein Geist der satten Ruhe, er ist der Geist heiligen Kampfes. Nur im Kampfe erstarken Glaubensmut und Glaubenstreue. Wir sind berufen, meine Freunde, an diesem Kampfe teilzunehmen, nicht mit äußeren Waffen, sondern mit den Waffen der Treue, der Opferbereitschaft, des Gebetes und der Liebe, mit der Kraft eines reinen, beispielhaften und deshalb überzeugenden Christenlebens. Wir sollen, nein, wir müssen das Wort erfüllen: „Auch ihr sollt Zeugnis von mir geben!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Liebesmacht des göttlichen Trösters

27.05.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Pfingstfreude Versammelte !

Die Erlösung ist vollzogen, als der Herr aus dem Grabe entstieg. Ostern ist der Vollzug der Erlösung. Aber Pfingsten ist die Mitteilung ihres Verdienstes an die Menschen, an die ganze Kirche und an jeden Einzelnen. Drei erhabene Wahrheiten offenbart uns das heilige Pfingstfest, erstens, wie Gott den Christen auszeichnet, zweitens, wie er alle guten Kräfte in ihm weckt, und drittens, wie er ihn mit seiner gewaltigen Liebe wirksam tröstet und erhebt.

Dazu ward dem Menschen die Seele gegeben worden, dass er sich geheimnisvoll mit Gott vereinigen konnte. Das ist tatsächlich der Sinn, warum Gott eine Seele geschaffen hat, eine unsterbliche Seele in jedem Menschen. Mit Körpern kann sich nämlich der ewige Gott nicht vereinigen, aber mit einer Seele kann er eine Vereinigung vollziehen. So hat Gott den Menschegeist mit seinen Grundkräften der Erkenntnis und der Selbstbestimmung nach seinem Bild und Gleichnis ins Dasein gerufen. Nun konnte er den Menschen über sich erheben und zum Mitleben seines eigenen, göttlichen Lebens befördern. Das Menschenwesen kann seinen Ursprung nicht vergessen. Deshalb ist das Herz des Menschen nur mit dem Besitz Gottes voll und ganz zufrieden. Es ist eine tiefe Wahrheit, wenn Theresia von Avila sagt: „Solo dios basta“ – Gott allein genügt. Das besagt nämlich: Nichts außer Gott genügt. Selbstverständlich vermag sich der Mensch eine Zeitlang oder vielleicht auch das ganze irdische Leben mit weltlichen Genüssen und Freuden über seine Leere hinwegzuträsten. Aber die Sehnsucht im Herzen kann er nicht auslöschen; die Sehnsucht wird stets wirksam bleiben, wenn Gott sie nicht erfüllt. Wenn er sich nicht in Huld zum Menschen herabsenkt in der Gnade, dann ist der Mensch arm; nur dann strömt göttliches Leben in die Seele ein, übernatürliches Leben unserer Seele.

„Mein Christ, wo läufst du hin? Der Himmel ist in dir. Was suchst du ihn denn erst bei einer anderen Tür?“ hat in ergreifender Weise unser schlesischer Dichter Angelus Silesius gedichtet. Mein Christ, wo läufst du hin? Der Himmel ist in dir. Was suchst du ihn denn erst bei einer anderen Tür? Und diese Wirklichkeit, die der Mensch in sich trägt, wird im Evangelium der heutigen heiligen Messe ausgesagt. Gott kommt tatsächlich in die Seele des begnadeten Menschen. Er nimmt in einer unaussprechlichen Weise Wohnung im Menschen. „Wir werden Wohnung bei ihm nehmen“, so sagt der Herr, und es ist kein Zweifel an seinen Worten möglich. Der Mensch trägt tatsächlich die ganze, unteilbare Dreifaltigkeit in seiner Seele, wenn er die heiligmachende Gnade besitzt.

Jetzt ist die Seele ganz heil und gesund, ganz licht und voller Kraft, nicht mehr dem ewigen Tode verfallen, wie seit der Schuld Adams. Der Heilige Geist lebt und wirkt in ihr und mit ihr zusammen. Schöner als jeder Tempel, schöner als jede Kapelle ist eine Seele, in der der Heilige Geist wohnt. Vater, Sohn und Heiliger Geist halten in jeder ihr aufgeschlossenen, zur Gottesliebe bereiten Seele nicht nur Einkehr für einen Augenblick. Nein, sie errichten in der Seele ihre Wohnstätte für Zeit und Ewigkeit, ein heiliges Gezelt.

Erkenne, Christ, deine Würde! Welche Auszeichnung ist es, dass Gott sich dir naht, zu dir kommt, in dir seine Wohnung aufschlägt und in dir bleiben will – welche Verantwortung, meine Christen! „Gottes Sache ist es, die Gnade zu verleihen, unsere Sache ist es, sie willig aufzunehmen und zu bewahren.“ Welche Verantwortung! „Betrübet nicht den Heiligen Geist“, mahnt der Apostel Paulus, „betrübet nicht Gottes Heiligen Geist, mit dem ihr besiegelt seid für den Tag der Erlösung!“

Leben heißt nichts anderes als Tätigsein. Wo Gott ist, da ist er tätig. Wo der Heilige Geist ist, da schafft er Gutes. Es kann überhaupt nichts Gutes entstehen in einem Menschen ohne den Heiligen Geist. Wo immer in einem Menschen Gutes aufsteht, ist der Heilige Geist am Werke. Wenn wir uns

besinnen, wie der Heilige Geist zum ersten Mal in sichtbarer Weise erschien, dann schauen wir auf die Pfingstgemeinde der Apostel. Mit einem Schläge machte sie der Heilige Geist aus halbblinden zu offenen sehenden, aus kaum ahnenden zu verstehenden Jüngern, aus Schülern zu Meistern, aus Anfängern zu Fertigen, aus Schwächlingen zu Helden. Wie drängt es sie nun, den Geist, den sie empfangen haben, anderen mitzuteilen durch die Predigt und durch die Taufe! Wie freuen sie sich über die dreitausend Neubekehrten am Pfingsttage! Wie wenig ficht es sie an, dass die Mächtigen des Volkes mürrisch und gehässig beiseite stehen, finstere Pläne schmieden, um sie zu verfolgen, so wie sie den Meister verfolgt haben. O die Kurzsichtigen, sie haben nichts aus der Erfahrung gelernt! Sie vermochten den Messias nicht im Grabe festzuhalten, sie konnten sein mächtiges Wort nicht fesseln. Da siehst du Petrus, wie er die erste christliche Predigt hält, der erste Papst hält seine erste Predigt vor dem Volke. Ist das derselbe Apostel, der vor wenigen Tagen noch sagte: „Ich kenne ihn nicht“? Jetzt kennt er ihn und bekennt sich zu ihm und fordert alle Welt auf, mit ihm Jesus zu bekennen. Nun fühlt er sich durch keine Gewalt der Erde mehr bedroht, jetzt droht er selber, nämlich er droht mit dem ewigen Untergang und mit dem Letzten Gericht. Diese Wendung, diese Wandlung hat die Erlebnisgeneration erschüttert und bewegt. Sie fragten, sie staunten und wunderten sich und sagten zueinander: Was soll denn das sein? Es war unerhört, was sie erlebt hatten.

Nicht mehr in so spektakulärer Weise wie beim ersten Pfingstfest erleben wir, meine lieben Freunde, unser Pfingsten. Aber es gibt doch auch, wenn wir aufgeschlossen sind, religiöse Erlebnisse: eine würdige Beicht, eine wahre Bekehrung, eine ergreifende heilige Kommunion. Alle Tugend, alle Heiligkeit, die vielleicht in unserem Leben ist, kommt vom Heiligen Geiste, ist vom Heiligen Geist befeuert. Die Lehre der Kirche wird durch ihn lauter bewahrt, von jedem Irrtum frei. Ja, meine lieben Freunde, es mag noch so viele irrlehrende Theologen geben, es mag noch so viele schlappe Bischöfe geben, der Heilige Geist wird immer dafür sorgen, dass die Wahrheit in unserer Kirche gefunden werden kann. Auch das Leben der Kirche wird durch den Heiligen Geist getragen. Es kann auf die Dauer nicht geschädigt werden, es wird nach allem Dunkel wieder Licht werden. Weil der lebendigmachende Geist in der Kirche ist, hat die Kirche alle Stürme der Zeit überstanden, alle Staaten überlebt, alle Feinde überwunden. Die Ritter des Heiligen Geistes sind wie ein großes Heer, das immer von neuem seine Reihen füllt, und wir sollen aufrecht und mutig in diesem Heere stehen.

Vielleicht fragt der eine oder andere: Ja, wo ist denn der Geist in mir? Wo spüre ich denn seine Gegenwart, seine Macht, seine Kraft? Zunächst einmal: Die Wirkungen des Heiligen Geistes sind proportional der Disposition und Empfangsbereitschaft unseres Herzens. Die Wirkungen des Heiligen Geistes sind proportional der Disposition und Empfangsbereitschaft unseres Herzens. Je mehr wir offen sind, um so stärker die Wirkung. Je mehr wir bereit sind, um so größer seine Macht. Wir haben es in der Hand, wie und wie stark der Heilige Geist in uns wirkt. Und, meine lieben Freunde, wenn wir uns prüfen, wenn wir unser Leben anschauen, haben wir dann nicht zwar den Heiligen Geist, aber seine Wirkungen in uns verspürt? Dass wir ein Kreuz tragen konnten, wo wir manchmal gesagt haben: Ich kann es nicht mehr, ich schaffe es nicht mehr, es ist mir zuviel. Dass wir uns aus Sünde und Laster erhoben haben. Ich erinnere mich, in meiner Jugend an einen Mann, der ein Trinker war. Er war ein stadtbekanntes Original. Die Jungen liefen hinter ihm her und verspotteten ihn. Und siehe da, eines Tages habe ich denselben Mann gesehen in unserer Kirche. In einem feinen schwarzen Anzug, die Hände gefaltet, ging er zur heiligen Kommunion. Er hatte sich bekehrt und bleibend bekehrt. Das habe ich erlebt. Es gibt Wirkungen des Heiligen Geistes in unserem Leben, wenn wir nur bereit sind, ihn wirken zu lassen.

Die Pfingstbotschaft ist auch eine Botschaft der Freude und des Trostes. Wir bekennen den Heiligen Geist als den *consolator optimus*, als den besten Tröster. Auch Menschen können trösten, und Menschen sollen trösten, und wir wollen uns gegenseitig trösten und aufrichten, meine lieben Freunde. Aber niemand kann so trösten wie der Heilige Geist. Nur leichtsinnige Menschen können in einem fort lachen und scherzen, und selbst ihnen vergeht das Lustigsein, wenn ein großes Leid sie befällt und jeden Trost aus dem Gemüte treibt. Es gibt Lebenslagen und Schicksalsschläge, da kann kein Mensch helfen. Nur der göttliche Tröster, der die Märtyrer noch in der Todesstunde fröhlich sein ließ, vermag den Tiefgebeugten wieder aufzurichten, dass er über die Ängste Herr wird, dass er sich fasst und verharrt im Willen des himmlischen Vaters. Wiederum gibt uns die Apostelgeschichte ein ergreifendes

Beispiel solchen Trostes. Der Hohe Rat in Jerusalem ließ die Apostel festnehmen. Er beschimpfte sie, er verspottete sie, er ließ sie verdreschen, geißeln. Und was haben die Apostel darauf geantwortet? Die Apostel gingen voll Freude – voll Freude! – vom Hohen Rat, weil sie gewürdigt waren, für den Namen Jesu Schmach zu leiden. Ja, wenn das nicht die Wirkung des Heiligen Geistes ist, dann weiß ich nicht, wo sie überhaupt sein soll.

Feuer kam vom Himmel. Oft lesen wir in der Heiligen Schrift, dass Feuer sich vom Himmel herabgelassen hat, aber fast immer war es ein Zeichen des göttlichen Zornes, göttlicher Strafgerichte. Das Pfingstfeuer jedoch ist reines Licht und reines Glück. Darum ist die Kirche ein helles, freundliches Haus, eine wahre Heimstätte des Friedens und der Zuversicht. Die geistige Freudigkeit ist das sicherste Merkmal der in uns wohnenden Gnade Gottes. Wenn man sich über alle Niedergeschlagenheit, über alle Betroffenheit, über alle Verzweiflung erheben kann, dann ist das die Wirkung des Heiligen Geistes. Denn normalerweise müssten wir die Flinte ins Korn werfen, müssten wir sagen: Es hat keinen Zweck, ich mache Schluß. Nein, meine lieben Freunde, die geistige Freudigkeit ist das sicherste Merkmal der in uns wohnenden Gnade Gottes. Und man muss es wieder umgekehrt sagen: Das fröhliche Herz ist mehr geeignet, die Gnade aufzunehmen, als das traurige. Denn der Heilige Geist ist eben die Freude des Vaters, und Gleichartiges hat Freude am Gleichartigen. Die Freude des Heiligen Geistes ist uns immer wieder geschenkt worden in unerwarteten Lösungen von Knoten, in der Aufrichtung, die uns zuteil wurde, nachdem wir tief gesunken waren, in den Lichtern, die Gott immer wieder für uns ausgestellt hat, in einem Gottesdienst, der uns ergriffen hat, in einer guten heiligen Beicht, in einer beseligenden heiligen Kommunion. Je mehr wir die Freuden im Inneren des Herzens suchen, desto mehr halten wir uns an Gott. Alte Leute, die auf Erden nichts mehr freuen kann, finden ihr Glück häufig im Gebet. Ja, ihr erstes wahres Glück finden sie manchmal erst im Gebet. Nicht bis ins Alter warten, um das Glück in der Frömmigkeit zu finden, nein, wir verlieren nichts vom wahrhaft Schönen, wenn wir in der Freude des Heiligen Geistes die Schätze dieser Erde gebrauchen und, soweit es uns gestattet ist, genießen. Mit reinem Gewissen und mit Dank gegen den Geber aller guten Gaben, den Geber auch der höchsten Gabe, des Heiligen Geistes, des Tröstergeistes.

Jeder Mensch lobt den, der geistreich ist, und jeder lacht über den, der geistlos ist. Wer tiefen Glauben hat, für den bedeutet der höchste Geistesreichtum der Reichtum am Heiligen Geist, und die ärgste Geistlosigkeit die Trennung vom Heiligen Geist. Von Stephanus, dem ersten Martyrer, wird gesagt, dass er voll des Heiligen Geistes war. Höheres kann man von keinem Menschen sagen.

Meine lieben Freunde, wen Gott reich gemacht hat mit seinem Geiste, den kann kein Mensch mehr arm machen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Zeitgeist oder Gottes Geist

28.05.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In diesen Pfingsttagen fragen sich manche: Was machen wir an Pfingsten? Es wäre viel wichtiger, zu fragen: Was machen wir mit Pfingsten? Denn Pfingsten ist die Geburtsstunde des christlichen Daseins. Seitdem die Christen Geistträger sind, haben sie Heimatrecht am Herzen Gottes gefunden. Christen sind Geistträger. Christen sind pfingstliche Menschen.

Seit 2000 Jahren gehört das Pfingstfest zum christlichen Leben. Es haben sich in dieser Zeit manche erbauende, aber auch einige seltsame Haltungen zu dem Fest herausgebildet. Der Geheimrat Goethe nannte Pfingsten das „liebliche Fest“. Nun, vermutlich hat das Pfingstgeheimnis bei ihm in derselben Linie gelegen wie das Osterfest: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!“ Bei vielen Menschen steht zu Pfingsten das Naturerlebnis im Mittelpunkt. Die Menschen planen Ausflüge, Reisen, Fahrten. Die Wirte stellen die frisch lackierten Tische hinaus und warten auf die Gäste, und sie sehen zum Himmel empor, wie das Wetter werden wird, ob das Geschäft gut wird oder weniger gut. Pferde- und Kanurennen werden in diesen Tagen ausgetragen, und die Lottobuden freuen sich über ihren Zustrom. Ich habe nichts gegen Ausflüge; ich habe nichts gegen Fahrten; ich habe nichts gegen Reisen. Ich habe nur etwas dagegen, wenn all dies das Geheimnis des Pfingstfestes verdrängt! Denn in den Büchern der Liturgie, da lese ich: „Der Geist des Herrn erfüllt das Weltall“ und weiter: „Du wirst das Antlitz der Erde erneuern.“

Die hier angekündigte Erneuerung hat in diesen 2000 Jahren begonnen und hält bis heute an. Freilich zweifeln manche daran, ob dieser Erneuerung wirklich durchgreifend ist, ob diese Erneuerung wirklich Erfolg gehabt hat, ob sie auch tatsächlich sichtbar wird. Meine lieben Freunde, vor einigen Jahren hat ein fränkischer General ein Buch über den Zweiten Weltkrieg geschrieben. Da kommt er auch auf den Vorwurf zu sprechen: Das Christentum hat versagt. Dieser General, Gareis, hat darauf die Antwort gegeben: „Nicht das Christentum hat versagt, sondern die Menschen haben sich als unwillig erwiesen, es zu leben!“ Wahrhaftig, genau so ist es. Es liegt nicht am Heiligen Geist, dass Pfingsten ein Naturerlebnis geworden ist, es liegt an den Menschen, die sich dem Heiligen Geist nicht erschlossen haben.

Und doch ist es nicht überall so. Es gibt neue Menschen, es ist in diesen Jahrhunderten des Christentums vieles neu geworden. Ich lasse mir das nicht ausreden. Ich kenne Menschen, und ich verstehe mich auf Menschen. Ich weiß wie viele sich in der Kraft des Geistes bekehrt haben. Ich weiß, wie viele aus dem Morast ausgestiegen sind. Ich weiß, wie viele sich zur sittlichen Höhe emporgearbeitet haben. Ich weiß, wie viele um Tugend ringen, sich bemühen, das Bild auszuformen, das Gott in ihnen sehen will. Wir dürfen ja nicht vergessen: Die Erneuerung, die der Geist bewirkt, setzt bei jeder Generation neu an; sie vererbt sich nicht. Die Erneuerung muss nicht nur bei jeder Generation, sie muss bei jedem Menschen neu ansetzen. Und da kann es eben sein, dass sie misslingt. Nicht das Christentum hat versagt, sondern viele haben sich als unwillig erwiesen, es zu leben!

Im 2. Jahrhundert verfasste der Christ Aristides eine Verteidigungsschrift für die Christen und sandte sie dem Kaiser Hadrian zu. In dieser Verteidigungsschrift des Aristides, da steht der Satz: „Wahrhaft neu ist dieses Volk, eine göttliche Mischung ist in ihm.“ Tatsächlich, Aristides hat das Wesen des Christentums getroffen. Wahrhaft neu ist dieses Volk, eine göttliche Mischung ist in ihm, nämlich die Mischung des Heiligen Geistes.

Man wird auch zugeben müssen, dass der Heilige Geist das Wort Christi wahrgemacht hat, dass er die Kirche einführen wird in alle Wahrheit. Wir wissen jetzt, in welchem Namen das Heil zu gewinnen

ist. Wir wissen, es ist der Name Jesus. „In keinem anderen Namen ist Heil.“ Und dessen hat uns der Heilige Geist gewiß gemacht. Wir wissen, dass Gottesliebe und Nächstenliebe die höchsten und ersten Gebote sind, und auch das wieder verdanken wir dem Wirken des Heiligen Geistes. Wir wissen, was gut und böse ist. Wir brauchen nicht mehr zu suchen. Der Heilige Geist hat es uns geoffenbart, und er sorgt dafür, dass diese Offenbarung nicht untergeht. In dieser Kirche hat er 2000 Jahre das Wissen um gut und böse erhalten. Und nur jene, die sich von diesem Bereich, von dieser Heimstatt des Geistes entfernt hatten, die sich aus der Kirche hinausbegeben haben, nur die wissen es nicht mehr. Und so kommt es, dass es heute christliche, sich christlich nennende Gemeinschaften gibt, die nach 2000 Jahren immer noch nicht wissen, dass homosexuelle Betätigung Todsünde ist. Was im Islam richtig ist, das hat er vom Judentum und vom Christentum. Und was im Buddhismus richtig ist, das hat er von der Uroffenbarung. Wir aber sind belehrt durch den Heiligen Geist.

Und stets überrascht dieser Geist die Welt durch Neuwerden in einem Menschen, im Tun und Ertragen. Es gibt doch Menschen, die Gott die Ehre geben. Es gibt doch Menschen, die die Früchte des Heiligen Geistes in sich bezeugen: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltensamkeit. Solche Menschen gibt es, und sie zeugen für den Geist. Die Früchte des Heiligen Geistes sind offenbar geworden in unseren Gemeinden. Sie zeigen sich in unseren Gottesdienstbesuchern. Jawohl, das lasse ich mir nicht nehmen. Sie haben den Appell des Apostels aufgenommen und verwirklicht: „Wenn wir durch den Geist das Leben haben, dann wollen wir auch im Geiste wandeln.“

Man wird einräumen müssen, dass die Bemühungen noch nicht vollendet sind. Wir sind noch keine vollkommenen Menschen, und das Wirken des Geistes in uns findet immer noch Hindernisse. Aber auch die Bemühungen sind doch wertvoll. Auch das Sich-Mühen um das Gute und das tägliche Ringen gegen die eigenen Fehler, das ist doch eine Wirkung des Heiligen Geistes. Ich denke an den Verkehr. Viele beklagen sich über die Rücksichtslosigkeit der Verkehrsteilnehmer. Meine lieben Freunde, man soll auch einmal davon sprechen, dass es sehr rücksichtsvolle Verkehrsteilnehmer gibt. Ich bin manchmal überrascht, wie viel höfliche und hilfsbereite Verkehrsteilnehmer es gibt. Auch das ist doch etwas Gutes, ein Bemühen um das Gute. Und wenn ich erlebe, wie eine junge Dame ein Kind, das sich im Schmutz befleckt hat, aufnimmt, mit ihrem eigenen Taschentuch abwischt, dann sage ich mir: Auch das ist eine Frucht des Heiligen Geistes; auch in deren Herz hat der Heilige Geist seine Wirkung entfaltet. Der Geist des Guten ist in der Welt, daran ist gar kein Zweifel möglich. Der Geist des Guten wirkt in der Welt. Es gibt keine neutralen Handlungen. Entweder gut oder böse! Allein eine kleine Tat der Güte ist doch auch etwas Großes. Die Liebe ist immer groß, und sie hat ihren Wert vor Gott. Wo etwas Großes geschieht, da ist der Heilige Geist am Werk.

Christus hat nicht gesagt, dass zu einer bestimmten Zeit alles auf Erden in seinem Sinne erneuert und vollendet sein wird. Er hat durch seinen Opfertod ein neues Verhältnis zwischen uns und dem Vater geschaffen. Aber er hat auch für den Einzelnen die persönliche Umkehr gefordert, die der Mensch allerdings in seiner Freiheit ablehnen kann. Nicht das Christentum hat versagt, sondern viele Menschen haben sich als unwillig erwiesen, es zu leben! Wo immer aber ein Christ sich bemüht, tiefer in das Reich Gottes hineinzuwachsen, dort wird er stets mehr neu. Und wenigstens da, wo dieser Mensch steht, da wird das Antlitz der Erde erneuert gegen das Böse. Denn dieser Mensch gebraucht die Dinge dieser Welt in Zuordnung zu Gott. Aller sündhaften Wirksamkeit wird Gott einmal ein Ende setzen im endgültigen Sieg des Heiligen Geistes. Einmal wird es einen neuen Himmel und eine neue Erde geben, wo der Friede wohnt, und wo wir alle um Gott uns sammeln.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Wer ist wie Gott?

03.06.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor einiger Zeit machte sich eine kleine Reisegesellschaft auf in die Hohe Tatra. Dieses Gebirge ist wild zerklüftet mit Felswänden und abschüssigen Hängen. Bedrohlich standen rechts und links des schmalen Pfades die Felswände, aber auf einmal öffnete sich der Weg, und es kam eine Lichtung und ein Tal. Und auf dieser Lichtung stand ein Kreuz, ein Kreuz, schlicht aus Metall ohne jeden Corpus, aber mit einer Inschrift, und diese Inschrift lautete zu deutsch: „Wer ist wie Gott?“ Wer ist wie Gott? Da war es, als ob auf einmal in dieser wildzerklüfteten Landschaft die Ruhe der Ewigkeit sich ausbreitete und ein Hauch des Friedens, des Friedens Gottes über die kleine Reisegesellschaft kam. Wer ist wie Gott?

Gott ist groß über alle Dinge. Die Kirchenväter nennen ihn den Namenlosen, denn alle Namen, die man ihm gibt, befriedigen nicht, reichen nicht aus, erschöpfen ihn nicht. Die Heiligen nennen ihn den Unfassbaren, den Unbegreiflichen, und sie sehen es als eine Gnade an, dass man einmal erfährt, dass Gott nicht zu begreifen ist. Der Wesensunterschied zwischen Gott und Mensch, zwischen Gott und der Schöpfung, ist so groß, dass kein Wort ihn darzustellen, kein Gedanke ihn zu fassen vermag. Schöpfer und Geschöpf sind eine ganze Unendlichkeit voneinander geschieden.

„Gott ist unaussprechlich“, so sagen die Kirchenväter, „ineffabilis“. Das heißt, wir können leichter sagen, was er nicht ist, als was er ist. Gott ist unaussprechlich. Das heißt, auch das würdigste Wort, das wir über ihn aussagen, ist nicht voll zutreffend, sondern eigentlich nur ein Ausdruck für den Wunsch, dass wir nicht schweigen müssen, dass wir das Bedürfnis haben, wenigstens etwas Würdiges über ihn auszusagen. Wir sprechen nicht von Gott so, wie wir es müssten, denn das weiß Gott allein, sondern wir sprechen so von Gott, wie das Menschenherz es erfährt und wie die Menschensprache es zulässt.

Es ist ein Segen, meine lieben Freunde, wenn wir einmal in einer stillen Stunde begreifen, wie groß Gott ist, groß über alles Erkennen, groß über alles Begreifen. Das sagt uns die Lehre der Kirche, das sagt uns die Heilige Schrift, das sagt uns die Sprache unseres Herzens. Soeben haben wir in der Epistel dieser heiligen Messe die Aussage des heiligen Paulus gehört, was er von Gott sagt: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!“ Und das 4. Laterankonzil fasst es in theologische Begriffe, wenn es erklärt: „Deus est incomprehensibilis“ – Gott ist unbegreiflich, schlechthin unbegreiflich. Kein Wesen kann ihn fassen, kein menschlicher Begriff reicht an ihn heran. Wir sagen „Gott“, aber wir begreifen nicht den Reichtum seines Wesens. Wir sprechen von ihm, und doch bleibt er der Unbegreifliche. „O Gott“, sagt einmal der heilige Augustinus, „wie geheimnisvoll bist du, der du schweigend in der Höhe thronst!“ O Gott, wie geheimnisvoll bist du, der du schweigend in der Höhe thronst! So muss es sein, denn, das sagt uns die Philosophie: Gott ist transzendent, d.h. er übersteigt alle geschöpfliche Wirklichkeit. Er ist jenseitig, er ist der souveräne Herr, der absolute Urgrund alles Seins. Der Abstand Gottes vom Menschen ist unendlich, und er muss es sein, denn nur durch die Unendlichkeit kann die ungeheure Kluft zwischen Schöpfer und Geschöpf überbrückt werden.

Von dem unvergesslichen Münchener Kardinal Faulhaber stammt das schöne Wort: „Ich würde eher an einer Glaubenslehre irre werden, in der alles klar wie Wasser und durchsichtig wäre bis auf den Grund. Denn damit wäre bewiesen, dass ein solcher Glaube Menschengedanken enthielte, keine Gottesgedanken.“ Ich würde eher an einer Glaubenslehre irre werden, in der alles klar wie Wasser und durchsichtig wäre bis auf den Grund.

Im 13. Jahrhundert brachten einmal Eltern ihr Söhnlein, ein kleines, ernstes Kind, zu den Benediktinern auf dem Berge Monte Cassino zur Erziehung. Dieses Kind von 5 Jahren kam zu einem Benediktinerpater, der schweigend durch die Halle schritt, und fragte ihn: „Sag mir: Wer ist Gott?“ Der Mönch wollte antworten, aber er fühlte seine Ohnmacht. Er schaute auf das Kind und antwortete: „Ich kann es nicht. Frag einen anderen!“ Da ging das Kind zu einem zweiten Mönch und fragte ihn: „Wer ist Gott?“ Der schaute das Kind hilflos an und sagte: „Kind, ich weiß es nicht. Frag einen anderen!“ Und so wanderte dieses Kind von einem zum anderen, und keiner hatte eine Antwort auf die Frage: Wer ist Gott? Dieses Kind wuchs heran und wurde einer der größten Theologen der katholischen Kirche, Thomas von Aquin. Sein ganzes Leben hat er über die Frage nachgedacht: Wer ist Gott? und ist doch an kein Ende gekommen. Erst als sich seine Augen schlossen und er bei Gott zu leben anfang, war diese Frage gelöst. Jetzt weiß ich, wird er gesagt haben, wer Gott ist. Auch wir hoffen, dass wir einmal, wenn wir aus dieser dunklen Erdenzeit in das Licht Gottes treten, dass wir dann endlich wissen, was Gott ist. Aber begreifen, begreifen, also umgreifen und erfassen werden wir ihn nie. Das tun weder die Engel noch die Heiligen. Nicht einmal Maria, seine Mutter, kann begreifen, vollends begreifen, wer Gott ist.

Wie geheimnisvoll bist du, der du schweigend in der Höhe thronst! O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wir ahnen, wie den heiligen Paulus Schauer durchrieselt haben mögen, als er diese Worte diktierte. O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Er tat seinen Mund auf, um zu reden, aber er konnte keine Worte finden, die geeignet waren, das auszusagen, was er hätte aussagen müssen. Und das ist im Alten Testament schon vorgegeben, dass Gott unbegreiflich ist. Im Weisheitsbuch heißt es einmal: „Nur zur Not erraten wir, was auf Erden ist, und nur mit Mühe verstehen wir, was auf der Hand liegt. Die himmlischen Dinge aber, wer kann sie ergründen?“ Sie sind unergründlich. Und im Buche Job, in dem vielleicht das Tiefste über Gott ausgesagt ist, was im ganzen Alten Testament steht, im Buche Job heißt es: „Gott ist zu erhaben für unsere Erkenntnis. Gott ist höher als der Himmel, tiefer als die Hölle, weiter als die Erde, breiter als das Meer.“ Das Meer, das für uns ja immer ein gewisses Sinnbild für die Unendlichkeit ist mit allen seinen Geheimnissen, das Meer, es reicht nicht heran an die Tiefe der Geheimnisse des Wesens Gottes. Der Ozean mit seinen vielen, unzähligen Rätseln ein Kinderspiel im Vergleich zum Leben Gottes. Und die Hölle mit ihrer Bosheit, Gottes Weisheit und Gottes Gerechtigkeit sind größer. Wie geheimnisvoll bist du, der du schweigend in der Höhe thronst!

Es ist, meine lieben Freunde, für einen der Gott liebt, schmerzlich, zu erleben, wie Menschen Gott verhöhn, wie sie die Fäuste gegen ihn ballen, wie sie ihrem Schöpfer fluchen. Aber am allerschrecklichsten ist, wenn man für Gott nur noch Spott und ein kaltes Lachen übrig hat. Solche Menschen haben nicht nur kein Christentum, sie haben auch keine Menschlichkeit mehr in sich. Denn das ist das Schrecklichste, was es gibt, der Missbrauch des Heiligsten. Freilich müssen auch wir uns an die Brust klopfen und fragen: Haben wir vielleicht durch unser Leben und Reden, durch unser Tun und Unterlassen diesem Leichtsinn den Weg geebnet? Sind wir vielleicht auch mit schuld daran, dass es Menschen gibt, die Gott nicht finden, die Gott verachten, die Gottes spotten? Ist die Leichtfertigkeit, mit der wir mit dem Heiligsten umgehen, mit schuld daran, dass es solche Menschen gibt? Unsere Rücksichtslosigkeit gegen Gott, im Dienst bei der heiligen Messe, bei der heiligen Wandlung? Wie geheimnisvoll bist du, o Gott, der du schweigend in der Höhe thronst! Gott ist größer als alles menschliche Begreifen.

Menschen, die kühne Bergsteiger sind, haben gelegentlich erklärt, dass ein heiliger Schauer sie durchrieselt hat, wenn sie auf den Gipfeln der Berge standen, und dass es wie eine zwingende Gewalt über sie kam: Hier musst du anbeten in Ehrfurcht. Und wir selbst können dieses Erlebnis haben, wenn wir in einer stillen Nacht emporschauen zum Sternenhimmel und die zahllosen Sterne beobachten, die Millionen von Meilen voneinander entfernt sind und die Gott doch regiert. Ruhig und still sind sie in seiner Hand. Wie geheimnisvoll bist du, o Gott, der du schweigend in der Höhe thronst! Gott ist unbegreiflich.

So muss es sein. Gott ist ein Geheimnis, und er muss ein Geheimnis bleiben. Seine Undurchschaubarkeit ist gleichsam ein Attribut seines Wesens. Keine Wissenschaft kann mit ihren Mitteln Kräfte aufzeigen, die über ihren Bereich hinausfallen. Gott ist eine Kraft, die in keinen Erfahrungsbereich

gehört. Er übersteigt jede geschaffene Wirklichkeit, er ist jenseits jedes geschöpflichen Seins. Menschlicher, natürlicher Fassungskraft ist das göttliche Wesen nicht zugänglich. Wäre es anders, dann wäre es nicht das göttliche Wesen. Was der Mensch fassen kann, ist seinesgleichen. Weil Gott anders ist als alles, was der Mensch ist, deswegen ist er unfaßlich.

Gott ist es, von dem wir sprechen. Was wundern wir uns, dass wir ihn nicht begreifen können. Würden wir ihn begreifen, so wäre er nicht Gott. Ein Gott, den der Mensch begreifen könnte, wäre ein Erzeugnis des Menschen. Der Mensch könnte ihn gewissermaßen in seine Gewalt bringen; er könnte ihn benutzen, er könnte ihn sich dienstbar machen, ja, er könnte ihn gewissermaßen nachbauen. Deswegen ist Gott notwendig unbegreiflich für jedes geschaffene Wesen. Daran ändert auch der Spott von Ungläubigen nichts, meine Freunde. Ein englischer Freidenker traf einmal einen Arbeiter, der zur Kirche ging. Er fragte ihn: „Ist dein Gott groß oder klein?“ Der Arbeiter antwortete: „Gott ist so groß, dass Ihr Kopf ihn nicht fassen kann, und er ist so klein, dass er in meinem Herzen wohnen kann.“ Nur denkende Menschen empfinden die Unbegreiflichkeit Gottes, so der große Physiker Ampère. Wir wissen ja heute noch, dass das eine Einheit der Stromstärke ist, Ampère. Ampère war ein gläubiger, ein tiefgläubiger Mann, und er unterhielt sich oft mit Ozanam, seinem Freunde von der Sorbonne, über Gott. Und dann barg er seinen großen Kopf in die Hände und sagte: „O, Gott ist groß, Gott ist groß, und all unser Wissen ist ein Nichts.“ Das ist tatsächlich das letzte Wort der menschlichen Weisheit. Gott ist groß, Gott ist groß, und all unser Wissen ist ein Nichts. Wir müssen die Hände falten und beten: „Du großer, unbegreiflicher Gott, lehre uns begreifen, dass wir dich nie begreifen, und gib uns heilige Ehrfurcht ins Herz, damit wir deinen Namen immer mit heiligem Schauer nennen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Eingehen in das Opfer Christi

10.06.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn man die Kirchenbesucher, die Gottesdienstbesucher, fragt: Wozu sind Sie hierher gekommen?, dann würde man sehr verschiedene Antworten erhalten: Ich bin gekommen, um meine Sonntagspflicht zu erfüllen. Ich bin gekommen, um die heilige Messe mitzufeiern. Ich bin gekommen, um Gott die schuldige Ehre zu geben. Alle diese Antworten sind richtig; alle sagen etwas Zutreffendes aus. Aber eine Antwort ist noch tiefergreifend, nämlich wenn jemand sagen würde: Ich bin gekommen, um in das Opfer Jesu Christi einzugehen. Denn das ist in der Tat das entscheidende Merkmal dieses sonntäglichen Gottesdienstes, der heiligen Messe: Christus macht sein Opfer, sein immerwährendes Opfer gegenwärtig, und er macht es zu dem Zweck gegenwärtig, dass wir in dieses Opfer eingehen können. Entscheidend ist also, dass wir das Opfer mitfeiern mit Christus, durch Christus und in Christus. In der heiligen Messe wird das Kreuzesopfer in sakramentaler Weise – nicht in blutiger Weise – in sakramentaler Weise gegenwärtig gesetzt. Der Herr zieht tatsächlich die Opfergewänder an und bringt sich in einem neuen Opferakt dem Vater im Himmel dar. Er erneuert seinen Opferwillen und gibt sich dem ewigen Vater hin. Aber er tut dies als unser Mittler. Er will vermitteln zwischen uns und dem Vater im Himmel, und das geschieht dadurch, dass er uns die Gelegenheit bietet, in seinen Opferwillen, in seine Opfergesinnung, in seine Opfertat einzugehen.

Das ist also das Geheimnis des eucharistischen Opfers. Christus setzt sein Opfer gegenwärtig, aber die Kirche macht sich dieses Opfers teilhaftig. Die Messe ist nicht bloß das Opfer Christi, sie ist auch das Opfer der Kirche. Sie wird von der Kirche und durch die Kirche Gott dargebracht. Im Messopfer wird das Opfern und Beten Christi das Opfern und Beten der Kirche. In der Messe wird die Kirche selbst die Priesterin der Menschheit und der gesamten Schöpfung. In der heiligen Messe singt die Kirche durch Christus und mit Christus und in Christus den vollkommenen Lobpreis Gottes. In der heiligen Messe erfüllt die Kirche ihren eigentlichen und ersten Beruf, für den sie geschaffen ist. Heiligeres, Segensvolleres kann man nicht vollbringen, als was sich in der Feier der heiligen Messe vollzieht. Segensvolleres gibt es auch nicht für den Christen, als in die heilige Messe einzugehen und in ihr im rechten Geiste das Opfer Christi zum eigenen Opfer zu machen. Christus bietet sich uns als unsere Opfergabe an, aber er tut es, damit wir uns selbst opfern, damit wir, indem wir Christus dem Vater im Himmel aufopfern, unser eigenes Opfer damit verbinden. Die Opfergabe vertritt immer die Stelle dessen, der sie darbringt. In der Opfergabe bringt der Opfernde sich selbst als Opfergabe dar.

Wenn wir in der heiligen Messe sind, dann tun wir dies, um das Opfer zu feiern. Wir kommen, um in Gemeinschaft mit dem Priester am Altar, mit dem Hohenpriester Jesus Christus zu beten und zu opfern. Wir kommen, weil wir Christus als unsere Opfergabe erwarten, und diese Erwartung erfüllt sich in der heiligen Wandlung. Jetzt ist er auf dem Altar. Jetzt haben wir eine Opfergabe, eine Opfergabe, wie sie kein menschlicher Sinn ausdenken kann, ein Opfer über allen Opfern. Und dann bringen wir ihn dem himmlischen Vater dar als Ausdruck unserer Liebe, unserer Hingabe, unserer Dankbarkeit und unserer Anbetung. Wir kommen, um im äußeren Opfer auch uns selbst zu einem Opfer in Christus zu machen, um in die Opfergesinnung Christi einzugehen. Deswegen achten Sie bitte darauf in unserer heiligen Messe, die wir hier feiern, wie die Opfer der Vergangenheit angerufen werden, das Opfer des Abel, des Abraham, des Melchisedech. Das geschieht, um uns klar zu machen, dass wir dieselbe Opfergesinnung haben müssen, wie sie diese Männer in vorbildlicher Weise gezeigt haben.

Und so erklärt sich auch, warum wir immer wieder bitten um die Annahme des Opfers. Das Opfer Christi, das Opfer am Kreuze, das Golgotha-Opfer, das ist angenommen; darum brauchen wir nicht

besorgt zu sein. Aber insofern das Opfer Christi unser Opfer wird, müssen wir besorgt sein, dass es angenommen wird, dass wir wenigstens die minimale Opfergesinnung in uns tragen, die nötig ist, damit dieses Opfer in etwa gleichkommt den mit vorbildlicher Gesinnung dargebrachten Opfern des Abel und des Abraham. Wir treten also in Opfergemeinschaft mit Christus. Er gibt sich uns selbst mit allem, damit wir es als Opfer dem Vater im Himmel weihen. Wir müssen also auch die Opfergesinnung Christi in uns erwecken. Wie war er denn gesinnt? Er war so gesinnt, dass er sich selbst entäußerte, gehorsam wurde bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze.

Das ist die Opfergesinnung, die Gott von uns erwartet: Absage an die Sünde, Ernstnehmen der Taufe, Wachsen in der Gnade, Entschlossenheit, die Nachfolge des Herrn anzutreten, treue Erfüllung der Berufs- und Standespflichten, Bekenntnis des Glaubens, Harren in der Hoffnung, Unermüdlichkeit und Beständigkeit in der Liebe. Ein Opferwille verbindet in der heiligen Messe Christus und seine Kirche, die Gemeinschaft und die Einzelnen. Alle, die richtig die heilige Messe mitfeiern, wollen sich in einem Liebesopfer vereinen, im selben Drang der vollkommenen Hingabe an den Vater, in dem einen Geiste Christi, der mit ihnen eine Opfergabe geworden ist.

Das Opfer der heiligen Messe, meine Freunde, umfasst also drei Elemente, erstens das Selbstopfer Christi, das hier gegenwärtig wird, zweitens das Opfer der Kirche als einer Gemeinschaft, drittens das Opfer des Priesters und der Mitopfernden, insofern sie im eigenen Namen opfern. Opfern tut weh; Opfern ist schmerzlich; Opfer kostet Überwindung, und deswegen braucht sich niemand zu wundern, wenn er nach der heiligen Messe von Gott gefordert wird: Du hast doch gesagt, du willst dich mit mir opfern, also tu es jetzt! Ich will Ihnen an einem geschichtlichen Beispiel, an einem wirklichen, erlebten Beispiel zeigen, was es heißt, sich mit Christus zu opfern. In Italien lebte im 19. Jahrhundert ein Bischof namens Strampi. Er war geboren am 1. Januar 1745 und starb am 1. Januar 1824. Strampi verzichtete auf sein Bischofsamt, auf seinen Bischofsstuhl, als sein Freund Annibale della Genga als Leo XII. den Stuhl Petri besetzte. Der Papst wünschte nämlich, dass er in seiner Nähe sei, er wollte diesen gelehrten und frommen Bischof in seinem Hause haben. Im Jahre 1823 im Oktober wurde Leo XII. zum Papst gekrönt, und im Dezember wurde er krank, schwer krank. Am 23. Dezember hieß es, der Papst liege im Sterben. Strampi eilte zu ihm, spendete ihm die Sterbesakramente, und dann sagte er wie von einer plötzlichen Eingebung getroffen: „Heiliger Vater, ich will hinabgehen und die heilige Messe für Sie lesen.“ Und er sagte zum Papst: „Mut, Heiliger Vater, es bietet jemand das eigene Leben für Sie an.“ „Es bietet jemand (nämlich er selbst) das eigene Leben für Sie an.“ Er feierte also die heilige Messe, die länger dauerte als üblich, und in dieser heiligen Messe bot der Priester Strampi, dieser heiligmäßige Bischof, am Altare sein eigenes Leben für das Leben des Heiligen Vaters an. Noch ehe er zum Papste zurückkehrte, eilte ihm ein Kammerdiener entgegen: „Dem Papst geht es besser; er scheint ein ganz anderer zu sein.“ Strampi antwortete: „Dank sei Gott, der das Opfer angenommen hat.“ Wie hat er es angenommen? Am nächsten Tage begab sich Strampi an das Krankenbett, und er vertraute ihm ein Geheimnis an, das Gott ihm geoffenbart hatte: Er werde nur 5 Jahre und 4 Monate regieren. Diese Voraussage wurde schriftlich niedergelegt und erfüllte sich buchstäblich. Leo wurde gesund in den Weihnachtstagen, aber der, der sich für ihn geopfert hatte, erlitt am Fest der Unschuldigen Kinder einen Schlaganfall, und er starb am 1. Januar. Gott hatte das Opfer angenommen.

Das Opfer mit Christus darbringen heißt also sich selbst opfern. Es ist in der heiligen Messe eine doppelte Bewegung zu beobachten, nämlich das „suscipe“ – nimm an, o Gott, das Opfer Christi, und das „suscipiamur“ – möchten doch wir angenommen werden als Opfer, als Mitopfer mit Christus. Das müssen wir uns also für immer merken: Heilige Messe ist Opfer Christi und Opfer der Kirche. Dieses Selbstopfer der Kirche ist der eigentliche Grund und Zweck, wofür die heilige Messe geschaffen ist. Wir müssen mit Christus, durch Christus und in Christus, also als Glieder seines Leibes, in der Gesinnung, wie Christus sie hat, uns mitopfern, damit wir der Gottheit dessen teilhaftig werden, der sich gewürdigt hat, unsere Menschennatur anzunehmen, unser Herr Jesus Christus. Opfergeist, meine lieben Christen, Opfergeist ist das Christlichste am Christentum.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Vom Unheil der Lüge

17.06.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wer lügt, unterschlägt das, was wirklich ist, die Tatsachen. Wer lügt, versteckt sich hinter einer Täuschung, und darum kann man mit dem Lügner nicht umgehen, denn er hat sich durch die Lüge dem Umgang mit der Wirklichkeit entzogen. Der Lügner schließt die wahre, die echte, die lebendige und schon gar die bleibende Begegnung mit dem anderen aus. Wenn der Partner, von der Lüge getäuscht, sich auf ihn einlässt, dann verfehlt er sein Ziel, weil er eben von falschen Voraussetzungen ausgeht. Die Lüge ist Sünde gegen die tragfähige Wirklichkeit des Lebens.

Die Absicht der Unwahrhaftigkeit kann in dreifacher Richtung verlaufen, nämlich je nachdem, ob sie Gott, den Nächsten oder sich selbst täuschen will. Die Lüge gegen Gott ist vor allem lächerlich. Die Lüge gegen den Nächsten ist asozial, gesellschaftsfeindlich, die Lüge gegen sich selbst ist schwächlich. Das ist das besondere Kennzeichen einer jeden Art dieser Lüge. Die Lüge gegen Gott ist lächerlich, weil sie widersinnig ist, denn Gott kann man nicht betrügen. Gott ist niemals zu täuschen. Sein durchdringender Blick erfasst den Menschen, durchschaut von Anfang an die Masche. Wie mögen unsere Gewissenserforschungen vor Gott aussehen? Wie mag Gott unsere Gewissenserforschungen ansehen, wenn wir versuchen, unsere Taten nachträglich zu frisieren? Wie mögen auf Gott unsere Gebete wirken, wenn wir gar hohe Leidenschaften heucheln, die nicht durch das wirkliche Empfinden gedeckt sind? Es ist lächerlich, Gott täuschen zu wollen. Gott kennt die Herzen und durchforscht die Nieren. Gottes Augen sind an allen Orten und schauen auf Gute und Böse. Der das Ohr geschaffen hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? Gott ist ein Richter aller Gedanken und Gesinnungen des Herzens. Nichts Geschaffenes ist vor ihm verborgen. Alles liegt bloß und offen vor den Augen dessen, dem wir Rechenschaft ablegen müssen.

Der heilige Johannes warnt deswegen vor dem Versuch, Gott betrügen zu wollen, Gott täuschen zu wollen, sich vor Gott verbergen zu wollen. In seinem ersten Briefe schreibt er: „Wenn wir sagen, wir hätten keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Sagen wir, wir hätten nicht gesündigt, so machen wir ihn zum Lügner, und sein Wort ist nicht in uns.“

Solche, die Gott belügen wollen, hat es schon zu der Zeit gegeben, als Johannes seine drei Briefe schrieb und auch, als er die Apokalypse verfasste. Denn da hat er der Gemeinde in Sardes in Kleinasien (in der heutigen Türkei) ausrichten lassen: „Ich kenne deine Werke. Dem Namen nach lebst du, doch du bist tot.“ Und der Gemeinde in Laodicea lässt Gott ausrichten: „Du sprichst: ‚Wohlhabend bin ich, und ich brauche nichts, ich bin reich.‘ Du weißt nicht, wie gerade du elend bist und erbärmlich, arm und blind und nackt.“

Die Lüge gegen den Nächsten ist asozial. Sie ist gesellschaftsfeindlich; denn sie verhindert die Gemeinschaft. Gemeinschaft besagt Teilhabe. Ich habe teil am Reichtum oder an der Armut des anderen; ich nehme Anteil an seinem Besitz oder an seiner Not, an seiner Stärke oder an seiner Schwäche, an seiner Freude oder an seinem Schmerz. Ich mache gemeinsame Sache mit ihm. Das ist Gemeinschaft. Die Lüge zerstört die Gemeinschaft. Schon die erste Lüge auf Erden hat die Gemeinschaft der Menschen und die Gemeinschaft mit Gott zerstört. In der Schlange im Paradiese hat sich der Satan verborgen, und er belog die ersten Menschen. „Keineswegs werdet ihr sterben, wenn ihr von dem Baume esst. Die Augen werden euch aufgehen.“ So macht er es immer. Der Teufel ist ein Lügner von Anfang an, und wer lügt, ist dem Teufel ähnlich. Die Vernunft sagt dasselbe wie die Heilige Schrift: Die Sprache ist uns gegeben zur Verständigung, damit wir uns austauschen und verstehen können, nicht damit

wir uns täuschen. Wir sollen mit der Sprache unsere Empfindungen mitteilen und sie nicht verbergen. Die Lüge zwischen Mensch und Mensch ist schrecklich, sie ist peinlich, sie zerstört das Vertrauen.

Noch schwerwiegende ist die Lüge von oben nach unten, wenn die Regierung das Volk belügt. Die Herrschaft der Lüge haben wir ja erlebt, meine lieben Freunde, im Dritten Reich. Am 30. Juni 1934 wurde in Berlin der katholische Ministerialdirektor Klausener ermordet. Die Regierung gab die Kunde aus: Er hat Selbstmord begangen. Niemand konnte etwas dagegen sagen. Erst nach dem Kriege wurde aufgedeckt, dass er ermordet wurde. Und so ist es weitergegangen, das Volk ist belogen und betrogen worden, und der oberste Lügner war der Führer und Reichskanzler. Am 17. September 1942 erklärte er dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B und dem Kommandeur der 6. Armee, von Weichs und Paulus, die Rote Armee sei am Ende ihrer Kraft und zu strategischen Gegenangriffen nicht mehr befähigt. Zwei Monate später brach die Offensive der Roten Armee los. 300.000 deutsche und rumänische Soldaten wurden eingeschlossen im Kessel von Stalingrad. Dort ging die Lüge weiter. „Der Führer haut uns raus“, so hieß es. „Der Führer haut uns raus.“ Aber der Führer hat niemanden rausgehauen. Im Kessel von Stalingrad rief der Oberbefehlshaber, Generaloberst Paulus, seinen erfrierenden und verhungerten Soldaten zu, standzuhalten und zu siegen. Zu siegen! Meine Freunde, dieser Befehl zeigt die ganze Verlogenheit der Armeeführung, denn der Untergang der 6. Armee war nur noch eine Frage von Tagen, und der Oberbefehlshaber sprach von Siegen!

Die Lüge gegen sich selbst ist Schwäche. Denn was soll man von einem Menschen sagen, der es nicht fertig bringt, sich selbst zu sehen? Der es nicht fertig bringt, zu sich selbst zu stehen? Was immer der Mensch auch sein mag, das ist das mindeste, was er sich schuldig ist: Er muss sich sehen wollen, und er muss sich aushalten so, wie er ist. Die Flucht vor sich selbst ist schimpflich. Wer sie versucht, entbehrt des elementarsten Würdebewußtseins. Wer sich selbst belügt, der vergisst, wer er in Wirklichkeit ist. Friedrich Nietzsche, der Philosoph, hat geschildert, was im Menschen vor sich geht, wenn er sich selbst belügt: „Das hast du getan, sagt mein Gedächtnis. Das kannst du nicht getan haben, sagt mein Stolz. Endlich gibt das Gedächtnis nach.“ So ist es. Wir sind gewohnt, uns vor uns selbst zu verstecken.

Wer sich selbst verstellt, der vergiftet das Verhältnis zum Nächsten und zu Gott. Der Schaden, den diese Selbsttäuschung anrichtet, ist in gewisser Hinsicht gefährlicher als die bewusste Täuschung des anderen. Denn wer die anderen täuscht, kann sich über sich selbst immer noch im klaren sein. Aber wer sich selbst zuvor betrog, hat die Kontrolle über sich verloren und setzt Fälschungen des Wortes, des Gefühls und des Handelns in Umlauf. Ein solcher Mensch hat nicht nur das Recht, sondern auch die Fähigkeit verloren, Freundschaft zu schließen. Er vermag sich nicht zu geben, weil er sich nicht besitzt. Seine Selbstbekenntnisse sind Schein, seine Versprechen sind ohne Gewähr, seine Gebete sind peinliche Phrasen.

Die Lüge gegen sich selbst erfaßt auch die Umwelt, die Wirklichkeit, die Tatsachen. Wer sich selbst belügt, will die Tatsachen nicht mehr wahrhaben; er verzeichnet sie. Man spricht dann von Zweckoptimismus, von Schönfärberei, von Selbstberuhigung und von Harmoniebedürfnis. O wie häufig ist das, meine lieben Freunde! Wie häufig ist das! Ein Mensch, der sich selbst belügt, ist nicht mehr imstande, die Wirklichkeit zu sehen. Er leidet entweder an Selbstüberschätzung oder an Unterschätzung der anderen. Ein solcher Mensch war Adolf Hitler. Er hat sich einmal selbst als den größten Schauspieler Europas bezeichnet, und das war er. Er litt an Realitätsverlust. Er sah nicht die Dinge, wie sie sind, sondern wie er sie sehen wollte. Als er einmal eine Melodie falsch piffte, da machte ihn seine Umgebung aufmerksam auf den Fehler. Er erwiderte: „Nicht ich pfeife falsch, sondern der Komponist hat hier einen Schnitzer gemacht.“ Er verachtete die Wirklichkeit und schaltete sie aus. Vor dem Kriege verbat er sich warnende Denkschriften. Im Kriege betrachtete er jede nüchterne Lagebeurteilung als persönliche Beleidigung. Als der Generalstabschef Halder ihn darauf aufmerksam machte, dass die Russen jeden Monat 600 bis 700 Panzer anfertigen, da schlug er mit der Faust auf den Tisch und sagte, das sei unmöglich, der Russe sei tot. Als ihm der General Gehlen im Januar 1945 meldete, dass anderthalb Millionen russische Soldaten an der Weichsel bereitstünden, um dem Deutschen Reich den Todesstoß zu geben, da erklärte er den General Gehlen für verrückt.

Wenn wir nur noch das sehen, meine lieben Freunde, was wir sehen wollen und was wir zu sehen wünschen, dann sind wir mit geistiger Blindheit geschlagen. Nein, wir müssen der Wahrheit und der

Wirklichkeit die Ehre geben. Wir müssen die Lüge, die Verstellung, die Täuschung abwerfen. Die bitterste Wahrheit ist wohltätiger als die süßeste Täuschung. Wir wollen nicht Gott, den Nächsten oder uns selbst betrügen. Wir wollen der Wahrheit die Ehre geben. Wir wollen die Wirklichkeit sehen, wie sie ist. Wer Gott liebt, muss die Wirklichkeit lieben, muss die lebendige Begegnung lieben. Er muss die Wahrheit tun und sich der Wirklichkeit aussetzen. Wahrhaftigkeit ist der Wille zum wirklichen Leben. Nur der Wahrhaftige kommt zu sich selbst, kommt zum Nächsten, kommt zu Gott. Ein Greuel für den Herrn ist ein falsches Herz!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Johannes, der Wegbereiter des Herrn

24.06.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wer in diesen Tagen, meine lieben Freunde, Mainz besucht und in die Innenstadt geht, der findet dort Karusselle, zahlreiche Stände, wo Nahrung und Trank angeboten wird, lärmende Musik, Volksmassen, die sich in den Straßen drängen. Es wird, so heißt es, das Johannisfest gefeiert. Aber was da gefeiert wird, hat mit dem Johannes, wie ihn die Kirche kennt und wie die Evangelien ihn darstellen, nichts zu tun. Denn Johannes der Täufer war ein ganz anderer als es dieses lärmende Treiben in Mainz vermuten lässt. „Anfang der Frohbotschaft von Jesus Christus, dem Sohne Gottes. Wie beim Propheten Isaias geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Boten vor dir her, der dir den Weg bereiten soll. Horch, es ruft einer in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Pfade. So trat Johannes in der Wüste auf, indem er eine Taufe der Umkehr zur Vergebung der Sünden predigte.“ So lautet das einhellige Zeugnis der Evangelien und der Apostelgeschichte. Das öffentliche Auftreten Jesu nahm seinen Ausgangspunkt von dem heiligen Johannes, von der Bußbewegung Johannes des Täufers.

Lukas, dessen Evangelium wir eben gehört haben, gibt uns die einzige im ganzen Evangelium erhaltene präzise Zeitangabe für dieses Auftreten. Es war nämlich „im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius“. Dieses fünfzehnte Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius liegt fest; es war nämlich zwischen Oktober 27 und September 28 unserer Zeitrechnung – zwischen Oktober 27 und September 28 unserer Zeitrechnung.

Taufbewegungen und Täufergestalten gab es im alten Israel mehrere. Das war nichts Besonderes. Aber nur einer erhielt schon von den Zeitgenossen, nicht erst von den Christen, den Beinamen „der Täufer“. Die Täufer, die neben und vor Johannes wirkten, waren auch wie er in der Wüste tätig. Warum in der Wüste? Die Wüste wurde als der Ort der Reinheit angesehen gegenüber dem Treiben in den Städten. In der Wüste war man Gott nahe. In der Wüste war man fern von den Stätten des sündhaften weltlichen Treibens und bereit für die letzte Offenbarung Gottes. Aber der Täufer Johannes hat nichts an sich von den damals in großer Zahl auftretenden Messiasprätendenten, also Männern, die sich als die prophetischen Messiasse ausgaben und versprachen, die Wundertätigkeit des Elias wieder aufleben zu lassen. Von Johannes wird kein einziges Wunder berichtet. Er war kein Wundertäter, sondern ein Bußprediger. Seine Predigt war hart und unbequem. Er sprach nämlich von der Bekehrung und vom Gericht. Er warnte seine Zeitgenossen davor, vom Messias die Wiederherstellung der irdischen Herrlichkeit zu erwarten. Nein, nein. Er wird nicht den Glanz des Weltreiches wiederherstellen, sondern er hat die Wurfchaufel in der Hand und wird die Tenne fegen und den Weizen in die Scheuer sammeln, die Spreu aber wird er mit unauslöschlichem Feuer verbrennen. Er wird mit Heiligem Geist und mit Feuer taufen. Das heißt, mit Heiligem Geist wird er die Erwählten retten, und mit Feuer wird er die Bösen vernichten. Keiner darf sich berufen auf seine Zugehörigkeit zum auserwählten Volke oder auch auf die Abkunft von Abraham. „Ihr Otterngezücht, wer hat euch gelehrt, dem kommenden Gericht zu entgehen? Bringt rechtschaffene Früchte der Umkehr und meint nicht, ihr könntet denken: Wir haben Abraham zum Vater. Gott kann aus diesen Steinen dem Abraham Kinder erwecken, wenn ihr euch nicht bekehrt.“ Die andrängende Nähe des Gerichtes und des kommenden Messias ist das Besondere der prophetischen Verkündigung des Johannes. Er spendet eine Taufe, eine einmalige Taufe; es ist die Taufe der Umkehr. Sie besiegelt die Anwartschaft auf das Reich Gottes und die Zugehörigkeit zum Messias.

Von dieser Bekehrungstaufe wollte freilich der Landesherr des Johannes, nämlich Herodes Antipas, nichts wissen. Er war ganz in der Nähe, wo Johannes wirkte, in Jericho, da hatte sich sein Vater ja einen Palast bauen lassen. Er hörte von Johannes, und er vernahm, was er über seine vermeintliche Ehe sagte: „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben!“ Johannes schonte seinen Landesherrn nicht; er warf ihm Ehebruch und Unzucht vor. Der alte Sünder im Königspalast, aufgestachelt von seiner Frau, von seiner Scheinfrau Herodias, ließ Johannes gefangen setzen. Auf der Burg Machairos wurde Johannes gefangen gehalten. Und Herodias wartete nur eine gelegene Stunde ab, um sich dieses lästigen Bußpredigers zu entledigen. Und die Stunde kam. Johannes wurde beim Geburtstag des Königs Herodes Antipas getötet. Denn in seiner Weinlaune hatte er seiner tanzenden Stieftochter Salome versprochen: „Erbitte dir, was du willst, und wenn es die Hälfte meines Reiches wäre, es soll dir gegeben werden.“ Aber Herodias belehrte ihre Tochter, nicht die Hälfte seines Reiches zu begehren, sondern den Kopf des Johannes. Er schickte einen Henker in die Gefängniszelle des Johannes und ließ ihn enthaupten. Auf einer Schüssel brachte Salome ihrer Mutter das Haupt des Johannes. Das ist der Preis für die Wahrheit! Das ist der Preis für den Bußruf! Mit Blut muss er bezahlt werden.

Freilich, nicht alle haben gehandelt wie Herodes Antipas. Viele aus dem Volke haben sich die erschütternde Botschaft des Täufers bekehrt, sind zum Jordan geeilt und haben sich taufen lassen. Die Pharisäer und die Oberen des Volkes freilich verdächtigten den Johannes wegen seiner düsteren Lebensweise. Er trug ein Kamelhaargewand und nährte sich von der kärglichen Speise der Wüste. Sie fragten ihn deswegen an, ob er der Prophet sei, der nach dem vierten Buch Moses kommen solle. Johannes lehnte es ab, sich als Messiasprätendent auszugeben. Er wies darauf hin, dass er nur die Stimme eines Rufers in der Wüste sei und dass nach ihm einer komme, dem die Schuhriemen zu lösen er nicht würdig sei. Bei der Masse des Volkes war Johannes der große Prophet, der kommen sollte, um das Volk zu bereiten. Sie hatten eine so hohe Meinung von ihm, dass sie sogar Jesus mit ihm verwechselten. Als Johannes enthauptet war, meinten sie, dass er Auferstehung erlebt hatte und in Jesus wiedergekommen sei.

Diese hohe Meinung des Volkes führte auch zu Verirrungen. Denn es gab Jünger des Johannes, die nicht Jesus, sondern ihn, Johannes, als den Messias ansahen. Schon als Jesus neben dem Johannes wirkte, wurden einige Jünger des Johannes eifersüchtig. Sie gingen zu Johannes und sagten: „Rabbi, der bei dir war jenseits des Jordans, für den du Zeugnis abgelegt hast, siehe, der tauft, und alle laufen ihm zu.“ Sie waren also konsterniert über den Erfolg, den Jesus hatte. Und manche hielten dem Johannes die Treue über seinen Tod hinaus. Es gab eine Johannes-Sekte. In Ephesus, in Kleinasien, traf der Apostel Paulus diese Johannes-Sekte, deren Mitglieder nicht einmal wussten, dass es einen Heiligen Geist gibt. Gegen diese Überbewertung des Johannes musste sich die junge Kirche zur Wehr setzen. Schon in den synoptischen Evangelien haben wir den Widerhall dieser Abwehr: Das Gesetz und die Propheten reichen bis zu Johannes. Seitdem wird die Botschaft vom Reiche Gottes verkündet. Also: Johannes steht im Advent. Er ist nicht im Reiche Gottes angekommen. „Der Kleinste im Himmelreich ist größer als er“, so heißt es bei Matthäus. Und bei Johannes: „Er war nicht das Licht, sondern er sollte nur Zeugnis geben von dem Licht.“ Er selber sagt: „Ich bin nicht der Christus, sondern nur der Vorläufer, der vor jenem hergesandt ist.“ Und deswegen erklärt er: „Ich müsste von dir getauft werden, und nicht du von mir.“

Die Verirrungen, die sich an die Person des Johannes knüpften, ändern nichts an seiner heilsgeschichtlich einzigartigen Bedeutung. Kein geringerer als Jesus hat diese Bedeutung wiederholt ausgesprochen. Er bestätigt seine prophetische Größe und seine göttliche Sendung. Er fragt seine Zuhörer, wozu sie denn hinausgegangen seien in die Wüste. „Was wolltet ihr da sehen? Ein Schilf, das vom Winde hin und her getrieben wird? Das Bild eines weichlichen Menschen, mit weichen Kleidern angezogen? Menschen mit weichen Kleidern sind in den Palästen der Könige. Was seid ihr hinausgegangen? Einen Propheten zu sehen? Ja, mehr als einen Propheten.“ Unser Johannes ist unter allen vom Weibe Geborenen der Größte. Kein größerer Prophet ist je erstanden als Johannes, der letzte Prophet, der unmittelbare Wegbereiter des Herrn, der Vorläufer des Messias an der Schwelle des Gottesreiches. Und tatsächlich der wiedergekommene Elias. Das war ja die Überzeugung des Volkes, dass vor der

Ankunft des Gottesreiches Elias wiederkommen werde, und Johannes ist der wiedergekommene Elias. In der Kraft und im Geist des Elias geht er vor dem Messias her.

Freilich weiß Jesus auch um die Verdächtigungen, die Johannes und ihn getroffen haben. Johannes kam, er aß nicht und trank nicht; da sagte man: Er hat einen Dämon. Der Messias kam, er aß und trank; da sagte man: Seht da, den Weinsäufer und Fresser, den Freund der Zöllner und Sünder. Also nicht nur im göttlichen Auftrag, sondern auch in der Verdächtigung sind Jesus und Johannes gleich geworden. Aber Johannes hat eine Offenbarung und weiß, wer der Kommende ist. „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt!“ Die Sünde in der Einzahl. „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt!“ Hier hat Johannes das vorweggenommen, was im Leben des Heilandes das Entscheidende sein sollte, nämlich dass er das Schlachtopfer Gottes sein würde, das durch seinen Sühnetod die ganze Welt von Schuld und Sünde befreit. „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt!“ Was wir jeden Tag vor der heiligen Kommunion beten, das hat Johannes uns überliefert: „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt!“

Johannes war der größte und letzte der Propheten. Und doch scheint ihn in einer bestimmten Stunde ein Zweifel angefallen zu haben. Er hatte ja den Messias als den großen Richter angekündigt, aber als jetzt Jesus auftrat, vermochte er von dem Gericht, das er angekündigt hatte, nichts zu erkennen. Und so schickte er zwei seiner Jünger zu Jesus und fragte ihn, ob er der Kommende sei, oder ob man auf einen anderen warten müsse. Jesus gibt zur Antwort: „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzi-ge werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird Heilsbotschaft verkündet, und wohl dem, der an mir keinen Anstoß nimmt!“ Er verweist also auf seine Taten. Und diese Taten sind messianische Taten. Er ist nicht nur der Richter, er ist auch der Erlöser, der heilt. Und so müsste er den aufsteigenden Zweifel des Johannes beseitigt haben. „Selig, der an mir keinen Anstoß nimmt!“

Johannes verliert nichts von seiner Größe, wenn er im Unterschied zu Jesus selbst nicht mehr war als ein Prophet und sich gerade mit seiner verkürzten Perspektive als Prophet erweist. Was ist das, eine verkürzte Perspektive? Sie besteht darin, dass das erste und zweite Kommen des Messias nicht unterschieden wird, das erste Kommen in scheinbarer Ohnmacht und das zweite Kommen in verklärter Herrlichkeit. Er schaut die endzeitliche Geistausgießung und das Gericht zusammen, obwohl das verschiedene Vorgänge sind, die Geistausgießung an Pfingsten und das Gericht, das noch immer aussteht. Er wusste noch nicht, dass der Messias erst die Gnadenstunde Gottes ausrufen muss und erst später machtvoll zum Gericht erscheinen wird. Das nennt man die prophetische Perspektive. Er sieht in einer Richtung und das alles hintereinander, ohne die Abstände zwischen den einzelnen Ereignissen zu erkennen. Damit erweist sich Johannes als ein bis zum Tode getreuer Prophet. Er muss sich damit abfinden, dass der Gekommene anders ist, als er es sich gedacht hat, dass er sein Erlösungswerk anders beginnt, als er es erwartete. Auch für den prophetischen Vorläufer Jesu gibt es nur einen einzigen Weg zum Heil, und das ist der Anschluß an Jesus, den Christus, den Herrn und Heiland der Welt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Liebe - Das Gesetz des Neuen Bundes

01.07.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am Berge Sinai wurde dem Volk des Alten Bundes der Wille Gottes unterbreitet. Unter Blitz und Donner, mit gewaltigen Naturerscheinungen hat Gott seinen Willen dem Volk übermittelt. An einem anderen Berge, in Galiläa, hat der Herr seine Bergpredigt gehalten. Im Sonnenschein, in lichter, froher Natur wurde das Gesetz des Neuen Bundes den Jüngern bekannt gemacht. Am Sinai war das ganze Volk versammelt, am Berge, wo Jesus sein Gesetz verkündet, waren nur galiläische Fischer, vielleicht auch Handwerker und Bauern beisammen, um den Willen Gottes zu vernehmen.

Die Bergpredigt hat sicher in den Dörfern und Städten Palästinas kein Aufsehen erregt. Und doch sind die Worte des Herrn die Grundlage für eine neue Lebensordnung. In der Bergpredigt hat der Herr die Lebensordnung für das neutestamentliche Gottesvolk gegeben. Wir haben es eben im Evangelium gehört: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener ist als die der Pharisäer und Schriftgelehrten, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Das ist eine erstaunliche Aussage, denn die Pharisäer und Schriftgelehrten kannten das Gesetz Gottes. Sie hatten es studiert; sie wussten das Hebräische zu lesen. Sie bemühten sich auch, das Gesetz zu erfüllen. Sie dachten Tag und Nacht darüber nach. Sie beteten morgens und abends im Tempel, ja sie hielten auf der Straße an, wenn die Gebetszeit gekommen war, um zu beten. Die Pharisäer und Schriftgelehrten waren wahrhaftig zu Hause im Gesetze Gottes. Der Name Gottes war ihnen so heilig, dass sie es nicht wagten, ihn auszusprechen. Sie wählten einen anderen Ausdruck dafür. Sie sagten nicht Jahwe, was ja der Gottesname war, sondern Adonai, der Hoherhabene. Das alles zeigt, mit welcher Ernsthaftigkeit die Pharisäer und Schriftgelehrten bestrebt waren, den Willen Gottes zu erfüllen. Und jetzt übt der Herr harsche Kritik ihnen. „Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener ist als die der Pharisäer und Schriftgelehrten, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“

Wie soll sie denn dann aussehen, diese neue Gerechtigkeit, diese höhere Gerechtigkeit, diese Gerechtigkeit, die allein den Himmel aufschließt? Der Herr macht es an einem Beispiel klar: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten – also dem Bund des Alten Volkes, dem Alten Bund des israelitischen Volkes – gesagt worden ist: Du sollst nicht töten! Wer tötet, soll dem Gericht verfallen.“ Das alttestamentliche Gesetz verbot die Tötung und hatte, das war im Morgenlande, im Vorderen Orient eigentlich eine unerhörte Neuerung, genaue Sätze für die Bestrafung von Missetaten festgesetzt. „Aug' um Auge, Zahn um Zahn.“ Das war eine recht milde Gesetzgebung, denn wenn einem ein Auge ausgeschlagen wurde, dann wurde in der Nachbarschaft des Volkes der Mann getötet. Hier, im israelitischen Volke, sollte er nur ein Auge verlieren. Und wer einem anderen einen Zahn ausgeschlagen hatte, sollte einen Zahn verlieren. Das war eine Milderung der Gesetze, wie sie in der Umgebung von Israel bestanden.

Aber das alles genügt dem Herrn nicht. „Den Alten ist gesagt worden: Du sollst nicht töten. Ich aber sage euch: Jeder, der seinem Bruder zürnt, soll dem Gerichte verfallen. Wer zu ihm sagt: Raka, der wird dem Hohen Rate verfallen. Und wer sagt: Du Gottloser, der wird der Feuerhölle verfallen.“

Zunächst einmal, meine lieben Freunde, mit welchem Machtbewußtsein und Hoheitsbewußtsein spricht hier der Herr! Das Gesetz des Alten Bundes kam von Gott. Auch Moses sprach im Name Gottes. Aber der Herr weiß sich mit Gott auf einer Ebene. „Ich aber sage euch...!“ Wenn der Herr Dogmatikprofessor in Würzburg, Walter Simonis, in seinem neuesten Buche behauptet, dass das Neue Testament nichts wisse von der Gottheit Jesu, dann möchte ich ihm diese Stelle vorhalten: „Ich aber sage euch...!“ Denn das ist der Beweis, dass er göttliches Bewusstsein in sich trägt. Das ist der Beweis,

dass er sich neben den Gott des Alten Bundes stellt, ja dass er in der gleichen Weise, mit demselben Herrscherrecht spricht wie Gott am Berge Sinai. Und was spricht er? Es kommt nicht allein auf den Buchstaben an, es kommt auf den Geist des Gesetzes an. Es geht nicht nur um Mord und Totschlag, es geht nicht nur um Hieb und Stich, es geht um die Gedanken und um die Begierde. Es geht um das Herz. Es geht darum, wie der Mensch in seinem Herzen gesinnt ist. Der Herr zeigt die Wurzeln der Sünde auf. Der gezückte Dolch oder der geladene Revolver sind ja nur der äußere Ausdruck für eine schlimme Herzensgesinnung. Und die Herzensgesinnung will der Herr geändert wissen. Das Herz soll sich wandeln. Nicht nur soll die Tat unterbleiben, sondern was im Herzen sich auf die Tat hinrichtet, das soll schon gemieden werden. Er will einen neuen Geist, er will ein neues Herz, ein Herz, das keine Bitterkeit in sich trägt, ein Herz, das frei ist von Ressentiment, von geheimem Groll, ein Herz, das Unrecht verzeihen kann, ein Herz, das die Liebe in sich trägt.

Das ist auch für uns, meine lieben Freunde, ein Anlaß zur Gewissenserforschung. Es kommt darauf an, daß wir Gottes Gebote nicht nur nach außen hin halten, sondern daß wir sie auch verinnerlicht haben, daß sie auch unser innerer Besitz, unsere Überzeugung, unsere Willenshaltung geworden sind. Wir halten den Sonntag; wir besuchen die heilige Messe, aber wo sind unsere Gedanken während des Gottesdienstes? Wir hüten uns vor Fluchen und Schimpfen, aber haben wir nicht auch im Herzen schimpfende und fluchende Gedanken, geringschätzig und niederträchtige Gedanken? Wir lassen uns nicht auf Schlägereien ein, aber ist nicht manchmal der Wunsch nach Rache auch in uns lebendig? Wir wollen nichts mit dem Gericht und der Polizei zu tun haben, aber ist nicht unsere Gesinnung auch manchmal schmutzig und niederträchtig, so dass wir selbst erschrecken? Wir finden, dass Ehebruch ein Greuel ist, aber verirren sich nicht auch unsere Gedanken? Wir meiden den Diebstahl, aber sind wir auch entschlossen, jede Übervorteilung zu vermeiden? Wir wollen nicht lügen, aber sagt man nicht: Ja, im Geschäftsleben kann man nicht immer die Wahrheit sagen?

Wie nahe sind wir vielleicht doch den Pharisäern verwandt! Wie weit sind wir noch vom echten Christenleben entfernt! Und doch verlangt unser Herr diese Gesinnung, diese Herzensgesinnung von seinen Jüngern. Wie sehr dem Herrn am Leben aus dem neuen Geist gelegen ist, das macht er an einem Beispiel deutlich: „Wenn du deine Gabe zum Altare bringst – was ja lobenswert ist – und dich dort erinnerst, dass dein Bruder etwas wider sich hat, dann laß deine Gabe dort vor dem Opferaltar liegen, gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe!“ Hier wird nicht etwa der Kult abgewertet, sondern hier wird der Kult dadurch erhöht, dass er ein reiner Kult sein soll. Man soll den Kult, den Gottesdienst leisten, nachdem man zuvor mit seinem Bruder Frieden gemacht hat. Es geht nämlich darum, dass der Bruder „etwas wider dich hat“, dass wir also irgend jemandem Anlaß gegeben haben, etwas wider uns zu haben, dass wir ihn gekränkt, beleidigt, hintergangen haben, dass wir im Unfrieden mit ihm sind. Der Opfernde ist schuld daran, dass der Bruder, der Verwandte, der Nachbar etwas gegen ihn hat. Und jetzt muss er, bevor er opfert, hingehen und sich mit dem Bruder versöhnen, das Unrecht abbitten, damit er mit reinem Herzen zum Opferaltar gehen kann.

Meine lieben Freunde, das ist nichts anderes als das Gebot einer radikalen und tiefgreifenden Liebe. Johannes hat es in seinem Evangelium deutlich ausgesprochen: „Ein neues Gebot gebe ich euch, ihr sollt einander lieben, wie ich euch geliebt habe, damit auch ihr einander liebet. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe habt gegeneinander.“ O was ist das eine Liebe, meine Freunde: „Wie ich euch geliebt habe.“ Wer kann eine solche Liebe haben, wie sie der Herr uns bewiesen hat? „Wie ich euch geliebt habe.“ Wer aber das Gebot des Herrn erfüllen will, der muss die Liebe üben. Der Apostel Paulus schreibt im Römerbrief: „Denn wer liebt, hat das Gesetz erfüllt.“ Ja, wieso denn? Weil, so sagt er, alle die Gebote: Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht töten, du sollst nichts Böses tun, alle diese Gebote sind in dem einen Gebot enthalten: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! Denn die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses.“ Deswegen also ist das Liebesgebot die Erfüllung aller Gebote, weil die Liebe dem Nächsten nichts Böses tut. Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes.

Ich weiß, meine lieben Freunde, wie schwer die Liebe zu üben ist. Die Liebe ist die schwerste Lektion im Christentum. Aber sie wird uns nicht erlassen. Wer wissen will, ob er mit Gott vereinigt ist, braucht nur die Frage an sich selbst zu stellen: Du, mein Herz, liebst du deinen Nächsten wahrhaftig?

Wir können die Liebe nur unter schweren Opfern bewahren. Viele Christen sind bereit, im religiösen Bereich Schweres auf sich zu nehmen. Sie beten den Rosenkranz, sie machen Wallfahrten, sie gehen die Kreuzwegstationen, sie legen das Bekenntnis im Bußsakrament ab, sie verzichten auf Genussmittel, sie geben einen Teil ihres Vermögens hin. Das alles ist richtig, ist nicht wertlos, ist sogar notwendig. Aber es fehlt etwas, wenn nicht dazukommt die Liebe, die dem Nächsten verzeiht, die sich mit dem Nächsten versöhnt, die dem verstimzten, vergrämten, verbitterten Bruder entgegenkommt. Wenn diese Liebe fehlt, machen wir unsere Guttaten nicht nutzlos, aber wir entziehen ihnen den Kern. Gott verlangt gerade dieses Opfer von uns, das uns so schwerfällt und das wir nicht leisten möchten. Alles drängt auf dieses Opfer hin.

In der heiligen Messe sollen wir ja opfern. Ja, was opfern wir denn? Nicht nur unsere Euros, die wir in den Klingelbeutel werfen, nein, opfern heißt Gott den Willen darbringen, Gott die Hingabe darbringen, Gott das ganze Leben weihen. Wir gehen zur heiligen Beichte, und das ist ja richtig und notwendig, aber wir sollen uns auch in der Beichte umwandeln, wir sollen uns auch bekehren, wir sollen uns abkehren von Lauheit, Falschheit, Bosheit. Wir vereinigen uns mit dem Herrn in der heiligen Kommunion, und diese Vereinigung fordert das Leben der Liebe von uns. Wir beten das Vaterunser, und zuckt es uns nicht im Herzen, wenn wir sprechen: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben haben unseren Schuldigern!“? Dieses Gebet verpflichtet uns zu einem neuen, höheren Leben. Unser ganzes Beten und Opfern, unser Glauben und Hoffen ruft zur Liebe auf. „Gott ist die Liebe“, sagt Johannes, also heißt Gottes Leben leben in der Liebe leben.

Der große russische Dichter Tolstoi erzählt eine Geschichte von einem armen Schuster. Der Schuster hat einen Traum, nämlich er träumt, dass Jesus bei ihm vorbeikommen werde. So sitzt er denn in seinem Stübchen und schaut hinaus und wartet auf Jesus. Da geht eine arme Frau vorbei mit ihrem Kind, verzweifelt; sie will in den Tod rennen. Er ruft sie herein, er tröstet sie, er versucht ihr Mut zuzusprechen. Dann geht ein armer Schneeschaufler vorbei. Der Schuster geht wieder hinaus, führt ihn in sein Stübchen, damit er sich wärmen kann, und gibt ihm etwas zu essen. Und so geht es den ganzen Tag. Der Schuster wartet bis Mitternacht, aber Jesus kommt nicht vorbei. Da ist er enttäuscht und will sich zur Ruhe begeben. Aber, wie es seine Gewohnheit ist, liest er noch einmal ein paar Verse des Evangeliums. Und da stößt er auf die Stelle: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Da wird es auf einmal licht und hell in der Seele des Schusters. Er weiß und er erfährt und er begreift, dass Jesus mehrfach an diesem Tage zu ihm gekommen ist.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die verborgenen Heilswege Gottes

08.07.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Meine lieben Christen!

Vor wenigen Tagen fand ein Gespräch zwischen dem ehemaligen Bundeskanzler Helmut Schmid und den früheren Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker statt. Die Moderatorin, Frau Maischberger, fragte dabei die beiden Gesprächspartner nach dem Glauben. Da antwortete Helmut Schmid, er verlasse sich nicht auf Gott. Ein Gott, der die Ermordung von sechs Millionen Juden zugelassen habe, sei nicht verlässlich.

Die Frage, wie Unschuldige leiden können und Gott dennoch der gütige Gott bleibt, bewegt die Menschen seit alten Zeiten. Sie ist sogar der Fels des Atheismus, wenn wir etwa an Georg Büchner oder Alfred Camus denken. Dass Gott das Leid Schuldloser zulässt, das ist der Fels des Atheismus; darauf stützt er sich. Denn entweder kann Gott nicht helfen, weil er nicht allmächtig ist und deshalb das Böse geschehen lassen muss, oder er will nicht helfen, und dann ist er nicht gut. Wir wollen fragen, meine lieben Freunde, ob diese Argumentation schlüssig ist.

Das Wort „zulassen“ ist zweideutig. Es kann zunächst bedeuten: gestatten, erlauben. Dass Gott das Böse, das Unrecht nicht gestattet, ist einsichtig, denn er ist die Güte selbst; er ist die Güte in Person. Er kann nicht wollen, dass Böses geschieht. Das Wort „zulassen“ kann aber auch besagen: nicht hindern. Und in dem Sinne ist es hier gemeint. Gott lässt das moralische Übel, die Schuld, die Sünde, das Unrecht zu. Zulassung ist jener Akt der göttlichen Vorsehung, kraft derer Gott die Freiheit des Menschen auch dann nicht hindert, wenn sie sich zum Bösen wendet.

Wir glauben an die Regierung der Welt durch Gott. Die Offenbarung sagt uns, dass Gott die Welt regiert, d.h. er leitet alles in der Welt zu seiner Verherrlichung und zu unserem Wohle. Er hat die Welt ins Dasein gerufen, und er erhält sie im Dasein. Nichts könnte sich bewegen, nichts könnte sich rühren, ohne dass Gott mitwirkt. In der Theologie hören wir die Lehre vom „concursum generalis“, von der allgemeinen Mitwirkung Gottes. Das heißt: Gott wirkt bei allem, was die Geschöpfe tun, mit. Die Erstursache, Gott, und die Zweitursache sind in einer von uns unmöglich aufzuhellenden Weise miteinander verbunden, damit Handlungen zustande kommen. Was sich bewegt, das bewegt sich durch den Antrieb, durch den innerlichen Antrieb, durch die innerliche Kraft Gottes. Die Theologie versucht, diese Lehre einzufangen, indem sie sagt: Jawohl, Gott wirkt alles, aber er wirkt es nicht allein. Das war der Irrtum Luthers, dass er meinte, Gott wirkt auch alles allein. Nein, Gott wirkt, und die Zweitursachen wirken mit.

Gibt es nun eine Erklärung dafür, dass Gott auch mit dem Bösen mitwirkt? Zunächst einmal muss man auf die Weltüberlegenheit, auf die Transzendenz Gottes verweisen. Seine Gedanken und seine Pläne sind allem menschlichen Wollen und Denken weit überlegen. Er regiert die Welt nach seinen Plänen, nicht nach den Meinungen und Wünschen der Menschen. Vor seinem Willen muss alles menschliche Begehren schweigen. Man könnte sich bei dieser Antwort beruhigen, und manche haben es getan. Gott ist der Herr, und er lässt sich seine Uhr nicht von Menschen stellen. Menschliche Schwachheit und Bosheit kann die Pläne der göttlichen Allmacht nicht umstoßen. Ein göttlicher Baumeister kann auch mit fallenden Steinen bauen. Wegen der Undurchdringlichkeit, der Unbegreiflichkeit, der Unfassbarkeit Gottes muss der Mensch still sein, sich unterwerfen, sich ergeben. Mit Gott kann man nicht rechten, und er braucht sich vor uns nicht zu rechtfertigen.

Dennoch sucht der Mensch zu verstehen, möchte Einsicht gewinnen in Gottes Plänen und Handeln. Warum hindert Gott das moralische Übel nicht? Ich will eine mehrfache Antwort versuchen.

Erstens, er hindert es nicht, weil er die Gebote gegeben hat. Er hat das sittliche Naturgesetz in das Herz des Menschen eingeschrieben, er hat uns das Offenbarungsgesetz gegeben. Die Gebote sind dazu da, dass der Mensch sich nach ihnen richtet, dass er das Böse meidet. Es gibt Wegweiser, und

Gott hat sie aufgestellt. Wenn der Mensch sich nach diesen Wegweisern richtet, gibt es das moralische Übel nicht. Freilich, die Menschen begehren auf gegen Gott und seine Gebote. Seit Jahrhunderten haben sie alles getan, um Gottes Macht zu leugnen, seine Gebote zu verspotten, seine Autorität zu untergraben. Das ganze 18. und 19. Jahrhundert sind voll von Gottesleugnung, Gottverspottung, Gottverhöhnung. In Nürnberg, meine lieben Freunde, steht das Denkmal von Ludwig Feuerbach, und auf diesem Denkmal steht geschrieben – ein Spruch von Feuerbach -: „Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde.“ Also nicht: Gott hat den Menschen erschaffen, sondern der Mensch hat Gott erfunden. Gott ist eine Illusion, eine Einbildung. Und wozu hat sich der Mensch diese Illusion geschaffen? Die Antwort darauf gibt Karl Marx, der ja Feuerbach gut kannte, nämlich: „Die Religion ist das Opium des Volkes, der Seufzer der bedrängten Kreatur.“ Die Religion wurde vom Menschen geschaffen, damit er sich über das Elend auf dieser Erde hinwegtrösten kann. Die Materialisten des 19. Jahrhunderts haben Gott verhöhrend beschrieben als ein „gasförmiges Wirbeltier“, und wir wissen, wie alles das geendet hat. Friedrich Nietzsche verkündete den Tod Gottes: „Gott ist tot, wir haben ihn getötet. Nie gab es ein größeres Ereignis.“

Die Gottesleugnung, die Gottverhöhnung, die Gottverspottung ist abgesunken in das Volk. Die Menschen sind zunächst entkirchlicht, dann entchristlicht und schließlich entgottet worden. Die Folgen dieser Entwicklung sind von Dostojewski in seinem Roman „Die Brüder Karamasow“ ausgesprochen worden. Da sagt Iwan, der älteste der drei Brüder: „Wenn es keinen Gott gibt, ist alles erlaubt.“ Auch Juden umzubringen, eine ganze Rasse auszulöschen. Dahin führt die Missachtung der Gebote Gottes.

Warum lässt Gott das moralische Übel zu? Warum hindert er es nicht? Er hindert es zweitens nicht, weil er den Menschen frei geschaffen hat. Er will, dass der Mensch sich in Freiheit für das sittlich Gute entscheidet und das sittlich Böse meidet. Die Freiheit des Menschen ist Gott so viel wert, daß er ihren Missbrauch in Kauf nahm. In Gottes Augen war es richtiger, aus Bösem Gutes entstehen zu lassen, als das Böse überhaupt nicht zuzulassen. Thomas von Aquin hat mit diesem Problem gerungen, und er schreibt in seiner „Summa“: „Gott lässt Leiden und Übel zu, um sich als Garanten und Urheber der Freiheit des Menschen zu erweisen.“ Um sich als Garanten und Urheber der Freiheit des Menschen zu erweisen. Ihm ist nicht zweifelhaft, dass die Güte Gottes davon unberührt bleibt, denn Gott ermöglicht zwar ontologisch und gnadenhaft das Handeln des Menschen, aber er bewirkt nicht die Abkehr vom Guten. Nicht Gott also ist an der Sünde schuld, sondern der Missbrauch des freien Willens. Gott hat den Menschen als freies Wesen geschaffen, und deswegen hindert er nicht die freien Handlungen, auch wenn sie in die Irre laufen.

Der Mensch legt großen Wert auf die Freiheit, und er würde sich sehr wundern oder sogar gegen Gott empören, wenn dieser seine Freiheit in dem, was ihm Spaß macht, hindern würde. Ich habe noch nie gehört, dass jemand Gott anklagt, weil er seine Lieblingsbeschäftigung, also das Genießen oder das Faulenzen, nicht hindert. Das Reisen ist den Menschen, zumal in Deutschland, sehr viel wert. Sie sind unterwegs mit dem Auto, mit dem Flugzeug. Die Umweltverschmutzung durch die Abgase nimmt bedrohliche Ausmaße an. Aber wehe dem, der sie am Reisen hindern würde. Gott hindert das Reisen nicht. Was würden die Menschen sagen, wenn er es hindern würde? Gott hindert nicht, dass jedes Jahr Hunderttausende, Millionen von Kindern im Mutterleibe getötet werden. Die Männer und die Frauen wollen es so: „Mein Bauch gehört mir!“ Sie wollen die Freiheit haben, die Leibesfrucht abzutreiben. Gott darf sie nicht daran hindern, und wütend gehen sie gegen die Kirche los, die Gottes Gebot über der Leibesfrucht verkündet. Gott hindert nicht, dass Menschen durch übermäßigen Konsum von Nikotin oder Alkohol ihre Gesundheit untergraben. Die Menschen wollen es so. Gott hindert nicht, dass Gewerkschaftsfunktionäre des Volkswagenkonzerns auf Firmengeld Bordelle besuchen. Es macht ihnen Spaß, und der Spaß soll ihnen nicht von Gott vergällt werden. Gott lässt dem Menschen die Freiheit. Niemand klage Gott an, dass er den Menschen die Freiheit lässt, und wenn wir ihn nicht anklagen dürfen, dann muss man auch zugeben, dass er die Freiheit lässt, Böses zu tun.

Drittens muss man sagen: Gott hindert das Böse nicht, weil er die Weisheit und Macht besitzt, auch aus dem Bösen Gutes hervorgehen zu lassen. Schon im 1. Buch der Heiligen Schrift wird uns von einem solchen Fall berichtet. Die Brüder des Josef verkauften ihn nach Ägypten, und er stieg dort zum Vizekönig auf. Er hielt seinen Brüdern dann vor, als er sie nach Ägypten hat kommen lassen:

„Ihr sannet Böses wider mich, aber Gott hat es zum Guten gewendet.“ Die junge Kirche wurde nach der Steinigung des Stephanus in Jerusalem einer grausamen Verfolgung unterworfen. Die Jünger flohen vor der Wut ihrer Verfolger nach Samaria, andere kamen nach Phönizien, nach Antiochien, nach Zypern. Die Frohe Botschaft wurde auf diese Weise überall hingetragen, wohin die Jünger kamen. Die Verfolgung hatte also in Gottes Plan offenbar auch den Sinn, das Evangelium zu allen Völkern gelangen zu lassen.

Die Verfolgung der Juden ist ein düsteres Kapitel unserer Geschichte. Aber dieses Kapitel hat auch helle Seiten. Konrad Löw hat in seinem Buche „Das Volk ist ein Trost“ gezeigt, in wie vielen Fällen deutsche Männer und Frauen sich der verfolgten Juden angenommen und ihnen Hilfe geleistet haben. Dabei ist zu bedenken, dass nur ein Bruchteil dieser helfenden Tätigkeit bekannt wurde, denn sie musste heimlich geschehen. Zahllose gute Taten sind niemals bekannt geworden und werden niemals bekannt werden. Der Breslauer Jude Willi Kohn hat ein Tagebuch hinterlassen, das jetzt veröffentlicht wurde. In diesem Tagebuch – der Titel heißt „Kein Recht, nirgends“ – schreibt er, der Stern, den die Juden tragen mussten zur Kennzeichnung, habe die entgegengesetzte Wirkung ausgelöst, den die Regierung sich davon versprochen hat. Der größere Teil der Bevölkerung distanzierte sich nicht von den Juden, sondern zeigte ihnen durch Freundlichkeit, Höflichkeit und Hilfsbereitschaft, dass er ihre Ausgrenzung nicht billigte. Da kam es manchmal zu ergötzlichen Szenen. In der Straßenbahn durften die Juden zwar mitfahren, aber sie durften sich nicht setzen; sie mussten stehen. Aber ein Arbeiter räumte seinen Sitzplatz und sagte zu einer alten Jüdin: „Komm, kleine Sternschnuppe, setze dich hierher.“ Ein nazistischer Volksgenosse verwies es ihm. „Das ist doch eine Jüdin“, sagte er. Darauf gab der Mann zur Antwort: „Mein Hintern gehört mir; mit dem kann ich machen, was ich will.“ Am Abend des 20. Juli 1944 ließ Generaloberst Fromm die vier Hauptakteure des Putsches gegen Hitler erschießen, zweifellos zu Unrecht und ohne ordentliches Verfahren. Die Schwester eines der Hingerichteten, Rosemarie von Haefen, bemerkte dazu: „Ich habe von Anfang an es als eine gütige Schickung Gottes gefunden, dass mein Bruder Werner und Stauffenberg erschossen wurden und nicht den Henkern in die Hände fielen.“ Also auch hier hatte Gott auf merkwürdige Weise aus Bösem Gutes hervorgehen lassen; denn das, was ihnen nachher geschehen wäre, wenn sie am Leben geblieben wären, war viel schlimmer als der Tod.

Ich kann Ihnen sogar ein persönliches Erlebnis berichten. Am 9. Februar 1945 drang die Rote Armee in meine Heimatstadt Liegnitz in Schlesien ein. Die Großmutter ging wie immer um 6 Uhr zur heiligen Messe. Sie wurde vor der Kirchentür durch einen Genickschuß getötet. Der Pfarrer zog sie in die Kirche. Es war gut so, dass die Großmutter so starb, denn was nachher von der Roten Armee angerichtet wurde, war viel schlimmer als das, was ihr jetzt durch einen plötzlichen, aber vorbereiteten Tod gewährt wurde.

Nein, meine lieben Freunde, Gott hindert das moralische Übel nicht, weil er fähig ist, daraus Gutes hervorgehen zu lassen. Er hindert es viertens auch deswegen nicht, weil der Mensch durch ungerechtes Leid erzogen, erprobt und bewährt wird. Der Schmerz ist nun einmal der große Lehrer des Menschen. Unter seinem Hauch entfalten sich die Seelen. Wer nicht gelitten hat, was weiß der? So mancher Mensch ist durch das Böse, das er begangen oder erfahren hat, erschüttert und bekehrt worden, zu Gott zurückgeführt worden. Die Kirche spricht nicht umsonst von der „glücklichen Schuld“, glücklich, weil sie zum Umkehren des Menschen geführt hat. Das Leid ist die Feuerprobe des Menschen. Sie ist auch die Feuerprobe der Religion. Gott prüft die Echtheit unseres Glaubens, unserer Hoffnung, unserer Liebe. Und diese Prüfung geschieht eben durch physische Leiden und moralische Übel. Erst in der Not zeigt sich, was im Menschen steckt. Im Buche Tobias steht ein Wort, das ich Sie bitte, oft und oft zu bedenken. Tobias hatte ja viele Leiden erfahren, aber der Engel Raphael klärte ihn auf: „Weil du angenehm warst vor Gott, musste die Versuchung dich bewähren.“ Ein merkwürdiger Satz, für uns fast unverständlich. Weil du angenehm warst vor Gott, musste die Versuchung dich bewähren. Sämtliche Heiligen unserer Kirche haben Leiden, ungerechte Leiden auszustehen gehabt. Je größer ein Heiliger, um so mehr Leiden hatte er. Es gibt kein sichereres Zeichen für die Auserwählung, als wenn jemand bei einem frommen Leben Leiden zu tragen hatte. Ohne Leiden kommt niemand zur ewigen Glückseligkeit. Der Herr hat es uns ja erklärt: „Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert.“

Nun sagt Schmid, der ehemalige Kanzler Schmid, er verlasse sich nicht auf Gott. Das besagt, wenn ich ihn recht verstehe: Gott ist unzuverlässig; er hält nicht, was er verspricht. Ja aber meine lieben Freunde, was hat er denn versprochen? Hat er uns denn ein angenehmes, geruhames, friedliches Leben versprochen? Wenn es den Bösen gut geht und den Guten schlecht, und man sagt zu Gott: Ist das deine Gerechtigkeit?, dann gibt er zur Antwort: Ist das dein Glaube? Habe ich dir das versprochen? Bist du dazu Christ geworden, dass es dir gut geht auf Erden?

Gott hindert das moralische Übel nicht, weil es fünftens auf seine Weise zur Verherrlichung Gottes dient, indem es entweder seine Barmherzigkeit offenbart im Verzeihen oder seine Gerechtigkeit im Strafen. Alles Böse trägt seine Strafe in sich selbst, oder die Strafe folgt dem Bösen auf dem Fuße. Ich weiß nicht, ob es stimmt, wenn Schiller sagt: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Aber wir wissen, dass in zahllosen Fällen das Böse in sich selbst seine Strafe trägt oder dass die Strafe ihm folgt. „Du hast es befohlen, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst ist jeder ungeordnete Geist“, sagt der heilige Augustinus. Du hast es befohlen, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst ist jeder ungeordnete Geist. Man übertritt das Naturgesetz nicht ungestraft. Man übertritt aber auch das moralische Gesetz nicht ungestraft. „Gottes Wille wird sich an dir erfüllen, auch wenn er von dir nicht erfüllt wird“, sagt wiederum der heilige Augustinus. Je gewaltiger die Steine sind, die du gegen den Himmel wirfst, um so furchtbarer ist der Schlag, der dich zerschmettern wird. Babylon endetet bei einem Festmahle, Rom ging unter in rauschenden Festlichkeiten. So sterben solche Reiche, den Becher der Lust in der Hand und die Gotteslästerung auf den Lippen.

Gott hindert das moralische Übel nicht, weil es sechstens einen Ausgleich im Jenseits gibt. Das irdische Dasein endet, aber das Beste im Menschen, das Heiligste im Menschen, die Geistseele, stirbt nicht. Es gibt ein ewiges Leben. Die Geistseele ist unsterblich. Und in diesem ewigen Leben gibt es einen Ausgleich. Der Herr hat uns diesen Ausgleich in dem ergreifenden Gleichnis vom reichen Prasser und vom armen Lazarus geschildert. Es gibt einen solchen Ausgleich. Es gibt eine Vergeltung.

Daran freilich glaubt der ehemalige Bundeskanzler Schmid nicht. Ich habe ihn selbst sagen hören, er meine, dass eine Spur von uns bleibe. Eine Spur, also eine Art Fährte, ein Andenken, aber eben nicht die unsterbliche Geistseele. Wer nicht an das ewige Leben und an die jenseitige Vergeltung glaubt, der kann leicht dazu kommen, Gott wegen der Ungerechtigkeit auf dieser Erde anzuklagen. Aber es gibt ein Gericht, und dieses Gericht vergilt nach Verdienst den Guten Gutes, den Bösen Böses. Gott hat nicht alle Tage Zahltag, aber er führt gute Rechnung, und da zahlt er auf einmal.

Meine lieben Freunde, ich bin mir bewusst, dass das Rätsel der Zulassung des moralischen Übels weder von mir noch von einem anderen Menschen vollauf gelöst werden kann. Es bleiben Rätsel, und es müssen Rätsel bleiben, denn ohne Rätsel ist Gott nicht der Unbegreifliche, der Unerforschliche. Beim Propheten Isaias heißt es: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege. So hoch der Himmel über der Erde schwebt, so viel sind höher meine Wege als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken.“ Wir dürfen, meine lieben Freunde, nicht mit Gott rechten. Wir dürfen nicht gegen seine Zulassungen nörgeln. Aber wir dürfen auf ihn bauen und dürfen auf ihn hoffen.

Im Jahre 1918 saß in Riga in Lettland ein evangelisches Mädchen im Gefängnis und wartete auf seine Hinrichtung, und sie ist auch dann von den Bolschewisten erschossen worden. Aber dieses Mädchen hat uns ein Andenken hinterlassen, das ganz ergreifend ist, nämlich ein wunderbares Gebet:

*„Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl.
Das macht die Seele still und friedenvoll.
Ist doch umsonst, dass ich mich sorg' und müh',
dass ängstlich schlägt mein Herz, ob spät, ob früh.
Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt die Zeit,
dein Plan ist fertig stets und liegt bereit.*

*Ich preise dich für deine Liebesmacht.
Ich preis' die Gnade, die mir Heil gebracht.
Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht,
und du gebietest ihm, kommst nie zu spät.
Drum wart' ich still, dein Wort ist ohne Trug,
du weißt den Weg für mich, das ist genug.“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Kirche – heilige Stiftung Christi

15.07.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im 19. Jahrhundert lebte zunächst in Tübingen und dann in München der große Theologe Johann Adam Möhler. Von Johann Adam Möhler stammt das schöne Wort: „Die Kirche ist der Leib des Herrn. Sie ist in ihrer Gesamtheit seine sichtbare Gestalt, seine bleibende, ewig sich verjüngende Menschheit, seine ewige Offenbarung.“

Die Kirche ist der Leib Christi. Es leuchtet ohne weiteres ein, dass dieser Leib heilig sein muss. Deswegen hat die Kirche auch in ihren Glaubensbekenntnissen sich immer als die „heilige Kirche“ bekannt. Vom Wesen her, als Leib Christi, muss sie heilig sein. Aber heilig ist sie auch, weil sie die Aufgabe hat zu heiligen. Sie soll die Menschen, die Gott ihr zuführt, heiligen, sie zur Heiligkeit führen und sie auf diese Weise dem geheimnisvollen Leibe Christi eingliedern. Da kenne ich natürlich die Einwendungen, die man vorbringt: Aber wie steht es denn mit dem tatsächlichen Katholizismus? Sind da nicht viele unheilig? Was ist denn da von der Heiligkeit zu erkennen?

Zunächst einmal, meine Freunde, die grundsätzliche Feststellung zu den Schwächen der Christen: Nicht das Christentum hat versagt, nicht die Kirche hat versagt, sondern die Menschen haben sich als unfähig oder unwillig erwiesen, das Christentum zu leben und der Kirche zu folgen. Das ist die Antwort für diejenigen, die uns sagen: Eure Angehörigen sind nicht heilig. Nicht das Christentum hat versagt, die Menschen haben sich als unfähig und unwillig erwiesen, es zu leben.

Die Kirche ist ein Baum, und an einem Baume gibt es gute und schöne Früchte, aber auch Fallobst und unreife Früchte. Ähnlich ist es in der Kirche. Die Kirche als Institution ist heilig, auch wenn es in ihr unheilige Glieder, leider in beträchtlicher Zahl, gibt. Die Kirche ist heilig, weil sie in der Wahrheit Christi bleibt. Die Kirche als Institution hat sich in ihren Dogmen, in ihren Glaubenssätzen, in ihren Glaubensgesetzen nie geirrt. Sie hat nie ihre Kraft verloren, der Wahrheit Zeugnis zu geben. Sie hat sich nicht dem Geist der Zeiten gebeugt, sondern nur allzu oft sich dem Geist der Zeiten widersetzt. Es war für sie nie eine dankbare Aufgabe, sich dem Geist der Zeiten entgegenzustellen, gegen die Gelüste der Menschen, und Recht und Wahrheit zu verteidigen. Das war nie eine angenehme Aufgabe. Aber die Kirche hat sich ihr nie verweigert. Sie hat immer das höchste Gut der Menschheit, die Wahrheit, verteidigt, hochgehalten und in ihrem Schoße bewahrt. Jetzt wieder durch die Erklärung der Glaubenskongregation, die der Heilige Vater persönlich bestätigt hat. In Mainz, meine lieben Freunde, in Mainz gab es einen Theologieprofessor, der sagte: „Jetzt, nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, kann man die Lehrbücher über die Kirche, die vorher gebraucht waren, in den Keller bringen.“ Welcher Unsinn! Welcher Unsinn, meine lieben Freunde! Nicht weglegen, sondern aufheben muss man sie; denn die Lehre von der Kirche ist vor dem Zweiten Vatikanum keine andere als nach ihm, wie der Heilige Vater jetzt zu unserer Freude erklärt hat. Die Kirche, die katholische Kirche, ist der Leib Christi, und die Kirche Christi ist keine andere als die katholische Kirche. Ich verstehe die Aufregung nicht, die sich mancher wegen dieser Klarstellung bemächtigt. Man wird doch der Kirche noch zugestehen, dass sie ihr Selbstverständnis ausspricht! Man wird ihr doch noch erlauben, dass sie zu ihrer Wahrheit steht und sich nicht selbst verleugnet! Alle anderen könnten auch in dieser Kirche stehen, wenn sie sich nicht zu ihrem Unsegnen von ihr getrennt hätten.

Freilich, da gibt es Leute, die die Möglichkeit irrtumsloser, zweifelsfreier Erkenntnis der Wahrheit leugnen. Es gebe nur Meinungen. Es gebe keine feststehende, keine endgültige, keine unabhängige Wahrheit. Die Wahrheit sei etwas Fließendes, das sich stets verändere. Die Wahrheit sei auch nur soviel wert, wie sie der Bequemlichkeit und dem Vorteil diene. Wahr ist, was nützt. Wahrheit ist der

zweckmäßige Irrtum. Diese Irrlehren hat die Kirche schon unter Papst Pius X. verurteilt. Damals, als der Papst sich erhob gegen den Modernismus, also dieses Sammelbecken von Irrtümern. Der Modernismus verlegte den Glauben in das Gefühl. Was der Mensch im Inneren denkt und was ihn treibt, das sei die jedem einzelnen eigene und vorübergehende Wahrheit. Es gibt – das war der entscheidende Irrtum des Modernismus – keine unveränderliche Wahrheit.

Die Kirche hat diese Irrlehre zurückgewiesen. Sie hat den Glauben und auch die Vernunft damit gerettet. Lieber lässt die Kirche ihre Anhänger zu einer kleinen Schar zusammenschmelzen, lieber lässt sie ganze Länder von sich abfallen, als dass sie die Wahrheit preisgäbe eingedenk des Wortes des Heilandes: „Vater, heilige sie in der Wahrheit. Dein Wort ist Wahrheit.“

Wie die Wahrheit, so schützt die Kirche auch das Sittengesetz. Das Sittengesetz ist ja nichts anderes als die Wahrheit auf dem Gebiete des Handelns und des Tuns. Hier ist der Mensch aufgerufen, sich der Wahrheit anzubequemen, nach der Wahrheit zu handeln. „Die Kirche ist's, die Heilige, die Hohe, die zu dem Himmel uns die Leiter baut“, so steht es bei Schiller. Und das ist eben der Weg, den die Kirche mit ihrem Sittengesetz weist. Auch hier hat man versucht, die Sitte der Veränderlichkeit unterzuordnen. Sitte ist, so sagt man, je nach der Zeit zu verändern. Vorher kannten die Leute eben die Pille nicht, jetzt kennen sie sie, und deswegen muss die Kirche die Pille akzeptieren. Nein, meine lieben Freunde, das Sittengesetz ist keine menschliche Konvention. Das Sittengesetz ist der Ausdruck des ewigen Willens Gottes. Das Sittengesetz wandelt sich nicht mit der Zeit; das Sittengesetz steht über der Zeit. Wenn der Mensch sich in seinem Wesen nicht ändert, kann sich auch das Sittengesetz nicht ändern.

Was die Menschen aus dem Sittengesetz machen, wissen wir ja. Was haben Luther und seine Anhänger aus der Ehe gemacht? „Die Ehe ist ein weltlich Ding“, sagt er, „so wie Haus, Hof und Kleidung.“ Kein Sakrament der Ehe, ein weltlich Ding wie Haus, Hof und Kleidung! Und dann ist es weitergegangen. Entsprechend dieser Vorgabe hat die Französische Revolution die Zivilehe eingeführt, die ja doch nur ein Abklatsch der wahren Ehe ist. Durch die Zivilehe wird die Ehe wechselnden parlamentarischen Mehrheiten ausgeliefert. Und was treibt diese Mehrheiten? Immer es den Menschen bequem zu machen, es immer noch leichter zu machen, alles, was beschwerlich ist, abzubauen. Das ist der Zug des Parlamentarismus. Und was hat der Protestantismus aus dem Weihesakrament gemacht? Er hat es vernichtet. Es gibt kein solches Sakrament. „Alles, was aus der Taufe gekrochen ist, ist Priester, Bischof und Papst.“ Das sind Worte von Luther. Nein, wir müssen an der Wahrheit festhalten. Ob die Zeiten sich ändern, die Menschen brauchen die Wahrheit, denn die Wahrheit allein kann sie schützen und vor dem Irrtum, vor dem verderblichen Irrtum bewahren. Das ist ein Ausdruck der Heiligkeit der Kirche, dass sie an der Wahrheit des Glaubens und an der Wahrheit der Sittengesetze unerbittlich, zu ihrem größten äußeren Schaden, festgehalten hat.

Sie ist heilig, weil sie Gott anbetet, weil sie Gott verehrt, wie er angebetet und verehrt werden will und muss. Der Mensch muss anbeten. Wenn er nicht den wahren Gott anbetet, dann betet er Götzen an. Die Kirche hat ihr immerwährendes Lob gestiftet in den Klöstern, in den Priestern. Wir Priester beten jeden Tag stundenlang. Wir beten für die, die nicht beten, die nicht beten können oder nicht beten wollen. Wir beten, denn wir sind die berufenen Beter der Kirche. Gebet ist unsere erste und oberste Aufgabe. Wir sind keine Sozialmanager, sondern wir sind Beter. Der Allerhöchste darf nie ohne Verherrlichung bleiben, nicht um seinetwillen, sondern um unseretwillen. Denn wenn der Mensch nicht anbetet, dann wird er zum Tier. Die Menschheit darf nicht stumm bleiben vor Gott. Sie muss ihn anbeten, sie muss ihn anerkennen, sie muss ihm danken und ihn preisen, und sie muss ihn auch bitten und anflehen. Nur dann behält sie ihre Würde, nur dann vergisst sie nicht ihr Ziel.

Die Kirche hat die Aufgabe, die Menschen zu heiligen, und sie hat diese Aufgabe erfüllt. Sie hat in ihrem geschichtlichen Dasein Unermessliches für die Heiligung des Menschengeschlechtes geleistet. Sie hat unzählige Menschen zum Glauben geführt, im Glauben erhalten. Sie hat ihnen das Sittengesetz verkündet und sie zur Beobachtung dieses Gesetzes angeleitet. Unzählige Menschen haben dank der Kirche Gott die Ehre gegeben und ihren Mitmenschen zum Heile gewirkt. Unzählige Menschen haben sich an Hand der Kirche aus dem Schlamm der Sünde emporgearbeitet und dank ihrer Hilfe zur Reinheit erhoben. Die Kirche hat unzähligen Menschen Halt gegeben. Ihre Lehre, ihre sittlichen Weisungen haben sie vor Schuld und Sünde bewahrt. Nein, meine lieben Freunde, die Kirche hat ihre

Heiligungsaufgabe allezeit ernst genommen und damit unermesslichen Segen gestiftet. Sie hat auch in unzählige Herzen Trost und Frieden gebracht. Ihre Botschaft von der Liebe hat die Menschen gelehrt, dem Haß zu entsagen, das Evangelium von der Barmherzigkeit hat den Sündern Mut gegeben und hat sie vor Verzweiflung gerettet. Die Verkündigung des ewigen Lebens hat den Leidenden eine unvergängliche Hoffnung gegeben.

Und die Kirche ist bei ihrem Bemühen um Heilung und Heiligung der Menschheit erfolgreich gewesen. Keine Macht der Erde kann eine solche Reihe vollkommener Menschengestalten aufweisen, wie sie die Kirche aufzuweisen hat, eine unendlich lange und ganz einheitlich auf Gott ausgerichtete Reihe von Männern, Frauen, Kindern und Jugendlichen, von allen Berufsgruppen, Menschen aller Völker und aller Lebensverhältnisse. Sie sind unser Vorbild, sie sind uns vorangegangen. Nach ihnen können wir uns richten. Haben sie es gekonnt, warum sollen wir es nicht können? Die Heiligenreihe feiert nicht die außergewöhnlichen Taten, sondern die Heiligenreihe feiert die unscheinbare Tugend, die innerliche Schönheit, die Treue im Kleinen, das Heldentum im Alltag. Das ist es, was die Heiligenreihe uns erkennen lässt. Menschen, nicht Bücher, Gestalten, nicht Gedanken sind es, nach denen wir uns richten dürfen. Sie zeigen uns, was Heiligkeit, was Güte, was Reinheit, was Seelenglück und was letztes Ziel alles Strebens auf Erden ist.

Meine lieben Freunde, wenn jemand so töricht wäre, zu sagen: Ich will euch eine bessere Religion geben als eure christliche, so antworten wir: Sei du uns vorerst ein solches Vorbild an Liebe, an Demut, an Keuschheit, wie Petrus und Paulus es waren. Dann komm und lehre uns deine bessere Religion! Und wir wollen sie mit Dank annehmen. Bis dahin behalten wir die unsere, und ich meine, wir behalten sie für immer.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Gesetz Gottes im Menschen – das Gewissen

22.07.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Bei einem Streit in einem dunklen Raum wurde ein Mann erschlagen. Niemand der Beteiligten wollte den Mord begangen haben. Da fand der Richter einen Ausweg. Er ließ die Männer einzeln kommen und legte sein Ohr an die Brust eines jeden. Das Herz mehrerer der Verdächtigen schlug ruhig, nur das eines einzigen pochte stürmisch. Ernst sah der Richter dem Mann ins Gesicht und sagte zu ihm: „Du bist der Mörder.“ Der Mann brach zusammen und bekannte seine Tat.

In dieser Begebenheit liegt ein tiefer Sinn. Warum hämmerte das Herz des einen, des Schuldigen, so laut? Weil in seinem Herzen eine Stimme rief: Was hast du getan? Du magst dich verstellen, du magst heucheln, du magst lügen, der Frevler bist du doch. Und diese Stimme im Inneren nennen wir das Gewissen. Das Gewissen ist nichts anderes als das Gesetz Gottes, angewendet auf den einzelnen Fall. Wir kennen die Gesetze Gottes, und aus dieser Kenntnis entsteht das Bewusstsein, ob eine Handlung nach Gottes Willen erlaubt oder unerlaubt ist. Der Verstand macht uns aufmerksam auf das Gesetz und auf die Handlung, und er zieht die Schlussfolgerung: Weil Gott das gebietet, ist es Pflicht, ist es erlaubt; weil Gott es verbietet, ist es untersagt, ist es verboten. Das Gewissen ist eine Tätigkeit des Verstandes, aber sie wirkt auch auf den Willen, denn es treibt uns mächtig an, das Gute zu tun und das Böse zu meiden. Die Theologen nennen deswegen das Gewissen „die Stimme Gottes“. Allerdings ist diese Redeweise verfänglich, denn Gott spricht nicht unmittelbar, sondern mittelbar. Eben durch sein Gesetz und durch die Erkenntnis des Gesetzes zeigt er uns, was zu tun oder was zu lassen ist.

Es gibt manche falsche Vorstellungen vom Gewissen. Es gibt Menschen, die stellen das Gewissen gegen das Gesetz. Aber das Gewissen ist kein Gesetz. Das Gewissen macht uns das Gesetz kund. Das Gewissen ist, wenn ich so sprechen darf, kein Sender, sondern ein Empfänger, noch besser die Antenne, mit der wir aufnehmen, was von Gott ausgeht. Das Gewissen ist nun erstens ein Erzieher zur Heiligkeit und zweitens ein Richter unseres täglichen Lebens.

Das Gewissen ist ein Erzieher zur Heiligkeit. Denken wir an den verlorenen Sohn. Er hatte einen guten Vater, der ihn warnte. Doch der leichtfertige Jüngling hörte nicht auf den Rat und zog mit seinem Erbteil in die Fremde, wo ihm niemand Vorwürfe machen konnte. Das Gewissen ist ein Lichtfunke der Vernunft, vermöge dessen wir beurteilen, was wir im Einzelfall zu tun oder zu lassen haben. Es ist eine angezündete Fackel mitten in unserem Herzen, die ihr Licht verbreitet. Es ist auch ein Lehrmeister, der heilsame Ratschläge gibt. Wie schön sagt es Johann Wolfgang von Goethe: „Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich zeigt er an, was zu ergreifen sei und was zu fliehen.“ O wie schön, meine lieben Freunde. Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich zeigt er an, was zu ergreifen sei und was zu fliehen. Das Gewissen ist mit dem Menschsein gegeben. Es gibt keinen Menschen, der kein Gewissen hätte. Der heilige Paulus hat es im Römerbrief deutlich ausgesprochen: „Wenn die Heiden, die das Gesetz (also das alttestamentliche Gesetz) nicht haben, aus natürlichem Antrieb die Forderungen des Gesetzes erfüllen, so sind sie, die das Gesetz (das alttestamentliche Gesetz) nicht haben, sich selbst Gesetz. Sie zeigen damit, dass der Kern des Gesetzes in ihr Herz geschrieben ist. Ihr Gewissen bezeugt es ihnen und die Gedanken, die einander anklagen oder verteidigen.“ Besser kann es niemand sagen als Paulus im Römerbrief. Es gibt keinen Menschen ohne ein Gewissen. Alle Völker kennen das Gewissen.

Ein Missionar hat einmal berichtet, wie ein Indianer zu ihm gekommen ist und ihm erzählt hat, ein Weißer habe ihm Tabak geschenkt. In dem Tabak fand er Geld. Da sagte der Indianer zu dem Prie-

ster: „Die ganze Nacht hat der böse und der gute Mensch in mir gezankt. Jetzt aber hat der gute gesiegt, und ich bringe das Geld zurück.“

Das Gewissen ist ein Keim, eine Anlage. Es muss gebildet werden so wie der Verstand und wie der Wille. Auch das Gewissen muss reifen, muss ausgebildet werden. Es bedarf der Entfaltung. Wir müssen also lernen, Gottes Willen zu erkennen, und wir müssen auch lernen, den Willen Gottes auf die konkrete Situation anzuwenden. Beides ist notwendig: das Gesetz Gottes kennen und die Fähigkeit besitzen, im gegebenen Falle die Schlußfolgerung für unser Handeln zu ziehen. Leider Gottes gibt es nicht wenige Menschen, die das Gewissen durch weltliche Grundsätze zu entkräften suchen. Damit das Gewissen recht gebildet wird, damit es wirklich sich von Gottes Willen leiten lässt, hat Gott eine Einrichtung getroffen, die das Gesetz Gottes vorstellt. Wir nennen sie katholische Kirche. Sie lehrt uns den Willen Gottes kennen. Freilich können auch da Fehler passieren. Ich habe vor mir, meine lieben Freunde, die Ausgabe der so genannten „Würzburger Synode“. Diese Würzburger Synode, die von den deutschen Bischöfen veranstaltet wurde, hat Beschlüsse verabschiedet. In einem dieser Beschlüsse heißt es: „Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass ein katholischer Christ, seinem persönlichen Gewissensspruch folgend, in seiner besonderen Lage Gründe zu erkennen glaubt, die ihm seine Teilnahme am evangelischen Abendmahl innerlich notwendig erscheinen lassen.“ „Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass ein katholischer Christ, seinem persönlichen Gewissensspruch folgend, in seiner besonderen Lage Gründe zu erkennen glaubt, die ihm seine Teilnahme am evangelischen Abendmahl innerlich notwendig erscheinen lassen.“ Das ist ein ganz fataler und ein total falscher Beschluß. Denn ein solches Gewissen, das hier vorgestellt wird, ist ein irriges Gewissen, und es wäre die Aufgabe der Bischöfe, dieses irriige Gewissen zu berichtigen. Dazu sind sie zusammengekommen, nicht um anderen zu bösem Tun ein gutes Gewissen zu machen. Und dieser Beschluß hat Folgen gehabt. Auf dem Evangelischen Kirchentag in Hannover nahm Herr Kohl, seinerzeit Bundeskanzler, das evangelische Abendmahl und berief sich auf die Würzburger Synode.

Wer das Gewissen nach persönlichen Begierden, Wünschen, Vorteilen bildet, der erzieht sich ein falsches Gewissen. Und auch das falsche Gewissen enthebt nicht der Schuld. Die Schuld liegt dann eben vorher, nämlich bei der Bildung dieses falschen Gewissens, nicht unmittelbar bei der Tat, die er mit falschem Gewissen dann guten Gewissens tut. Nein, wir müssen das Gewissen bilden durch Lehre, durch Predigt, durch Lesungen. Wir müssen auf das Wort Gottes, vorgetragen durch seine Stellvertreter auf Erden, hören und uns danach richten. Selig derjenige, der wie der heilige Paulus sprechen kann: „Bis auf den heutigen Tag bin ich mit durchaus gutem Gewissen vor Gott gewandelt.“ Das Gewissen kann auch nicht sterben. Es kann höchstens einem Scheintod verfallen, aber sterben kann es nicht. Das schlimmste und schändlichste Gummifabrikat unserer Zeit ist das Gummigewissen, das immer nach seinem eigenen Belieben das Urteil zu bilden bemüht ist. Nein, das Gewissen ist ein Erzieher zur Heiligkeit.

Es ist zweitens ein Richter unseres täglichen Lebens. Je nachdem, ob das Gewissen frei spricht oder lobt oder anklagt oder tadelt, je nachdem wird es zum lohnenden oder zum strafenden Richter. Das Gewissen ist ein lohnender Richter, wenn wir das Gute, wenn wir das Rechte, wenn wir das, was Gott will, getan haben. Das gute Gewissen beglückt. „Es gibt keine süßere, keine angenehmere Erinnerung als das Bewusstsein guter Taten“, schreibt der Heide Cicero. Trefflich sagt der Volksmund: „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhkissen.“ Und in dem Buch von der Nachfolge Christi steht das schöne Wort: „Habe ein gutes Gewissen, und du wirst immer Freude haben. Ein gutes Gewissen kann viel ertragen und selbst im Missgeschick heiter sein. Sanft wirst du ruhen, wenn dein Herz dich nicht anklagt. Zufriedenheit und Genügsamkeit sind der Anteil eines Menschen, der ein gutes Gewissen hat.“ Wahrhaftig, glücklich ist der Mensch, den sein Gewissen nicht anklagt. Was tröstete den Dulder Job in seinem Elend und in seinem Unglück? Das gute Gewissen. Was tröstete Petrus, als er im Kerker war? Das gute Gewissen. Dagegen, sobald Böses geschehen ist, versieht das Gewissen statt des Amtes eines lohnenden Richters das Amt eines strafenden Richters. Der geheime Richterstuhl im Herzen meldet sich. Ein menschlicher Richter lässt sich manchmal bestechen oder urteilt falsch, aber das recht gebildete Gewissen urteilt immer richtig, lässt sich weder verbergen noch zum Schweigen bringen. So ist das böse Gewissen ein großer Quäler. Es lässt dem Täter keine Ruhe. Es ist ein nagender Wurm, der nicht stirbt, wie die Heilige Schrift sagt, ein nagender Wurm, der nicht stirbt. Vom

Gewissen gefoltert versteckten sich die Stammeltern vor Gott. Vom Gewissen gefoltert irrte Kain nach dem Brudermord umher. Vom Gewissen gefoltert nahm Judas einen Strick und erhängte sich. Der Gottlose flieht, obwohl ihn niemand verfolgt. Unter allen Trübsalen gibt es kein größeres Leid als das eines bösen Gewissens. Es lässt dem Menschen keine Ruhe. Sie kennen alle aus der Geschichte den König Theoderich von Italien, der in Ravenna seine Residenz hatte. Theoderich war ein grausamer Herrscher. Als man ihm eines Tages zum Mahle einen Fisch auf den Tisch brachte, da wurde er vor Schrecken fast ohnmächtig. Warum? Weil er in seiner Unruhe in dem Fisch das Haupt seines ermordeten Gegners Symmachus zu erkennen glaubte. Ähnlich ging es dem König Heinrich VIII. von England. Auf seinem Sterbebett meinte er, die Umstehenden wären lauter Mönche, nämlich diejenigen Mönche, die er hatte grausam ermorden lassen. Das böse Gewissen ist ein großer Quäler. Es ist auch ein heimlicher Quäler; denn gegen das Gewissen ist jede Auflehnung Ohnmacht, jede Verteidigung Anklage, jede Empörung Niederlage. Während der Mensch lacht, blutet sein Herz. Das Gewissen ist eine unsichtbare Macht, die ihn ergreift, und flöhe er ins weiteste Land, eine unbezwingbare Allgewalt lässt ihm keine Ruhe. Es ist ein beständiger Quäler. Es wird erst dann still werden, wenn er sich von der Last seiner Schuld befreit hat.

Ein Künstler hat einmal das böse Gewissen mit einem Pferd verglichen, das von Hornissen verfolgt wird. Es rast dahin, aber die Hornissen lassen nicht von ihm ab. Das Rennen ist umsonst. Der Mensch, den sein Gewissen quält, mag fliehen, so hastig er kann, er mag sich verbergen, wo immer er will, den Gewissensbissen entkommt er nicht.

Und so sollen wir, meine lieben Freunde, gewissenhafte Menschen werden. Ich bin manchmal ganz berührt und beschämt, wenn ich im Beichtstuhl Menschen erlebe, die viele, viele Taten aufzählen, die sie wirklich oder angeblich begangen haben. Ich bin überzeugt, dass ihr so zartes Gewissen sie zu dieser großen und großartigen Gewissenserforschung treibt. Ja, wir sollen ein zartes Gewissen haben, das auch bei geringen Anschlägen des Bösen sich meldet. Wir wollen Gewissenserforschung betreiben, jeden Abend das Gewissen erforschen und vor jeder Beichte gründlich das Gewissen erforschen, damit wir Reue erwecken und unsere Sünden aufrichtig bekennen können. Ja, so wollen wir sagen: Herr, du hast den Schlüssel zu meinem Herzen. Schließ es auf, damit ich dein Gesetz verstehe. Lehre mich auf dem Wege deiner Gebote zu wandeln.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der menschliche Misserfolg der Heilsbotschaft

29.7.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Heiland sitzt an den Halden von Jerusalem und weint. Es ist keine rührselige Angelegenheit, wenn der Herr über das unbußfertige Jerusalem Tränen vergießt. Es ist ein Starker, der weint, einer, dem der Wind und die Wellen gehorchen, einer, der die Toten aus dem Totenreich zurückruft. Er weint und gesteht damit seinen Misserfolg. An einer anderen Stelle sagt er von diesem Jerusalem: „Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt, du aber hast nicht gewollt.“ Jerusalem hat sich nicht bekehrt trotz der Weisheitsrede des Herrn, trotz der Wunder, die er gewirkt hat. Die frommen Pharisäer, die gescheiterten Schriftgelehrten, die mächtigen Sadduzäer, sie haben sich nicht bekehrt, sie haben sich vielmehr fast geschlossen gegen ihn gestellt, wie auch die Mehrheit der kleinen Leute. Christus hat Kapharnaum, seinen Lieblingsort, nicht bekehrt, und er hat Nazareth, seine Heimatstadt, nicht bekehrt. Der Misserfolg ist sein Reisebegleiter von Galiläa bis Jerusalem. „Wie oft habe ich gewollt – ihr aber habt nicht gewollt!“

In einem Gleichnis hat der Herr das Verhalten der Menschen geschildert, die zu einem Gastmahl geladen waren. Sie hatten lauter Ausreden. Der eine hatte ein paar Joch Ochsen gekauft, die wollte er ausprobieren, der andere hatte einen Acker erworben, den wollte er ansehen, wieder ein anderer hatte sich verheiratet und konnte deswegen nicht kommen. Ausflüchte, um dem großen Gastmahl zu entgehen, das der Herr bereitet. Auch seine Jünger haben ihn enttäuscht. Nicht nur dass einer ihn verraten und ein anderer ihn verleugnet hat, nein, es gab auch solche, die jeden Verkehr mit ihm abgebrochen haben, als er ihnen das eucharistische Geheimnis predigte. Sie gingen nicht mehr mit ihm, „denn diese Rede ist hart. Wer kann sie hören?“ So hat sich im Leben des Herrn eben das zugetragen, was wir am Karfreitag in den Klageliedern immer wieder vorgetragen bekommen: „Was hätte ich noch mehr tun sollen und habe es nicht getan? Ich habe dich gepflanzt als meinen Weinberg, alle Schönheit und alle Herrlichkeit war in dir, und doch bist du bitter mit mir geworden. Mit Essig hast du mich getränkt, und die Lanze hast du in mein Herz gestoßen.“

Hier tut sich ein Geheimnis auf, ein Geheimnis, das wie ein Abgrund ist, nämlich: Der Sohn Gottes will, der angesprochene Mensch will nicht. Und der Mensch siegt, wenigstens vorläufig. Gott sendet seinen eingeborenen Sohn, dass er die Menschen zur Umkehr ruft, aber sie lassen sich nicht zur Umkehr rufen. Die Botschaft des Herrn rührt sie nicht, die an sie gerichtet ist. Sie hören nicht auf die Wahrheit. Und Gott lässt es geschehen. Er hat Respekt vor der Freiheit des Menschen. Er zwingt ihn nicht von außen, und er überwältigt ihn nicht von innen. Der Respekt Gottes vor der Freiheit des Menschengeschlechtes ist so groß, dass er geschehen lässt, wenigstens bis zu einer gewissen Zeit, wenn die Menschen ihm, dem Herrn, den Krieg erklären, wenn sie die Religion abschaffen, wenn sie seine Boten töten. Kein Religionsstifter, meine Freunde, nicht Mohammed, nicht Buddha, nicht Moses, kein Religionsstifter hat am Ende seines Lebens soviel Misserfolg aufweisen müssen wie unser Heiland Jesus Christus. Vor dem gänzlichen Fiasko, vor dem Vergessenwerden hat ihn, menschlich gesehen, nur seine Auferstehung gerettet. Dann freilich gab es einen Siegeszug des Evangeliums. Er hat die griechischen Weltweisen bezwungen, er hat die römischen Herrscher bezwungen, der hat die slawischen und germanischen Fürsten bezwungen. Millionen und Abermillionen haben sich der Religion des Herrn zugewandt. Wir sprechen heute von einer Milliarde katholischer Christen. Dazu gibt es ja noch viele hunderte Millionen Christen anderer Art. Doch Vorsicht! Wenn wir näher hinschauen, kommen uns schwere Gedanken. Als ob alle, die den Namen Christi tragen, auch seiner Botschaft

folgen würden; als ob alle, die da auf ihn getauft sind, auch von ihm gerettet werden. Und darüber dürfen wir nicht vergessen die Milliarden Ungetaufter, die diese Erde bevölkern.

Misserfolg haben auch seine Glaubensboten gehabt. Als Paulus in Korinth predigte, da wird berichtet, als er von der Auferstehung der Toten sprach, da verspotteten sie ihn und gingen weg. Andere sagten: „Wir wollen dich ein anderes Mal darüber hören.“ Und in Cäsarea sprach er vor dem Landpfleger Felix. Aber als er redete von der Gerechtigkeit, von der Enthaltbarkeit und vom Letzten Gericht, da erschrak Felix und sagte: „Für diesmal magst du gehen. Zu einer gelegenen Zeit will ich dich rufen.“ China und Indien, diese Milliarden Menschen, sind kaum vom Christentum berührt. In Vorderasien und Afrika gab es einmal eine Blüte des Christentums, Hunderte von Bischofssitzen. Bis der Halbmond das Kreuz zertrümmert hat. Und wie steht es im christlichen Abendland? Vom Ural über Paris bis San Francisco steht das Christentum weithin im Zeichen des Abfalls. Der Misserfolg gähnt uns heute an. Christus, der den Erfolg vorausgesagt hat, hat auch den Misserfolg gesehen und am Ende den Triumph des Antichristen.

Woher dieser Misserfolg? Wir machen es uns einfach, wenn wir sagen: Es liegt an unserer Schwachheit, unserer Unzulänglichkeit, unserer Trägheit. Ja, wir sind schwach, wir sind unzulänglich, wie sind träge! Wir haben noch lange nicht vollbracht, was wir hätten vollbringen sollen. Wir müssen uns anklagen, dass wir unnütze Knechte sind, gewiß. Aber das alles erklärt nicht den Misserfolg. Denn es gibt auch die Heiligen, die Misserfolg hatten, und Christus war kein Versager, und er hat Misserfolg gehabt. Ja, so hört man manchmal: Wenn alle Kirchenbesucher ganze Christen wären, dann würden wir die Welt im Fluge für Christus erobern. Gebt uns tausend für Christus Glühende, und wir heben das Land aus den Angeln. Welche Sprache, meine Freunde, welche Sprache! Diese tausend Glühenden sind schon da, in der Gestalt frommer Priester, eifriger Laien, starkmütiger Politiker und opfervoller Kranker. Diese tausend Glühenden sind schon da, aber vielleicht werden sie morgen tausend Martyrer sein und tausend Landesverwiesene und tausend Gefangene. Tausende dieser Glühenden sind in den Arbeitslagern gestorben. Auch die Heiligen hatten mehr Misserfolge als Erfolge. Gewiß, wir sind oft Versager, aber bei Christus ist kein Versagen und war dennoch Misserfolg. Es gibt auch heute einen christlichen Misserfolg, der nicht das Versagen der Kirche zum Vater hat. Gott hat auch heute Respekt vor der Freiheit der Böswilligen. Und so gibt es auch heute noch das Mysterium des Misserfolgs. Die Menschen verstopfen ihre Ohren, um nicht zu hören; sie schließen ihre Augen, um nicht zu sehen; sie verhärten ihre Herzen, um die Gnade nicht aufnehmen zu müssen. Sie gehen auch heute wieder ihren Geschäften und ihren Vergnügungen nach, statt sich zu bekehren und Gott die Ehre zu geben.

Jeder Priester, jeder katholische Laie, jeder Vater, jede Mutter wissen um den Misserfolg. Sie haben gelehrt und erzogen, sie haben gemahnt und gewarnt, und doch war wirklich oder scheinbar alles vergeblich. Der Misserfolg droht den Eifer zu lähmen und das Selbstbewusstsein des Glaubenskünders zu erdrücken. Arbeiten ohne Erfolg, Säen ohne Ernten, das ist bitter zu ertragen. Der Misserfolg kann schlimme Folgen nach sich ziehen. Seelsorger können müde werden und ihre Arbeit auf ein Minimum einschränken. Sie können sagen: Es hat ja doch keinen Zweck, alle Mühe ist umsonst, wir erreichen nichts. Und so gibt es Priester, die nur das Allernotwendigste tun. Ich mache mich nicht kaputt für eine aussichtslose Sache, so sagen sie. Ich habe einmal gehört, wie ein Priester mir sagte: „Mir kommt es vor, als ob ich mit Erbsen gegen eine Wand würfe.“ Die Seelsorger können sich wegen des Misserfolgs harmlosen, doch scheinbar mehr befriedigenden Tätigkeiten zuwenden. Manche ergeben sich der Literatur, verfassen vielleicht selbst kleine Schriften, kurz: suchen ihre Befriedigung in Liebhabereien. Wer sich umschaute unter den Priestern, der weiß, dass es solche Fälle gibt. Die Seelsorger können sich auch anderen Tätigkeiten zuwenden. Manche gehen in die Politik. Sie meinen dort schnelle und sichtbare Erfolge erringen zu können. Indem die sozialen Verhältnisse verändert werden, scheint etwas erreicht zu werden. So erklärt es sich, dass in Südamerika Priester zu den Sandinisten gestoßen sind und sich einen Tarnanzug angezogen haben, um bei den Rebellen mitzumachen. So ergibt sich auch die Flucht des Stadtdekan von Wiesbaden aus der Seelsorge in die Politik. Die Seelsorger können versucht sein, Ersatz für die angebliche oder wirkliche Erfolglosigkeit ihrer Arbeit zu suchen in Fahrten und Reisen, in künstlerischen oder kulinarischen Genüssen. Es ist kein Zweifel, dass es so etwas gibt. Das alles sind Auswege, Abwege und Irrwege.

Der Misserfolg, der uns begleitet, der jeden begleitet, darf uns zwar traurig, aber nicht verzweifelt machen. Gott will unsere Arbeit, unseren Eifer und unser Gebet. Das allein muss genügen. Ob wir ernten dürfen, oder ob ein anderer ernten darf, das ist Gott anheimgegeben. Wer für Gott arbeitet, der muss etwas von der Langmut Gottes haben. Christus hat im Gleichnis verboten, das Unkraut mit dem Weizen auszureißen. Nur wer den Misserfolg ertragen kann, der ist ein geduldiger und beharrlicher Arbeiter im Reiche Christi.

Es ist aber auch noch eine andere Überlegung notwendig, nämlich: Manche Misserfolge sind nur scheinbar. Es gibt einen verborgenen Erfolg, und auf den dürfen wir hoffen, um den dürfen wir beten. Gott möge uns zwar den Erfolg verbergen, aber er möge wirken, was er in den Seelen wirken kann. Der Erfolg kirchlicher Arbeit ist schwer messbar. Wer kann genau angeben, in welcher inneren Haltung die Besucher der heiligen Messe den Gottesdienst mitfeiern? Wer kann in das Herz eines Büßers schauen, der seine Sündenlitanei dem Priester bekennt? Wer kann die Wirkung eines Hausbesuches, einer Predigt ermessen? Man muss Geduld haben, man muss warten können. Der Same geht manchmal spät, manchmal sehr spät auf. Der Herr hat uns ja das Gleichnis vom Sämann hinterlassen. Drei Viertel des Samens geht verloren. Das eine fällt auf den Weg, die Vögel kommen und picken es aus. Anderes fällt auf felsigen Grund, aber es hat keine Feuchtigkeit, es geht auf und verdorrt. Der dritte Teil fällt unter die Dornen. Die Dornen wachsen auf und ersticken es. Nur der vierte Teil des Samens fällt auf guten Boden, und er geht auf und bringt Frucht.

So, meine lieben Freunde, mag unsere Arbeit in der Erziehung, in der Seelsorge, in der Verkündigung scheinbar erfolglos sein. Sie ist aber niemals sinnlos. Für Gott arbeiten hat immer Sinn! Und wir arbeiten für Gott und nicht für unsere eigene Befriedigung. Gott ist immer der letzte Sieger. Vor Gott hat jede Messe einen unendlichen Wert, auch wenn sie nur wenige Gläubige anzieht. Ich habe in der damaligen Deutschen Demokratischen Republik Gottesdienste vor drei und vier Gläubigen gehalten, Sonntagsmessen vor drei und vier Gläubigen. Ich hatte an einer Station einen einzigen Jungen, dem ich Religionsunterricht gab, einen einzigen. Vor Gott ist jede Arbeit schätzenswert, jede Predigt kostbar, auch wenn sie die Herzen der Zuhörer nicht umwandelt. Jeder Hausbesuch hat seinen Sinn, auch wenn der Empfang abweisend ist. Jedes Mahnwort der Eltern fällt auf einen Boden, in dem Gott etwas wachsen lassen kann. Gott vermag zu retten, auch ohne uns.

Menschliche Verblendung kann schreckliche Katastrophen auslösen, aber sie kann den Sieg Gottes nicht zunichte machen. Freilich, dieser Sieg steht erst am Ende, aber er kommt so sicher, wie auf die Nacht der Tag folgt. Auch jetzt schon redet Gott, handelt Gott, richtet Gott. Wer Ohren hat, zu hören, der hört den Gang Gottes in der Geschichte. Christi Mißerfolg bedeutet Jerusalems Ende. Wir haben es eben im Evangelium gehört. Die Feinde werden über das unbußfertige Jerusalem herfallen und es zerstören. Christus weint 40 Jahre vorher in menschlicher Anteilnahme über diese unbußfertige Stadt. Meine Freunde, die Liebe verzeiht alles mit einer einzigen Ausnahme, und das ist: nicht wiedergeliebt zu werden. Je größer der Erfolg des Antichristen, desto näher das Erscheinen Christi. Darauf warten wir, darauf harren wir, darauf hoffen wir. Wir trauern über den Misserfolg, aber wir verzweifeln nicht. Wir weinen, aber wir geben nicht auf. Die Tränen, die ehrlich über den Misserfolg geweint werden, werden Perlen im neuen Jerusalem sein.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott anbeten – oder den Götzen dienen

05.08.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Tempel der Heiden sind zerfallen. Ob wir nach Rom kommen oder nach Athen oder nach Kairo: die Tempel gehören der Vergangenheit an. Die Götter sind tot. Ihre Bilder und Statuen interessieren uns höchstens noch wegen der Kunst, wegen der Kraft des Geistes, der in ihnen Ausdruck gefunden hat. Denn die Götter wurden aus den Mythen der Vorzeit geboren; sie sind Ausdruck des menschlichen Sehns. Sie sind das Bild einer Religion von unten, nämlich aus dem Herzen der Menschen geboren, aus der Sehnsucht nach dem Numinosen. Die Götter sind von Menschen geschaffen, und sie geben deswegen auch nur Menschliches wieder. Wenn sie auch einmal von den Menschen verehrt wurden, zur Zeit der Apostel war der Kult der Götter längst entartet. In geistiger Ratlosigkeit und in moralischer Fäulnis waren die Menschen versunken. Die Götter waren zu Götzen geworden, zu Dämonen, zu Verführern des Bösen. Paulus nennt sie in der heutigen Epistel „stumme Götzen“. Stumm deswegen, weil sie keine Antwort geben können auf die Fragen der Menschen, weil sie zwar Augen haben, aber nicht sehen, Ohren haben, aber nicht hören, Hände haben, aber nicht tasten. Die Götter sind stumme Götzen, und die ganze Tragik des verlorenen Menschen drückt sich in diesem Worte aus. Der Mensch, der sich an sie wendet, bleibt ohne Antwort. Die Bitten und Flehen, die an sie gerichtet werden, finden keine Erhörung. Die Tempel waren, wie wir wissen, zur Zeit der Apostel schon Höhlen des Lasters und des Verderbens geworden.

Wie ein reinigendes Gewitter ist in diese Welt der Götter die Botschaft vom lebendigen Gott eingedrungen. Der unsichtbare, erhabene Gott hat sich bezeugt durch Machttaten, durch Charismen, und es gibt wohl kaum eine Gemeinde der alten Kirche, die so reich an Gnadengaben war wie die korinthische. Und es muss das wohl nötig gewesen sein, um sie von den stummen Götzen loszulösen und zum wahren Gott zu führen. Nur durch die Macht der Charismen, die der lebendige Gott erweckte, konnte die Lösung aus dem Bann der Götzen gelingen.

Die Götzen sind vergangen, die Tempel sind zerstört. Die Fragen, die die junge Christenheit bewegten, scheinen erledigt zu sein. Aber doch, meine lieben Freunde, erliegen wir da nicht einer Täuschung? Ist es nicht so, dass wir in der Gefahr sind, neue stumme Götzen zu schaffen? Jede Zeit schafft sich selbst ihre Götzen, und ich meine, auch die Götzen von heute sind da. Und selbst, wenn wir die Menschen fragen, welches ihre Götzen sind, und sie darauf antworten: Wir haben keine Götzen, so liegen doch Millionen von ihnen auf den Knien vor diesen Götzen. Wieso und warum? Die Antwort lautet: Wer einen Gegenstand so verehrt, wie man nur Gott verehren darf, ist ein Götzendiener. Ich sage noch einmal: Wer einen Gegenstand außerhalb Gottes verehrt, wie man nur Gott verehren darf, ist ein Götzendiener. Wessen ganzes Sinnen und Trachten auf einen irdischen Gegenstand geht, der treibt Götzendienst. Auch die gänzliche Hingabe an ein Geschöpf ist Götzendienst. Wer immer ein Geschöpf so verehrt, wie man nur Gott verehren darf, ist ein Götzendiener.

Also, wir brauchen nur in unser Inneres zu schauen, auf das, was wir ersehnen und verehren und wünschen, da können wir erkennen, ob wir zu den Götzendienern gehören. Der Gott des Geizigen ist das Geld. Der Gott des Hoffärtigen ist die Ehre. Der Gott des Unmäßigen ist der Bauch. Der Gott des Unsittlichen ist der Körper. Habsucht, Hochmut und Wollust, das ist der dreieinige Gott des Weltmenschen. Aber auch scheinbar weniger harmlose Dinge können zum Götzen werden, z.B. die Bequemlichkeit. Wer bei allem nur fragt: Was dient meiner Bequemlichkeit?, der erhebt die Bequemlichkeit zu seinem Götzen. Auch die Gesundheit kann zum Götzen werden. Selbstverständlich sollen

wir dafür sorgen, dass wir Krankheiten meiden, dass wir gesund bleiben, aber die übertriebene Sorge für die Gesundheit, die keine andere gelten lässt, die macht die Gesundheit zum Götzen.

„Die Formen des Götzendienstes sind verschieden“, hat einmal der heilige Johannes Chrysostomus gesagt. „Der eine erklärt den Mammon für seinen Götzen, der andere den Bauch, der dritte eine noch schlimmere Leidenschaft. Du sagst: Ich bringe doch keine Schlachtopfer dar. O, du tust noch viel Schlimmeres, du schlachtest deine eigene Seele. Du sagst, du beugst deine Knie nicht vor den Götzen zur Anbetung. Ha, du erniedrigst dich noch viel tiefer und tust alles, was die Tyrannen Bauch, Welt und Sinnlichkeit befehlen.“ Man kann auch Menschen wie einen Götzen verehren, einen Mann, eine Frau. Ich werde nie vergessen, als der Ehemann der Geigerin Anne-Sophie Mutter starb, da ließ sie eine Annonce in die Frankfurter Allgemeine Zeitung setzen, und die lautete: „Ich denke an meinen angebeteten Mann.“ „Ich denke an meinen angebeteten Mann.“ Kann man einen Mann anbeten? Ja, das kann man. Für manche ist Elvis Presley eine Art Gott, eine Art Ersatzgott. Wie die Verrückten toben sie, wenn seine Gestalt erscheint, heute ja nicht mehr als Lebendiger, aber auf den Bildschirmen. Eine weitere Form des Götzendienstes ist die Selbstanbetung. Wer sich selbst so verehrt, wie man nur Gott verehren kann, der ist ein Götzendiener, und das ist eine sehr verbreitete Form des Götzendienstes. Dem Ich dienen, der Egoismus, das ist Götzendienst. Diesem Egoismus alles andere unterordnen, Beruf, Pflicht, Angehörige, Anvertraute, das ist Götzendienst. Der herzloseste Götzendienst ist der Egoismus.

Nein, meine lieben Freunde, wir dürfen Gott nicht über irdische Werte setzen. Wir dürfen Gott nicht hinter irdischen Werten zurücksetzen. Jeder, der eine Sünde tut, setzt aber Gott hinter andere Werte zurück, denn die Sünde ist ja definitionsmäßig das Hintansetzen Gottes gegen einen irdischen Wert. Also ist jeder Sünder, jeder schwere Sünder jedenfalls, ein Götzendiener. Er setzt den Gegenstand seiner Sünde über den wahren Gott.

Haben wir das nicht auch schon in unserem Leben getan? Haben wir nicht, wie wir mit tiefer Scham bekennen müssen, Gott hinter irdische Dinge zurückgesetzt? Und doch ermahnt uns jede Seite der Heiligen Schrift, den Götzendienst zu beenden, den Götzendienst der Sünde zu beenden. „Ertötet das irdische Gelüste eurer Glieder“, mahnt der Apostel Paulus: „Unzucht, Unkeuschheit, Leidenschaft, böses Begehren, Habsucht, die ja Götzendienst ist. Um solcher Dinge willen kommt der Zorn Gottes über die Kinder des Ungehorsams.“ An einer anderen Stelle mahnt er: „Zieht nicht an einem Joch mit den Ungläubigen! Denn welche Gemeinschaft hat die Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit? Oder wie kann sich Licht zur Finsternis gesellen? Wie stimmt Christus mit Beliar überein? Oder was hat der Gläubige mit dem Ungläubigen zu tun? Wie verträgt sich der Tempel Gottes mit Götzen?“

Gott ist ein eifersüchtiger Gott. Er teilt seine Herrlichkeit und seine Verehrung nicht mit Götzen. Wir versuchen aber oft, eine Teilung vorzunehmen zwischen dem wahren Gott und unseren Götzen. Man nennt das religiöse Halbheit. Nicht Gott und die Götter, sondern Gott allein. Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird dem einen anhängen und den anderen verachten. Den Dienst in der Gefolgschaft zweier Herren nennt man religiöse Halbheit. Solche Rückversicherer gab es schon im alten Israel. Die Juden kannten ihren Gott Jahwe, aber sie liefen auch zu anderen Göttern. Ein bekanntes Beispiel ist der Dienst an dem Gott Baal. Elias, der als einziger Prophet das wahren Gottes übriggeblieben war, forderte die vierhundert Baal-Priester zu einem Wettstreit auf. Derjenige Gott, der ein Opfer, das sie bereiten, im Feuer verzehren würde, das ist der wahre Gott. Und sie schlachteten einen Stier und brachten ihn auf den Altar. Dann tanzten sie um den Altar und riefen zu ihrem Gott. Aber der rührte sich nicht. Da fing Elias an, sie zu verspotten. „Ruft lauter“, sagte er, „ruft lauter! Vielleicht schläft euer Gott.“ Er selbst aber brachte dann ein Opfertier dar, und Feuer vom Himmel kam und verzehrte das Opfer. Der wahre Gott hatte sich als mächtiger erwiesen denn die stummen Götzen. „Wie lange“, so fragt er das israelitische Volk, „wollt ihr nach beiden Seiten hinken?“

Auch wir sind in Gefahr, diese schlimme Gewohnheit anzunehmen, dass wir Gott und den Götzen zu dienen versuchen. Das Buch von der Nachfolge Christi drückt es auf seine Weise aus, wenn es schreibt: „Siehe, du kannst nun einmal nicht doppelte Freude haben, hier auf Erden dich ergötzen und drüben mit Christus herrschen.“ Wahrhaftig, so ist es. Du kannst nun einmal nicht doppelte Freude haben, hier auf Erden dich ergötzen und drüben mit Christus herrschen. Wir dürfen nur Gott

allein anbeten, meine lieben Freunde, denn er allein ist der höchste Herr Himmels und der Erde. Christus hat den Teufel abgewiesen, als er ihn versuchte: „Es steht geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott allein anbeten und ihm allein dienen!“ Meiden wir also alles, was als Konkurrenz zu Gott erscheinen könnte! Tun wir alles, was wir als wahre Verehrer des lebendigen Gottes tun müssen!

„O Gott“, so wollen wir beten, „lehre mich alles Dinge so gebrauchen, wie du es willst, damit ich nicht durch übertriebene Sorge für das Irdische zum Götzendiener werde.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über die Taubheit des Herzens für Gott

12.08.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Taubheit des Gehörs ist eine schlimme Krankheit. Denken wir nur an den großen Komponisten Ludwig van Beethoven, der taub geworden ist und seine eigene Musik nicht mehr hören konnte. Aber noch schlimmer als die Taubheit des Körpers ist die Taubheit des Herzens, also die Abschließung gegenüber dem Willen Gottes, die Entfernung von den Geboten Gottes, die Aufgabe der Aufgeschlossenheit für Gottes Willen, der Verlust der Bereitschaft des Herzens, auf Gott zu hören, die Herzenshärte, die Verstocktheit. Die Unbußfertigkeit, die Verstocktheit ist die gefährlichste Sünde, die es gibt. Es ist die einzige Sünde, die nicht vergeben wird, solange sie anhält. Wer sich nicht bekehren will, dem kann selbst Gott nicht helfen. Hier kommt selbst Gott an eine Grenze, und von diesen Menschen, die taub geworden sind, gilt das Wort: „Sie haben Ohren und hören nicht.“

Die religiöse Taubheit fängt mit scheinbar harmlosen Dingen an: ein unterlassenes Gebet, eine versäumte Sonntagsmesse, eine aufgeschobene Beicht. Allmählich werden die Versäumnisse größer und zahlreicher, und am Schluß steht die völlige Taubheit für Gott. Wer Geringfügiges nicht wichtig nimmt, der stumpft sein Gewissen ab. Am Schluß ist das Gewissen begraben unter dem Schutt von überhörten Anrufen Gottes.

In meiner Kaplanszeit hatte ich ein großes Krankenhaus zu betreuen. Ich lernte auch den Internisten kennen, ein Rheinländer, katholisch, aber protestantisch verheiratet, die Kinder protestantisch. Er mied jeden Kontakt mit dem Priester, wozu ja Gelegenheit bestand, denn ich ging ja jede Woche in dieses Krankenhaus. Er wollte nichts mit dem Priester zu tun haben; er floh den Geistlichen, bis es zu spät war. Er war so stumpf geworden wie ein Stein, taub für den Gnadenruf Gottes, restlos und unabänderlich taub. So sind leider viele Menschen. Sie sind taub geworden für den Anruf Gottes. Aber manche, vielleicht sogar viele dieser Taube drehen den Spieß um. Sie sagen: Wir möchten schon hören, aber Gott redet nicht, Gott ist stumm geworden, es hat ihm die Sprache verschlagen. Die Menschen sind ihm gleichsam über den Kopf gewachsen. Die Herrschaft über die Welt ist ihm entglitten, und so zieht er es vor, zu schweigen, ein Schweigen der Ohnmacht, vielleicht sogar der Nichtexistenz. Darauf reden sich die Tauben heraus. Sie möchten hören, aber Gott redet nicht.

Ist das wahr, meine lieben Freunde? Ist Gott wirklich verstummt? Spricht er nicht? Ich behaupte: Das ist nicht wahr. Gott redet, und der Mensch hat die Fähigkeit, seine Rede zu vernehmen. Gott redet in der Natur, er redet in der Geschichte und er redet im Einzelmenschen.

Gott redet in der Natur, denn er ist ja der Herr der Natur. Er ist der Schöpfer, er ist der Erhalter der Natur. Er hat die Naturgesetze gegeben. Und wer die Natur beobachtet und ihre Erscheinungen zu deuten weiß, der hört in ihr die Stimme Gottes. Sogar die Heilige Schrift bezeugt, dass Gottes Wort in der Natur vernehmbar ist. In Psalm 104 heißt es: „Du machst dir die Winde zu Boten und lodernde Feuer zu deinen Dienern.“ Du machst dir die Winde zu Boten und lodernde Feuer zu deinen Dienern. Als Kinder wurden wir belehrt, die Stimme Gottes im Gewitter zu hören. Als wir dann in der Physikstunde lernten, dass Gewitter elektrische Entladungen sind, lächelten wir über diese Meinung. Aber heute, wo wir tiefere Einsichten gewonnen haben, wissen wir, dass Gewitter, Wind und Regen und Stürme die Stimme Gottes sind. Die Trockenheit und die Überflutungen sind Weisen, in denen Gott zu den Menschen spricht. Er ist der Schöpfer der Natur und der Schöpfer der Naturgesetze. Wenn immer der Mensch die Naturgesetze übertritt, wenden sich diese Naturgesetze gegen den Menschen. Das ist die Sprache Gottes. Der Rückschlag der Naturgesetze auf den Missbrauch, das ist die Sprache Gottes. Die Natur wehrt sich gegen den Missbrauch, den der Mensch mit ihnen treibt. Klimawandel

und Erderwärmung, Tornados und Tsunamis sind die Sprache Gottes. Sie fragen nämlich die Menschen: Was habt ihr mit eurer Erde, mit meiner Erde gemacht? Wie seid ihr mit dem umgegangen, was ich, euer Schöpfer, euch anvertraut habe?

Gott spricht in der Natur. Der Mensch holzt die Wälder ab, die Erosion setzt ein, fruchtbares Land wird weggeschwemmt, kahle Hügel und wüstenähnliche Landschaften bleiben zurück. Das ist die Sprache Gottes. Wenn immer der Mensch seine Gesetze nicht beachtet, dann steht die Natur gegen den Menschen auf und entzieht ihm ihren Dienst. Die Tauben hören diese Sprache nicht. Wenn sie von einem Erdbeben hören, dann vertrauen sie der oberflächlichen Weisheit der Seismographen. Sie hören nicht die Sprache Gottes in den Naturkatastrophen. Die Frommen, die Gläubigen vernehmen diese Sprache.

Jahrzehntelang hat hier in dieser Kirche eine fromme Frau gesessen, und sie hat mir mehrmals gesagt, wenn lange Zeit kein Regen gefallen war: „Wir sind es nicht wert.“ Die Frau hat die Trockenheit als die Sprache Gottes verstanden. „Wir sind es nicht wert“, sagte sie, dass Gott Regen fallen lässt. Wir sind unwürdig, weil wir nicht genügend bitten und nicht genügend danken. Wahrhaftig, diese Frau hatte die Sprache Gottes in der Natur verstanden. Wir sind es nicht wert!

Gott redet in der Natur; er redet auch in der Geschichte. In den Geschehnissen und Ereignissen, in den Siegen und in den Niederlagen der Geschichte spricht Gott. Als ich ein Knabe war, las ich ein Buch mit dem Titel: „Und Gott schweigt“. Das Buch bezog sich auf die Sowjetunion und auf die dort geschehenden Greuel. Damals, 1937, fingen ja die Schauprozesse an, in deren Verlauf, Tausende, Hunderttausende hingerichtet, ermordet, verschleppt und deportiert wurden. Und Gott schweigt! So nannte der Autor sein Buch. Gemeint war, Gott hindert die Greuelthaten der Bolschewisten nicht. Er greift nicht ein, er gebietet ihnen nicht Einhalt. Und Gott schweigt! Ist das wahr, meine lieben Freunde? Hat Gott geschwiegen zu den Greuelthaten der Bolschewisten? Gott hat auch die Sowjetunion in seiner Hand gehalten, aber er hat ihren Beherrschern Zeit gelassen. Er wartet; er wartet in Geduld. Vor ihm sind ja tausend Jahre wie ein Tag. Er lässt den Menschen Zeit zur Bekehrung. Darum wartet er. Er handelt, wenn seine Stunde schlägt, und der Stundenschlag Gottes ist anders als unserer. Was niemand für möglich gehalten hatte, was selbst Papst Paul VI. nicht für möglich gehalten hatte, das ist eingetreten: Das Sowjetsystem gehört der Vergangenheit an. Der Zusammenbruch des Bolschewismus ist geschehen, und ich sage: Das ist die Sprache Gottes. Das ist die Erhörung der Gebete von Millionen. Hier hat sich wiederum erfüllt, was in Psalm 36 angedeutet ist: „Ich sah den Gottlosen hochehoben wie eine Zeder; ich ging vorüber, und er war nicht mehr.“

Gott war auch nicht stumm, solange das bolschewistische System bestand. Gott hat gesprochen in den Bekennern und Märtyrern, die gegen dieses mörderische System aufgestanden sind. Ihr Leiden und ihr Sterben, das ist die Sprache Gottes. Er hat sie erweckt, damit sie Zeugnis geben von Recht und Wahrheit; denn Gott bedient sich immer der Mittelursachen, um durch sie seine Botschaft auszurichten.

Und wie steht es um Deutschland? Als wir Knaben waren, sprach man uns vom „tausendjährigen Reich“. Angeblich hatte Hitler ein tausendjähriges Reich begründet. Aber nach zwölf Jahren war es zu Ende mit diesem Reich. Ist der Untergang des Nazismus nicht die Sprache Gottes? Und hat nicht auch Gott während des Bestandes dieses Systems seine Stimme vernehmen lassen? Er redete durch seine Dienstmänner. Meine lieben Freunde, Gott hat seine Zeugen erweckt, die damals gegen dieses mörderische System aufgestanden sind. Ihr Leben und ihr Sterben und ihr Handeln war Gottes Sprache. Ist es nicht Rede Gottes, wenn wir hören, dass Graf Stauffenberg, der Attentäter, dieser herrliche Mann, der das Volk und ganz Europa von einem Verbrecher befreien wollte, am Vorabend seiner Tat, eine katholische Kirche in Berlin betrat und dort gebetet hat? Die Männer, die sich selbst geopfert haben, um Deutschland und Europa von ihrem Verderber zu befreien, waren Dienstmänner Gottes. In ihrem Opfer war Gottes Stimme zu hören. Stauffenbergs Freund, der General Henning von Tresckow, einer der Hauptverschworenen, sagte nach dem mißlungenen Attentat des 20. Juli 1944: „Ich halte Hitler nicht nur für den Erzfeind Deutschlands, sondern auch für den Erzfeind der Welt. Wenn ich in wenigen Stunden vor den Richterstuhl Gottes treten werde, um Rechenschaft abzulegen über mein Tun und Lassen, so glaube ich mit gutem Gewissen das vertreten zu können, was ich im Kampf gegen Hitler getan habe. Wenn Gott einst Abraham verheißt hat, er werde Sodom nicht ver-

derben, wenn auch nur zehn Gerechte darin seien, so hoffe ich, dass Gott auch Deutschland um unse-retwillen nicht verderben wird.“ Ja, meine lieben Freunde, Gott schweigt nicht, Gott redet. Er redet anders, als manche es sich wünschen, aber er ist nicht stumm.

Er redet auch heute. Niemand zweifelt daran, dass in den letzten Jahrzehnten der Missbrauch des Geschlechtlichen enorme Ausmaße angenommen hat. In der letzten Nummer der Frankfurter Allgemeinen Zeitung war ein Bericht über den Stadtteil Marzahn in Berlin, und der Berichterstatter hatte mit einem Streetworker, mit einem Mann gesprochen, der sich um die verwahrlosten Jugendlichen annimmt. Mit 11 die erste Zigarette, mit 12 die erste Flasche Bier, mit 13 der erste Geschlechtsverkehr. Und stehen nicht an der Spitze unserer Gemeinwesen Männer, die himmelschreienden Sünden offen bekennen? Gott schweigt? Vielleicht nicht. Ist nicht die Lustseuche Aids auch eine Antwort Gottes? Spricht nicht Gott auch durch dieses furchtbare Leiden zu uns? Ist das nicht eine Mahnung, eine Warnung, und ist das nicht ein Urteil über unsere Gesellschaft?

Weite Teile des christlichen Abendlandes sind entchristlicht, von Gott abgefallen, beten nicht mehr, besuchen keinen Gottesdienst, geben Gott nicht die Ehre. Kirchen müssen verkauft, abgerissen, umgewidmet werden, Klöster stehen leer, werden aufgegeben. Und Gott schweigt? Vielleicht doch nicht. Ist nicht die militante Frömmigkeit vieler Muslime eine Sprache Gottes? Will uns nicht Gott durch die Treue, die sie ihrem Gebet bezeigen, beschämen? Haben diese Männer und Frauen nicht eine Aufgabe im Plane Gottes, nämlich die bequeme Christenheit aufzurütteln?

Gott redet in der Natur, Gott redet in der Geschichte. Gott redet auch im Leben des Einzelnen. Gott schweigt nicht. Gott redet zu Guten und Bösen in der Stimme des Gewissens. Im stillen Kämmerlein spricht die Wahrheit mit lauter Stimme. Sie lobt, was gut ist, sie tadelt, was schlecht ist. Aber die Wahrheit ist Gott. „Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen“, so hat Goethe in wunderbarer Weise es ausgedrückt. Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen. Tatsächlich, das Gewissen ist gleichsam die Empfangsstelle, wo die leisen Schallwellen der Nähe Gottes uns erreichen, wo das Flüstern seiner Gnade aufgefangen wird.

Dass Gott zum Menschen redet, wussten schon die frommen Heiden. Seneca hat einmal geschrieben: „Nahe ist dir Gott, er ist bei dir, er ist in dir. Ja, ein heiliger Geist wohnt in uns und wacht über das Gute und Böse in uns.“ Noch einmal dieses schöne Wort von Seneca: „Nahe ist dir Gott, er ist bei dir, er ist in dir. Ja, ein heiliger Geist wohnt in uns und wacht über das Gute und Böse in uns.“ Gott redet im Gewissen, aber nicht nur im Gewissen. Er wirkt auch auf die Menschen ein mit seiner helfenden Gnade. Das ist seine Sprache: Er redet durch Handeln, indem er uns Gnade um Gnade schenkt, in seinen Ermahnungen und Einladungen, die an unser Herz pochen, da redet Gott. Ohne diese Ermahnungen und Einladungen würden wir den Weg des Guten nicht gehen können, denn die Gnade kommt dem, der nicht will, zuvor, damit er wolle, und die Gnade folgt ihm, der will, damit sein Wollen nicht vergeblich sei.

Gott redet im Leben des Menschen. Er redet in den Bekehrungen, die wir immer wieder erleben. Immer wenn ein Mensch aus Sünde und Schuld aufsteht, ist Gott im Spiel. Im Alten Bunde wird uns berichtet, dass David seine Sünde erkannte und bekannte und Buße tat. Und im Neuen Testament hören wir von vielen Bekehrungen: Maria Magdalena, der reuige Schächer, Petrus, Zachäus, Paulus. Im 18. Jahrhundert büßte und sühnte im Karmelitinnenkloster von Saint Denis in Frankreich die Tochter des Königs Ludwigs XV. Ludwig XV. war ein schlimmer Mann, meine lieben Freunde, ein Mann, der in der Unzucht versunken war. Aber das Beten und Sühnen seiner Tochter war nicht vergeblich. Als er zum Sterben kam, sandte sie ihm das Kreuz, vor dem sie nächtelang durchwacht hatte, um ihrem Vater die Bekehrung zu erbeten. Als er das Kreuz sah, da ging er in sich, ließ einen Beichtvater kommen und bekannte seine ganze Schuld und bat ihn, er möge dem französischen Volke bekannt geben, er habe sich bekehrt, und das Volk möge ihm das Ärgernis, das er gegeben hatte, verzeihen. In China wurde und wird die katholische Religion verfolgt. Die Polizei jagt die Priester, die im Untergrund wirken. Aber hören und staunen Sie! Ich lese im Bericht der Schwestern des heiligen Petrus Claver, dass sich Universitätsprofessoren in China bekehren zum katholischen Glauben, dass hohe Regierungsbeamte zur katholischen Kirche stoßen. Ja, ist das keine Sprache Gottes? Die innere Gnade erfaßt die Seele, wirkt auf die Kräfte ein und führt den Menschen zur Bekehrung.

Aber es gibt auch äußere Gnaden. Äußere Gnaden sind solche Ereignisse, die uns etwas zu sagen haben. Wir müssen die Meldungen, die uns im Rundfunk oder im Fernsehen oder in der Presse zugehen, im Lichte Gottes betrachten, dann vernehmen wir die Sprache Gottes. Wenn in einer Stadt jeden Tag ein Zentner Brot im Abfall gefunden wird, ein Zentner Brot in einer kleinen Stadt, dann ist das eine Sprache Gottes, die uns mahnt und warnt, die Gabe Gottes zu schätzen und nicht zu vergeuden. Wenn ein zwölfjähriges Mädchen einen Selbstmordversuch unternimmt, weil ihm die Mutter verbietet, einen Pferdeschwanz zu tragen, dann ist das Sprache Gottes und zeigt uns, wohin wir gekommen sind. Jede Krankheit, jeder Unfall, von dem wir hören, ist Sprache Gottes. Jeder Tod, von dem wir vernehmen, ist ein Ruf Gottes: Sterblicher, denk ans Sterben! Heute noch kann dein Leben von dir gefordert werden. Und wenn du heute nicht bereit bist, wie wirst du es morgen sein? Jede Sünde, die wir beobachten, die wir selbst begehen, muss uns wie heißes Erschrecken in die Glieder fahren. Gott redet, er sagt uns: dazu wäre ich fähig, wenn wir die Sünde des anderen sehen, dazu wäre ich fähig, wenn die Gnade mich nicht bewachte. Also sei nicht übermütig, sondern fürchte dich! Jedes Kreuz am Wege, meine lieben Freunde, ist ein Wort Gottes: Das tat ich für dich. Was tust du für mich? Jeder Glockenton ruft uns: Empor die Herzen, empor zu Gott! Jedes Bild der Schmerzensmutter, das wir sehen, mahnt uns: Dunkel vom Weinen sind meine Augen. O Christ, gedenkst du mein?

Mühen wir uns, feinhörig zu werden! Ich will hören, was der Herr redet. Auf seine Stimme hören. Herr, öffne meine Ohren! Ich will hören, was der Herr redet. Sicher redet er Frieden. Beten wir oft, meine lieben Freunde: Herr, öffne meine Ohren, beschneide mein Herz, neige mein Ohr zu deinen Geboten!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Maria zu lieben

15.08.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Aufnahme Mariens in den Himmel Versammelt!

„Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn, in Freuden und Leiden ihr Diener ich bin.“ So haben wir als Kinder gesungen, so singen wir noch heute. Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn, in Freuden und Leiden ihr Diener ich bin. Jung und alt haben dieses Lied mitgesungen. Ich habe in Erfurt im Jahre 1954 erlebt, als der Apostolische Nuntius Aloysius Münch in dieser Stadt erschien, dass sich vor dem Hause, in dem er wohnte, Hunderte von Jugendlichen versammelten und ein Marienlied nach dem anderen sangen, darunter auch „Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn, in Freuden und Leiden ihr Diener ich bin. Mein Herz, o Maria, schlägt immer zu dir in Liebe und Freude, o himmlische Zier.“ Die Marienverehrung ist in der katholischen Kirche von Anfang an beheimatet. Neben dem Erlöser steht die Mutter, die ihn geboren hat, sie, die Ersterlöste und die Vollerlöste.

Immer aber hat es auch Nörgler und Mäkler in der Kirche gegeben. Immer hat es Bedenkenräger und Menschen gegeben, die an der Marienverehrung Anstoß nahmen, die fürchteten, dass der Ruhm des Erlösers durch Maria getrübt, beschränkt, vermindert werden könnte. Zumal seit der Eröffnung des Ökumenismus sucht man immer wieder die Marienverehrung auf Sparflamme zu halten, um die „getrennten Brüder“, wie es heißt, nicht zu kränken. Manche versuchen diese geminderte Marienverehrung mit der Heiligen Schrift zu unterbauen. Sie verweisen auf jene Stelle bei Markus, wo erzählt wird, dass Maria und seine Verwandten, Brüder genannt, draußen waren, als Jesus in dem Hause lehrte. Als man ihm meldete: „Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und suchen dich“, da gab er die Antwort: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Mutter und Brüder.“ Sie verweisen auch noch auf eine andere Stelle, nämlich ein Frau aus dem Volke hatte einmal die hervorragende Berufung Jesu erkannt und dann an die gedacht, die ihn geboren hat: „Selig der Leib, der dich getragen, und die Brust, die dich genährt hat!“ Und da scheint Jesus abzuwehren und gibt eine ernüchternde Antwort: „Ja, selig die, die das Wort Gottes hören und es befolgen.“ Sind diese beiden Stellen beweiskräftig dafür, dass man die Marienverehrung drosseln darf? Enthalten sie tatsächlich eine Dämpfung unserer Begeisterung für die Mutter des Herrn? Meine lieben Freunde, um diese Stellen recht zu verstehen, muss man im Auge behalten: Jesus hatte mit einem Volk zu tun, das auf Blut und Boden, um so zu sprechen, das auf Blut und Boden den größten Wert legte, ein Volk, das sich als das auserwählte wusste und das deswegen mit Geringschätzung auf andere herabschaute, ein Volk, das immer auf den Abrahamvater pochte und meinte, damit seines Heiles gewiß zu sein. Jesus will den Zuhörern klarmachen: Es genügt nicht, zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Es kommt darauf an, durch Glaube und Werke den Willen Gottes zu tun. Das ist das Entscheidende. Und deswegen sagt er: „Selig die, die das Wort Gottes hören und es befolgen.“ Es kommt nicht auf leibliche Abstammung, es kommt nicht einmal auf die Mutterschaft an, wenn sie nicht erfüllt ist von der geistlichen Kindschaft zu Gott. Nur wer in Glauben und Werken Gottes Willen tut, der ist ein wahrer Verwandter des Herrn.

Aber das ist ja eben der Fall bei Maria; das ist ja bei ihr in einem unerhörten Maße der Fall. Der Maßstab Glaube und Werke wird wahrhaftig von ihr ganz und gar erfüllt. Schon das eine Wort sagt es: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort!“ Eine Magd, also eine Dienstmagd, eine Frau, die im Dienste anderer steht, das ist Maria. „Mir geschehe nach deinem Wort.“ Ich erfülle deinen Willen; ich bin ein loses Blatt, ein leeres Blatt, und was du hineinschreibst, das wird auf diesem Blatte stehen. Wenn du hineinschreibst: „Mutter der Schmerzen“, dann wird auch das auf diesem Blatte stehen. Ihr Leben ist das unbedingte Ja zum Willen Gottes, und wir können den angeführ-

ten Schriftstellen andere hinzufügen, die Mariens Erwählung bezeugen. Das erste Wunder Jesu geschieht auf die Fürbitte Mariens: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Das Wunder von Kana ist nicht nur Zeichen der Macht, blitzartiges Aufleuchten von Jesu Wundermacht, nein, es ist auch Erhörung der Bitte Mariens. Und als es zum Höhepunkt dieses Lebens kommt, zum traurigen und gleichzeitig glorreichen Höhepunkt dieses Lebens, da schreibt der Evangelist Johannes: „Unter dem Kreuze stand Maria, seine Mutter.“

Maria hat die bittersten Stunden ihres Sohnes an seiner Seite durchlebt. Sie hat aber auch den Triumph des Pfingstfestes erlebt. Denn im Abendmahlssaal war, als der Heilige Geist in sichtbarer Weise herabkam, nicht nur die Schar der Apostel versammelt, sondern auch Maria, seine Mutter. „Sie verharren im Gebet mit Maria, seiner Mutter.“ Maria hat deswegen in prophetischer Sicht vorausgesehen, dass sie immer und immerdar von der Christenheit gepriesen werden wird. „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter“, ohne Ausnahme, auch in der Zeit des Ökumenismus. Maria weiß um ihre Rolle im Heilsplan Gottes. Sie hat sie angenommen und erfüllt bis zum letzten Atemzug. Darum ist sie immerwährenden Lobes würdig.

Freilich versuchen die Gegner der Marienverehrung auch eine andere Stelle der Heiligen Schrift anzuführen, die scheinbar gegen Maria spricht. Es heißt nämlich im 1. Timotheusbrief: „Es gibt nur einen Mittler Gottes und der Menschen, den Menschen Christus Jesus, der sich selbst als Erlösung für alle hingegeben hat.“ Es gibt nur einen Mittler Gottes und der Menschen, den Menschen Christus Jesus, der sich selbst als Erlösung für alle hingegeben hat. Schließt das nicht eine irgendwie geartete Mittlerschaft Mariens aus? Wird nicht dadurch, dass man behauptet, auch Maria habe am Erlösungswerk mitgewirkt, die Mittlerschaft Jesu verdunkelt? Meine lieben Freunde, das Zweite Vatikanische Konzil hat eine Antwort auf diese Frage gegeben, indem es sagt: „Mariens mütterliche Aufgabe gegenüber den Menschen verdunkelt und mindert diese einzige Mittlerschaft Christi in keiner Weise, sie zeigt vielmehr ihre Wirkkraft.“ Ganz richtig. Diese mütterliche Aufgabe Mariens mindert nicht die Mittlerschaft Christi, sondern sie zeigt ihre Wirkkraft. Sie zeigt, was in dieser Erlösung Christi für eine Kraft steckt, dass Gott nicht alles allein macht, sondern dass er in seiner Allmacht auch Geschöpfe heranzieht, die (selbstverständlich in untergeordneter Weise) mitwirken bei seiner erlöserischen Aufgabe. Es bleibt dabei: Maria ist nicht Erlöserin, sondern Erlöste, aber sie ist Vorerlöste, und sie ist Vollerlöste. Maria ist nicht Mittlerin in der Weise, wie Jesus Mittler ist. Aber dieser Mittler Jesus hat sie als Mittel und Werkzeug der Erlösung benutzt. Sie hat bei dem Werk der Erlösung eine Rolle, die einzigartig ist. Man kann sagen: Maria ist Mittlerin zu dem Mittler Jesus. Und die Kraft dieser Mittlerschaft, dieser untergeordneten, dieser nebengeordneten Mittlerschaft kommt aus der Mittlerschaft Christi. Sie hängt völlig von der Mittlerschaft Christi ab. Aus der Fülle seiner Mittlerschaft nährt sich die Mittlerschaft Mariens.

Am Feste der Aufnahme Mariens in den Himmel darf man nicht schweigen von ihrer Tätigkeit im Himmel. Denn sie tritt als Mittlerin bei ihrem Sohne für uns ein. Durch ihre himmlische Fürbitte weiß sie ihre Kinder in ihrer Hand geborgen und trägt sie ihrem Sohne vor. Ihre geistliche Mittlerschaft erfährt im Himmel ihre volle Entfaltung. Jetzt kennt Maria alle ihre Kinder, jedes in seiner Eigenart mit einem warmen und innigen Verständnis, und sie bittet für diese Kinder. Gott lässt nun einmal – das ist sein Wille – die Geschöpfe bei der Erlösung der Welt mitwirken. Und so lässt er auch Maria die Fürbitte für die ganze Menschheit zum Throne Gottes tragen. Er hat dieses Herz geöffnet, damit es neben dem männlichen Herzen Jesu auch ein mütterliches Herz gebe. Der heilige Pfarrer von Ars hat einmal das wunderbare Wort gesprochen: „Ich habe schon so viel aus diesem Herzen geschöpft, dass es leer sein müsste, wenn es nicht unerschöpflich wäre.“ O meine Freunde, welch ein schönes Wort! „Ich habe schon so viel aus diesem Herzen geschöpft, dass es leer sein müsste, wenn es nicht unerschöpflich wäre.“

Wir dürfen, wir sollen, nein, wir müssen am Feste der Aufnahme Mariens in den Himmel diese Mutter angehen und um ihre himmlische Fürbitte rufen. Wir müssen an diesem Tage singen: „Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn.“ Maria ist und bleibt unsere Mutter. Maria bleibt unsere Fürsprecherin am Throne Gottes, und wir dürfen aus diesem Herzen schöpfen, Gnade um Gnade, und es müsste schon längst leer sein, wenn es nicht unerschöpflich wäre.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Werke der leiblichen Barmherzigkeit

19.08.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn man die Menschen der Reihe nach fragen würde: Was ist mehr wert, die Wahrheit oder die Liebe? Ich fürchte, dass dann die meisten sagen würden: die Liebe. Die Wahrheit ist nämlich vielen – ich fürchte den meisten Menschen – das Gleichgültigste. Aber für die Liebe haben sie Verständnis, denn sie wissen, dass man die Liebe braucht und dass man sie auch anderen schenken soll. Aber ist es wahr, dass die Wahrheit unbeachtlich ist gegenüber der Liebe? Meine lieben Freunde, woher wissen wir, was Liebe ist? Wir wissen es aus der Wahrheit, aus der Offenbarung. Ohne die Wahrheit, ohne die Offenbarung ist uns nicht bekannt, was Liebe ist, kennen wir nicht ihre Gesetze, wissen wir nicht ihre Grenzen und ist uns unbekannt, was die Liebe im einzelnen Falle von uns fordert. Mir sagte einmal eine Frau: „Mein Schwager verfolgt mich mit der Liebe.“ Sie meinte damit: Er will mit mir Unzucht treiben. Der Begriff der Liebe ist das am meisten geschändete Wort in allen Sprachen, und deswegen müssen wir zur Wahrheit unsere Zuflucht nehmen, um zu erkennen, was Liebe ist und was Liebe bedeutet.

Am 4. Oktober 1943 hielt der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, einen Vortrag in Posen. Bei diesem Vortrag sagte er unter anderem folgendes: „Ein Grundsatz muss für den SS-Mann absolut gelten: Ehrlich, anständig, treu und kameradschaftlich haben wir zu den Angehörigen unseres eigenen Blutes zu sein und zu sonst niemandem. Wie es den Russen geht, wie es den Tschechen geht, ist mir total gleichgültig.“ Und dann fuhr er fort: „Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 da liegen oder wenn 1000 da liegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte.“ Was ergibt sich aus diesem Text? Dass man nach Himmler Liebe nur zum eigenen Volk haben sollte und dass man anständig bleiben konnte, auch wenn man andere Völker ermordete. Die Wahrheit allein kann uns erklären, was Liebe ist, wie wir zu anderen sein müssen, nämlich die Wahrheit lehrt uns, eine unbegrenzte Liebe zu einem jeden Menschen zu haben, sie lehrt uns die Liebe zu allem, was ein Menschenantlitz trägt. Wahrheit ohne Liebe ist gewiß kalt, aber Liebe ohne Wahrheit ist blind.

Die Wahrheit, die uns unsere Kirche vermittelt, hat uns nun Wegweiser gegeben, worin die Liebe besteht, und welches ihre Auswirkungen sind. Ich erwähne heute davon die Werke der leiblichen Barmherzigkeit. Es sind sieben Werke, die die Kirche aus der Heiligen Schrift, aus der Offenbarung gezogen hat, und die sie uns vorlegt als Auswirkungen und Pflichten der Liebe. Die ersten beiden Werke lauten: „Hungrige speisen, Durstige tränken.“ Es gibt zu allen Zeiten Menschen, die Hunger leiden und die Durst haben. Wir lesen heute, dass es Millionen, Hunderte von Millionen Menschen auf dieser Erde gibt, die kein reines Wasser zum Trinken haben. Und der Hunger treibt viele in Not und Verzweiflung. Millionen und Abermillionen werden, weil sie sich nicht sättigen können, mit Tuberkulose angesteckt und stecken wieder andere mit ihrer Krankheit an. Hunger und Durst sind weit verbreitet. Wir können nicht alles Leid lindern oder beheben, aber wir können mitwirken, dass den Hungernden das Brot gebrochen und den Durstigen ein Trunk Wassers bereitet wird. Wir können mithelfen durch unsere Gaben, die wir an die Hilfswerke reichen, damit sie den anderen Menschen Hilfe zuteil werden lassen können. Wohltätigkeit ist keine Frage des Reichtums. Ich habe in meinem Leben die Erfahrung gemacht, dass gerade die Wenigbemittelten häufig die eifrigsten Geber und Spender sind.

Als in den vierziger Jahren die Juden in Deutschland zusammengefasst wurden, zur Zwangsarbeit gebracht wurden, Tag und Nacht bewacht wurden und gelegentlich in Kolonnen durch die Städte marschierten, da war es meine arme Großmutter, arm, weil ihr Mann nicht viel verdiente, die den Juden Brot schnitt und es ihnen überreichte. Einmal wurde sie erwischt von einem Posten: „Das sind doch Juden!“ rief er ihr zu. Da spielte sie die Naive: „Ach, sind das Juden?“ sagte sie. Als wir im Mai 1945 in grauen Kolonnen von Russen bewacht in die Gefangenschaft zogen, es war sehr heiß in diesem Mai, da stellten uns mildtätige Frauen Wasser an den Rand der Straße, damit wir uns aus Eimern ein wenig laben konnten, ein wenig unseren Durst löschen konnten. Es gab freilich Wachtposten, die stießen diese Eimer um. Es ist ein hohes Werk der Barmherzigkeit, Hungerige zu speisen und Durstige zu tränken.

Von dem späteren Breslauer Bischof Melchior von Diepenbrock wird berichtet, wie er als Kind erfuhr, dass ein Tagelöhner seine einzige Kuh verloren hatte. Was tat der kleine Melchior von Diepenbrock? Er band eine Kuh aus dem Stalle seiner Eltern los und brachte sie dem armen Tagelöhner. Auch das heißt Hungerige speisen, Durstige tränken.

Das dritte Werk der Barmherzigkeit heißt: „Nackte bekleiden.“ Es gibt immer noch viele Menschen, die sich nicht genügend mit Textilien versorgen können. Da haben wir viele Möglichkeiten. Überall stehen die Container, die unsere Gaben aufnehmen wollen und können. Wir haben zu Hause so viele Kleider und Mäntel und Schuhe, abgelegte, überflüssige Kleidungsstücke: warum spenden wir sie nicht für diejenigen, denen sie Dienste leisten können? Nackte bekleiden ist auch heute ein Werk der Barmherzigkeit. Der heilige Martin gab seinen halben Mantel dem Bettler, und wir wissen von anderen Beispielen, wie Menschen den Bedürftigen zu Hilfe gekommen sind. Die Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach berichtet von ihrem Vater, der im deutsch-französischen Krieg gefangengenommen wurde von den Franzosen und krank und fieberglühend auf einem Wagen in die Normandie transportiert wurde. Als sie durch eine Ortschaft kamen, Troyes, da standen die Leute am Straßenrand und beobachteten die deutschen Gefangenen, und einer, ein alter Mann, der im Mantel dabei stand, sah den Vater von der Marie von Ebner-Eschenbach. Er nahm seinen Mantel von seinem Körper und reichte ihn dem Verwundeten: „Tenez“ – behalten Sie ihn. Marie von Ebner-Eschenbach hat dieses Erlebnis nie vergessen. Nackte bekleiden ist ein Werk der leiblichen Barmherzigkeit.

Schwieriger ist das vierte Werk, nämlich „Fremde beherbergen“. Denn Gastfreundschaft ist eine schwere Aufgabe. Die Polen haben nicht umsonst das Sprichwort: „Gäste und Fische stinken am dritten Tag.“ Leute bei sich aufnehmen, fremde Leute bei sich beherbergen, das ist ein schwerer Dienst. Man kann dabei böse Überraschungen erleben. Der große Apostel von Berlin, Carl Sonnenschein, hatte die Angewohnheit, Bettler, Obdachlose, die bei ihm anklopfen, zu bemittelten katholischen Familien zu verweisen, damit sie sie aufnehmen. Und da er eben ein unverschämter Bettler war, haben die Familien auch tatsächlich in vielen Fällen seinen Wunsch erfüllt. Aber da konnten sie arge Enttäuschungen erleben. Am nächsten Tage läutete das Telefon bei Sonnenschein: „Der Bettler, den Sie uns gestern Abend ins Haus geschickt haben, ist verschwunden und hat den besten Teppich mitgenommen.“ Gastfreundschaft ist schwer. Gastfreundschaft im großen Maße übten zumindest früher die Mönche am Großen Sankt Bernhard. Damals, wo es noch keine Verkehrsmittel gab, wanderten Tausende, Zehntausende von Menschen über diesen Paß nach Italien, und die Mönche nahmen sie auf, kostenlos und ohne Rechnung. Eine ähnliche segensreiche Tätigkeit haben die Gesellenhäuser auf sich genommen, die Adolf Kolping errichtet hat. Früher war ja das Wandern der Gesellen üblich, und die Gesellen mussten ein Dach über dem Kopf haben. Da hat Kolping die Kolpinghäuser, diese Gesellenhäuser errichtet, ein Ersatz für die in der Fremde entbehrte Häuslichkeit. Tausende und Abertausende von Gesellen haben diese segensreiche Einrichtung benutzt. Auch heute gibt es Obdachlosen-Asyle, Waisenhäuser, Kommunikantenanstalten und die Bahnhofsmision, die segensreich wirken und die auf unsere Hilfe, auch auf unser Scherflein angewiesen sind. Denken wir auch an die vielen elternlosen, heimatlosen, verwahrlosten Kinder in der Ukraine, in Weißrußland, die von unseren Schwestern und von unseren Priestern betreut werden. Sie alle sind auf unsere Hilfe angewiesen. Unterstützen wir sie, wenn immer wir es vermögen.

Ein weiteres Werk der Barmherzigkeit lautet: „Gefangene erlösen“. Dieses heroische Werk hatte im Mittelalter der Orden der Trinitarier auf sich genommen. Dieser Orden verpflichtete sich, die Ge-

fangenen loszukaufen; deswegen heißt er auch „Orden vom Loskauf der Gefangenen“, ja, wenn es nötig sei, auch selbst in Gefangenschaft zu gehen, um einen anderen zu befreien. Das hat dieser Orden jahrhundertlang getan. Stellvertretend haben sich viele seiner Mitglieder die Fesseln anlegen lassen, die von anderen gelöst wurden. Und große Päpste, wie Benedikt XV., haben das Werk der Befreiung der Gefangenen auf sich genommen und haben dafür gesorgt, dass ein Gefangenen austausch zustande kam, dass vor allem Väter kinderreicher Familien ausgetauscht wurden. Das ist ein Ruhmesblatt unserer Kirche im Ersten Weltkrieg gewesen. Und was soll ich sagen zu dem berühmten Arzt Friedrich Josef Haas in Moskau, der im 19. Jahrhundert sich der Gefangenen annahm, die nach Sibirien getrieben wurden. Sie waren angekettet, sie hatten Fesseln um die Füße und mussten den Weg nach Sibirien zu Fuß zurücklegen. Er hat sich dieser armen, elenden Männer und Frauen angenommen. Er hat keinen Transport in Moskau passieren lassen, ohne dass er sich an jeden einzelnen gewandt hätte und dafür gesorgt hätte, dass die Fesseln erleichtert wurden. Er hat selber leichtere Fesseln gekauft, um den Gefangenen zu Hilfe zu eilen. Er hat ihnen Krankenhäuser, Stationen für unterwegs eingerichtet, Werkstätten, und das 26 Jahre lang. Das ist wahrhaftig ein Dienst, der unter die Kategorie fällt: Gefangene erlösen. Wir werden dazu wenig Gelegenheit haben, aber eines können wir tun, nämlich denen, die aus dem Gefängnis kommen, ohne Vorurteile zu begegnen, ihnen nach Möglichkeit zu helfen, dass sie wieder Fuß fassen können in der Gesellschaft durch Arbeit und Wohnung. Wir können auch helfen, dass die Gatten der Gefangenen ihnen während dieser Zeit treu bleiben, denn oft ist die Gefangennahme des einen der Anlaß für den anderen, sich zu trennen. Die Frau des sogenannten Reichsjugendführer Baldur von Schirach hatte die Zeiten der Herrlichkeit ihres Mannes mitgemacht. Aber als er 1946 zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt wurde, da ließ sie sich scheiden. Wir können auch den Gefangenen insofern helfen, als wir uns, wenn nötig, als Bewährungshelfer zur Verfügung stellen. Das ist kein leichter Dienst, einem auf Bewährung Verurteilten zu Hilfe zu kommen. Aber es ist ein schöner, und es ist ein notwendiger Dienst.

Das sechste Werk der Barmherzigkeit lautet: „Kranke besuchen“. Immer wieder bietet sich die Gelegenheit, Kranke aufzusuchen. Krankenpflege und Krankentröstung ist ein Werk, das wirklich ein Stück des Himmels auf die Erde niederholt, dort, wo Menschen sind, die das am nötigsten haben. Die Kranken sind immer die Lieblinge des Herrn und der Heiligen gewesen. Der heilige Franz von Assisi küsste die Wunden der Aussätzigen, und die heilige Elisabeth hat es ihm gleichgetan. Philipp Neri ging Tag für Tag in die Spitäler, um die Kranken zu trösten und ihnen als Seelsorger zur Seite zu stehen. Vinzenz von Paul hat uns die Kongregation der Vincentinerinnen beschert, die Millionen von Kranken Linderung und Hilfe gebracht haben.

Kranke besuchen ist nicht immer angenehm. Kranken dienen ist noch viel beschwerlicher. Aber dieser Dienst ist von Gott reich belohnt. Wenn wir unsere Bequemlichkeit überwinden, wenn wir den Abscheu und den Ekel, die ja dabei vorkommen können, wenn wir die überwinden, dann spüren wir, wie Gott uns segnet und unser Herz reich macht. Durch Takt und Feingefühl mit den oft unwilligen Kranken umgehen, das ist wahrhaft ein Werk der leiblichen Barmherzigkeit.

Und schließlich das letzte Werk: „Die Toten begraben“. Wir werden selten in die Gelegenheit kommen, selbst Tote zu begraben, obwohl das nicht unmöglich ist. Als ich im Jahre 1950, im letzten Jahr vor der Priesterweihe, in Neuzelle an der Oder weilte und eines Tages an der Oder spazieren ging, da entdeckte ich dort einen gefallenen deutschen Soldaten, der die ganze Zeit nicht beerdigt worden war. Wir haben ihm ein Grab hergerichtet und ein Kreuz darauf gestellt. Das war wahrhaftig ein Dienst: Tote begraben.

Aber wir können einen anderen Dienst an den Verstorbenen verrichten, wenn wir nicht Tote selbst begraben, nämlich wir können an Leichenbegängnissen teilnehmen. Das ist ein Trost für die Angehörigen, das ist eine Ehrung für den Verstorbenen. Der Grabgang ist wahrhaftig ein Werk der Barmherzigkeit. Und dann die Grabpflege und der Grabbesuch. Wenn wir immer wieder hinausgehen zu den Gräbern der Unseren und der anderen, deren niemand gedenkt, dann ist das wahrhaftig ein Werk der Barmherzigkeit. Zu diesem Werk der Barmherzigkeit zählt es auch, wenn wir für die Verstorbenen beten, wenn wir ihnen Ablass gewinnen. Von dem heiligen Peter Damiani wird erzählt, und das hat er selber berichtet, dass er als Junge ein Geldstück fand. Peter Damiani verdiente seinen Lebensunterhalt als Hirte. Er hatte oft Hunger, und jetzt fand er ein großes Geldstück und konnte den Eigentümer

nicht ausfindig machen. Was tat Petrus Damiani? Er kaufte sich nichts zu essen, er brachte das Geld einem Priester und sagte: „Lesen Sie für dieses Geld eine heilige Messe für die Verstorbenen!“ Der Priester war von diesem Edelsinn so gerührt, dass er dafür sorgte, dass Peter Damiani in das Haus eines Geistlichen aufgenommen wurde, dass er studieren konnte, dass er Priester wurde, Bischof und Kardinal. Und er ist ein heiliger Kirchenlehrer geworden, der Gregor VII. in entscheidender Weise bei seiner Reform der Kirche zur Seite stand.

Das sind die Werke der leiblichen Barmherzigkeit, meine lieben Freunde. Es gibt auch andere, die man hinzufügen könnte. Denken wir etwa an die Lebensrettung in den Bergen oder im Wasser. Denken wir auch an die Hilfe bei Verkehrsunfällen. Wie viele fahren vorbei, wie der Priester und der Levit im heutigen Evangelium. Der Herr sagt: „Jeder Becher frischen Wassers, den man einem Menschen reicht, wird belohnt werden.“ Und wahrhaftig, wir sollten uns diese Werke der Barmherzigkeit ins Herz schreiben und sie in der Wirklichkeit den Menschen zuwenden. „Tätige Liebe heilt alle Wunden, bloße Worte vermehren nur den Schmerz“, hat einmal Adolf Kolping gesagt. Tätige Liebe heilt alle Wunden, bloße Worte vermehren nur den Schmerz. Und wir erinnern uns, dass der Herr die wunderbare Verheißung gegeben hat: „Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Abraham – Vorbild im Glauben

26.08.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Epistel des heutigen Sonntags ist von Abraham die Rede. Abraham ist eine Gestalt der Heiligen Schrift. Im Alten Testament wird viele Seiten lang von ihm berichtet, und auch im Neuen Testament wird sein Name 40 mal genannt. Aber wir haben keine lebendige Beziehung zu Abraham. Er ist uns fremd geworden. Das Barock hat ihn noch vielfältig abgebildet an den Altären, nämlich wie er das Opfer auf dem Berge Moriah darbringt. Wir aber haben eine Beziehung zu ihm verloren. Die Juden waren stolz auf ihn. „Wir haben Abraham zum Vater“, so halten sie Jesus entgegen. Sie wussten um die Bedeutung des Abraham.

Der gläubige Christ steht verlegen vor Abraham, der aber doch auch unser Vater im Glauben ist. Und auch uns hat sein Opfer etwas zu sagen, denn in jeder heiligen Messe gedenken wir Abrahams und seines Opfers. „Schau huldvoll darauf nieder“, so bitten wir nach der heiligen Wandlung, wenn das Opfer vollzogen ist, „mit gnädigem und mildem Angesichte und nimm es wohlgefällig auf, wie du einst mit Wohlgefallen aufgenommen hast das Opfer unseres Patriarchen Abraham.“

Dass Abraham uns so entschwunden ist, mag verschiedene Gründe haben. Einer ist vermutlich darin gelegen, dass die Erklärer der Heiligen Schrift ihn entwirklicht haben. Sie haben bezweifelt, dass er eine historische Gestalt sei. Sie sagen, Abraham sei ein personifizierter Volksname. Ein personifizierter Volksname, also ein Name für ein Volk, dem man eine Person untergelegt habe. Oder man sagt, er sei eine degradierte Gottheit, ein Gott, den man zum Menschen gemacht habe, ein Baumgott oder ein Mondgott. Wieder andere sagen, Abraham sei ein Gegenstand ätiologischer Sagen. Man habe Sagen erfunden, um eine bestimmte Wirklichkeit zu begründen. Ätiologische Sagen nennt man das. Und schließlich gibt es mindestens zwei evangelische Theologen, die sagen: Abraham ist ein Märchentypus. Wir, meine lieben Freunde, halten dagegen fest: Abraham ist eine historische Gestalt. Abraham ist eine Person mit einer Geschichte, und diese Geschichte wird von Gott geleitet. Gott ist es, auf dessen Befehl hin Abraham auswandert aus Ur in Chaldäa. Er zieht zunächst nach Haran, dann nach Kanaan, das seiner Nachkommenschaft wiederholt von Gott verheißen wird. Dann führt ihn die Hungersnot nach Ägypten. Ägypten ist immer das Zufluchtsland für verfolgte Palästinenser gewesen. Heimgekehrt, überlässt er seinem Vetter Loth die Wahl des Weidelandes. In der früheren DDR haben wir diese Erzählung benutzt, um zu zeigen, dass es bei Interessenkonflikten auch ohne Klassenkampf geht. Man kann sich auch vertragen; man kann sich auch einigen, so wie sich Abraham mit Loth geeinigt hat: „Gehst du zur Rechten, dann gehe ich zur Linken.“ Er hat seinen Vetter Loth dann aus der Gefangenschaft des Königs von Elam befreit und wurde dafür von Melchisedech, dem König von Salem, gesegnet.

Dann beginnt Gott die Erfüllung seiner Verheißungen mit Abraham. Er hat mit ihm einen Bund geschlossen und ihm einen Sohn verheißen von einer Frau die unfruchtbar war. Von der unfruchtbaren Sarah sollte Abraham einen Sohn empfangen, und die Verheißung Gottes trog nicht. Sarah empfing einen Sohn und gebar ihn; es ist Isaak. Und ausgerechnet diesen einzigen Sohn, diesen Träger der Verheißung, soll Abraham nun schlachten. Gott befiehlt ihm, mit ihm auf einen Berg, auf den Berg Moriah, zu steigen und ihn dort zum Opfer darzubringen. Abraham zögert keinen Augenblick. Er macht Holz zurecht, das sein Sohn auf dem Rücken hinaufträgt, baut einen Altar und ist im Begriff, das Messer zu nehmen und ihn zu schlachten, als Gott ihm in den Arm fällt und ihn davor bewahrt, sein einziges Kind zu opfern. Gott will keine Menschenopfer. Er wollte nur den Glauben Abrahams erproben. Er wollte nur feststellen, ob Abraham bereit ist, auch das Kostlichste und Beste seines Le-

bens, den Träger der Verheißungen, zu opfern. Und dieses Opfer auf Moriah ist ein Vorbild für das Opfer Jesu, ein Vorbild für das Opfer des Neuen Bundes.

Damit stoßen wir auf die Bedeutung Abrahams für uns. In der Zeit des Nationalsozialismus gab es Bestrebungen, das Alte Testament aus der Bibel zu streichen. In meiner Heimat hatten wir einen Schulrat, der forderte die Kinder auf, das Alte Testament herauszureißen aus dem Bibelhandbuch. Das ist ein ganz verkehrtes und unzulässiges Verfahren, denn Altes Testament und Neues Testament sind göttliche Offenbarung, gehören zusammen und lassen sich nicht trennen. Das Neue Testament ist im Alten vorgebildet, und das Alte Testament ist im Neuen enthüllt. Das sieht man sehr deutlich am Opfer des Abraham. Er sollte sein Kind zum Opfer darbringen, aber Gott hat darauf verzichtet. Doch dieses Opfer war ein Vorbild für das Opfer Christi auf Golgotha.

Abraham ist also ein Vorbild für uns vor allem in seinem Glauben. Glauben heißt hier nicht nur Fürwahrhalten, das heißt es natürlich auch und immer, es heißt aber auch Vertrauen haben und gehorsam sein. Fürwahrhalten, Vertrauen und Gehorsam kommen im Glauben Abrahams zusammen. Er glaubte an den einen und einzigen Gott. Alle Völker der alten Welt waren Götzendiener, standen unter dem Bann der Naturvergottung. Die einen beteten die Sonne an, die anderen das Feuer, wieder andere ein Tier, einen Stier oder die Schlange. Israel allein hielt dem einen und einzigen, unsichtbaren Gott die Treue. Es blickt zu dem überweltlichen Gott auf, wiewohl es vor ihm zittert. Abraham ließ sich von den Göttern der Heiden nicht betören. Wie glänzend auch der Kult war, der ihnen erwiesen wurde, und er war glänzend, ihn nahm er nicht gefangen. Er glaubte an den einen und einzigen Gott. Und noch mehr: Er glaubte an seine Verheißungen. Er glaubte, dass Gott die Verheißungen, die er gibt, auch erfüllt. Er glaubte, dass er der Stammvater eines großen Volkes sein werde. Er glaubte, dass aus seinem Volk der Messias, der Retter, hervorgehen werde. „In deinem Namen sollen gesegnet sein alle Geschlechter.“ Das ist die Verheißung des Messias. Weil aus seinen Nachkommen der Messias hervorgehen sollte, ist auch er gesegnet. Und Jesus hat diese Auslegung bestätigt. „Abraham, euer Vater, frohlockte, dass er meinen Tag sehen sollte. Er sah ihn und freute sich.“ „Abraham, euer Vater, frohlockte, dass er meinen Tag sehen werde. Er sah ihn und freute sich.“ Seitdem bekennen wir Christus als den Sohn Abrahams, als den davidischen Messias. Er ist die Erfüllung der Verheißungen an Abraham. Und er bringt den Kindern Abrahams das Heil. Kinder Abrahams aber sind nicht diejenigen, die leiblich von ihm abstammen, sondern Kinder Abrahams sind jene, die ihm im Glauben folgen. So lehrt es uns der Apostel Paulus: „Wir müssen glauben an den, der unseren Herrn Jesus Christus von den Toten auferweckt hat, ihn, der dahingegeben wurde um unserer Sünden willen und der auferweckt wurde um unserer Rechtfertigung willen.“

Um dieses Glaubens willen wird in der heutigen Epistel das Bild Abrahams beschworen. Sie haben wahrscheinlich von dieser Epistel wenig verstanden. Es mutet so an wie ein theologisch-juristischer Traktat. Aber was gesagt werden soll, das ist eigentlich klar, nämlich: Für den Christen sind die ausgedehnten Verpflichtungen des mosaischen Gesetzes ebensowenig heilsnotwendig, wie sie es für Abraham waren. Noch einmal: Was soll diese Epistel uns sagen? Für die Christen sind die ausgedehnten Verpflichtungen des mosaischen Gesetzes ebensowenig heilsnotwendig, wie sie es für Abraham waren.

Vor wenigen Tagen starb in Paris der Erzbischof Lustiger. Er war ursprünglich Jude, aber er hatte zum Glauben gefunden. Er war Priester geworden, Erzbischof von Paris und Kardinal. Und an diesen Erzbischof von Paris hat ein jüdischer Gelehrter einen Brief geschrieben und ihn darin angefragt, ob er sich – als ehemaliger Jude – an die Speisevorschriften des Alten Testamentes gebunden wisse. Lustiger hat das klügste getan, was er tun konnte: er hat den Brief nicht beantwortet. Selbstverständlich ist er als Christ, aber sogar als Jude nicht an diese mosaischen Vorschriften gebunden. Sie sind überholt. Nicht Gesetzeswerke nämlich haben Abraham gerecht gemacht vor Gott, sondern der Glaube an Gott, der die Toten lebendig macht und das Nichtseiende ins Sein ruft. Gegen alle (menschliche) Hoffnung hat er, gestützt auf (göttliche) Hoffnung, geglaubt, dass er Vater vieler Völker werden würde. Er zweifelte nicht ungläubig an der Verheißung Gottes, sondern erstarkte im Glauben, indem er Gott die Ehre gab in der festen Überzeugung, dass Gott mächtig ist, das zu erfüllen, was er verheißt hat.

Abraham verkörpert also für uns den von Gott schon immer gewollten Weg zum Heil, nämlich den Weg des Glaubens, den Weg des Glaubens und nicht den Weg der Gesetzeswerke. Kinder Abrahams sind nur die, welche ihm auf diesem Weg des Glaubens folgen, unabhängig davon, ob sie leibliche Nachkommen Abrahams sind oder nicht. So wie Abraham gerechtfertigt wurde durch den Glauben, so muss auch der Christ den Glauben als grundlegende Voraussetzung seines Heiles in den Bund mit Gott einbringen, und zwar den Glauben an den Heiland Jesus Christus. „Es ist kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, in dem wir selig werden können, als der Name Jesu Christi. Wenn du mit dem Munde bekennt, dass Jesus der Herr ist, und wenn du im Herzen glaubst, dass er von den Toten auferweckt wurde, dann wirst du selig werden.“ Das ist das Evangelium, das uns Paulus im Römerbrief verkündet. „Wenn du mit dem Munde den Herrn Jesus Christus bekennt und im Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten erweckt hat, dann wirst du selig werden.“

Die Berichte der Bibel, meine lieben Freunde, lassen in Abraham uns ein einzigartiges Schicksal erkennen, ein Schicksal, das seine überragende Bedeutung auf den Anruf Gottes gründet. Aus der gesicherten Existenz einer blühenden Kultur in Chaldäa musste er ausziehen ins Ungewisse, damit der lebendige Gott in seinem Leben wirksam werden könnte. Seine bedingungslose Hingabe, sein vertrauendes Ja zu Gott machen ihn zum Vater des Glaubens, und seine Bereitschaft selbst zum Opfer seines Sohnes machen ihn zum Urbild jeglicher Gottesverehrung. Die Heiden suchten Gott zu beeinflussen durch Opfer und magische Riten. Das pharisäische Judentum wollte Gott nötigen durch peinliche Erfüllung der rituellen und gesetzlichen Leistungen. Nein, Abraham geht darüber hinaus, und er sucht nur das eine: Gott zu dienen und ihm zu gehorchen. Die Bedeutung Abrahams geht deswegen weit über den Alten Bund hinaus.

Eine Generation, die eigentlich nur noch etwas erwartet von der Steigerung der Lebensqualität, eine Generation, die keine andere Erwartung hat, als ihre Bedürfnisse immer perfekter zu befriedigen, eine solche Generation sollte sich an Abraham orientieren. Er ist erstaunlich modern. Er wählte nämlich die äußere und innere Freiheit für Gott. Er hat damit den Teufelskreis einer Superzivilisation durchbrochen und die Kompassnadel des Herzens eingestellt auf Gott. Sein Auszug aus Ur ist sicher einmalig, aber sein Glaubensgehorsam und seine Opferbereitschaft sind maßgebend und vorbildlich auch für uns.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über die heiligen Engel Gottes

02.09.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Jahre 1670 hat Papst Clemens X. das Fest der heiligen Schutzengel eingesetzt. Und seitdem wird es in der Kirche gefeiert am Anfang des Monats September, ja man kann sagen, der September ist der Schutzengelmonat. Wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes kann und soll man im ganzen Monat September sich der heiligen Engel erinnern, besonders der Schutzengel, die zu unserem Dienste von Gott bestellt sind. Für die Kinder lässt man heute gerne noch den Schutzengel gelten, aber die Erwachsenen dünken sich häufig darüber erhaben. Wenn sie aus Gefahren errettet, wenn sie aus gefährlichen Situationen befreit wurden, dann sagen sie: „Glück gehabt“ oder „Schwein gehabt“ oder „Dusel gehabt“. In Wahrheit ist die Lehre der heiligen Engel außerordentlich bedeutsam und ebenso tröstlich.

Zunächst einmal gilt, und das ist nicht überflüssig zu sagen: Es gibt Engel. Es gibt leibfreie Geister. Gott hat eine unermessliche Zahl von Engeln geschaffen – aus nichts. Engel sind nicht, wie uns missratene Theologen weismachen wollen, „Personifikationen göttlicher Attribute“. Nein, Engel sind persönliche Wesen, von Gott aus nichts geschaffen und zu unserem Dienste bestellt. Es ist geradezu lächerlich, die Existenz von Engeln leugnen zu wollen, wo fast jede Seite der Heiligen Schrift uns von ihrer Existenz und von ihrem Wirken berichtet.

Die Engel sind Geister, das heißt körperlose Wesen, und deswegen auch unsichtbar. Die Unsichtbarkeit trägt nichts dazu bei, uns von der Existenz der Engel abzubringen. Nicht bloß das Sichtbare ist wirklich. Das irdische Auge ist kein Richter über die gesamte Wirklichkeit. Unkörperliche Wesen können eben mit den Augen des Leibes nicht gesehen werden. Der Name „Engel“ bedeutet Bote. Er bezeichnet also nicht das Wesen dieser unkörperlichen Geschöpfe, sondern das Amt. Sie werden gesandt; deswegen heißen sie Boten, Engel. Aber ihr Wesen ist eben, unkörperliche, von Gott bestellte Geister zu sein zum Dienste der Menschen, natürlich auch zum Dienste an der Regierung der Welt. Gott bedient sich ihrer bei der Regierung der Welt. Unsere Vorfahren haben Deutschland einen Engel zum Patron gegeben, den heiligen Michael. Michael ist der Patron Deutschlands. Und es ist merkwürdig, dass ich noch nie habe einen Bischof darüber reden hören, geschweige denn einen von den Herren Politikern. Der Engel Michael ist der Patron Deutschlands.

Die Engel sind mächtige Wesen. Sie besitzen Kraft und Gewalt. Im Unterschied von den Heiligen, die nur durch ihre Fürbitte uns beistehen können, besitzen die Engel Kraft. Sie vermögen mit einer Kraft, die Gott ihnen verleiht, uns zur Seite zu stehen. Ihre Zahl ist unermesslich groß. Im Buch der Apokalypse ist die Rede von tausendmal zehntausend Engeln. Und warum nicht? Wenn es Milliarden von Sternen gibt, warum soll es nicht Milliarden von Engeln geben? Gott vermag das eine wie das andere zu schaffen. Das eine ist nicht schwerer für ihn als das andere.

Die Engel sind durch Gottes Ewigkeit unsterblich. Sie sind durch Gottes Wahrheit frei von Irrtum, und sie sind durch Gottes Gnade heilig. Sie schauen immerfort das Antlitz des Vaters im Himmel. Der Herr hat wiederholt von den Engeln gesprochen, ihre unkörperliche Wesensart gelehrt. Einmal versuchte man ihm eine Falle zu stellen und sagte: Was ist denn mit einem Manne, der sieben Frauen hatte? Wie wird das nach der Auferstehung sein? Wird er dann mit allen sieben Frauen zusammen sein? Da gibt der Herr die Antwort: „Nach der Auferstehung werden die Menschen, werden die Erweckten sein wie die Engel.“ Das heißt: Die körperlichen und geschlechtlichen Unterschiede spielen dann keine Rolle mehr. Die Engel sind Wesen, die über die geschlechtlichen Unterschiede, die den Körpern anhaften, erhaben sind. In der Auferstehung werden die Menschen weder heiraten noch ge-

heiratet werden, sondern sie sind wie die Engel im Himmel, d.h. über die geschlechtlichen Unterschiede erhaben.

Die Engel sind nun von Gott abgeordnet zu unserem Schutze. Sie sollen uns an Leib und Seele schützen. Aber sie haben zwei Grenzen ihrer Wirksamkeit. Die eine Grenze ist der freie Wille des Menschen. Die Engel raten uns, sie warnen uns, sie geleiten uns, aber eins tun sie nicht: Sie zwingen uns nicht. Die Engel zwingen uns auch nicht, das Gute zu tun. Die zweite Grenze ist der Tod. Wenn wir von Gott abberufen werden, dann tritt der Engel zur Seite, dann nimmt er seine schützende Hand von uns. Aber er sorgt dafür, dass wir im Tode nicht versinken. Er geleitet uns, dass wir ins Vaterland finden. Er will uns nicht nur auf Erden schützen, er will uns auch heimgeleiten zu Gott.

Es ist theologisch gewiß, dass jeder Mensch seinen Engel besitzt, den Gott ihm zur Seite gestellt hat. Gott hat nicht nur den Getauften, sondern nach übereinstimmender Meinung der Theologen auch den Ungetauften einen Engel zur Seite gestellt, damit er das Schützeramt ausübe. Für jeden Mensch gilt wohl das Wort: „Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, dass er dich auf deinen Wegen geleite, dass du deinen Fuß nicht stoßest an einen Stein. Habe acht auf seine Stimme und höre auf ihn.“

Die Engel erfüllen ihre Aufgabe in mannigfacher Weise. Sie wenden Gefahren für Leib und Seele von uns ab; sie halten teuflische Anfechtungen von uns fern; sie flößen uns gute Gedanken und Willensrichtungen ein; sie bringen unsere Gebet vor Gott; sie bitten für uns und stehen uns bei im Tode. Ich bin auch überzeugt, und ich glaube es aus Erfahrung sagen zu können, dass die Engel uns, wenn man auf sie vertraut und wenn man sie anruft, auch bei unserer Arbeit beistehen. Ich bin überzeugt, dass unsere Arbeit besser gelingt oder überhaupt zustande kommt, wenn wir die heiligen Engel anrufen. Ich lasse mir das nicht ausreden, dass die Engel mächtig sein, uns bei unseren täglichen Verrichtungen beizustehen. Freilich, ihr oberstes Ziel ist darin gelegen, uns in den Himmel zu führen. Der Schutz in irdischen Dingen ist dem untergeordnet. Zuerst und zuoberst ist es der Zweck der Engel, uns zu Gott zu führen. Der Engel kann nicht verhindern – und will nicht verhindern –, dass Leid und Schmerz uns treffen. Das sind die notwendigen Begleitschaften auf dieser Erde. Ohne Leid und Schmerz kann niemand die Bahn des Lebens ziehen. Wir dürfen und können es nicht besser haben wollen als unser Herr. Wir wissen, dass er versucht wurde vom Satan, wiederholt versucht wurde, aber es traten Engel zu ihm und dienten ihm. Und wir wissen, dass unser Herr in Angst und Not war, dass er anfang zu zittern und zu klagen im Ölgarten, aber auch da kam ein Engel und tröstete ihn.

So sollen auch wir unseren Engel hoch in Ehren halten, meine lieben Freunde, sollen oft an ihn denken, sollen zu ihm beten: „O Engel rein, o Schützer mein, du Führer meiner Seele, laß mich dir anbefohlen sein, dass ich vor Gott nicht fehle. Beschirme mich bei Tag und Nacht, geleite meine Pfade. Trag mein Gebet zu Gottes Thron und fleh für meine Sünden. Durch seinen eingebor'nen Sohn hilf mir Verzeihung finden.“ Es gibt noch viele andere schöne Gebete zu dem Engel, die wir täglich verrichten sollen, um den Engel in Dankbarkeit an unsere Seite zu ziehen und uns seines Schutzes zu erfreuen. Ja, dankbar, dankbar sollen wir sein für den unsichtbaren Schutz, den der Engel uns zuteil werden lässt. Wenn wir aufmerksam sind, dann werken wir, wie oft uns der Engel geleitet hat, wie oft er uns bewahrt hat, wie oft er uns hilfreich zur Seite stand.

Vom heiligen Papst Pius IX. wird berichtet, dass er täglich die heilige Messe ministriert hat als Knabe. Eine Tages, als er auf der einen Seite des Altares kniete, da war ihm, als ob eine Gestalt auf der anderen Seite ihn rief. Er folgte dem Ruf und ging auf die andere Seite des Altares. In diesem Augenblick – und das ist bezeugt und beglaubigt – in diesem Augenblick stürzte eine große Statue vom Altar herab und hätte den Jungen begraben. Solche und ähnliche Begebnisse kann mancher von uns berichten. „Die Engel halten ihre Stellungen noch immer. Dreh einen Stein, wag den Flügelschlag, das bist nur du, der Augen abgewandter Schimmer, deren Vielglanz nicht zu schauen vermag“, so heißt es in einem Buche von Thomson.

Wir sollen, meine lieben Freunde, in einer Zeit, in der uns die Gefahren über den Kopf zu wachsen drohen, unsere Zuflucht zu den Engeln nehmen. Wir sind nicht allein. Die Engel sind bei uns und geleiten uns. Wir wissen, welche Gefahren des Leibes und der Seele uns umgeben – denken wir an die Verkehrsgefahren. Täglich hören wir von Menschen, die Verkehrsunfällen zum Opfer fallen, oft, meistens durch eigene Schuld, durch eigene Nachlässigkeit. Der Engel mahnt und warnt, ich sage es noch

einmal, aber er zwingt nicht. Wenn wir auf seine Stimme nicht hören, dann müssen wir die Folgen bitter erleben. „Sie sind dienende Geister, denen zum Dienst bestellt, die das Heil erwerben sollen“, heißt es im Brief an die Hebräer. Sie sind dienende Geister, denen zum Dienst bestellt, die das Heil erwerben sollen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Von der Dankspflicht des Menschen gegen Gott

30.09.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die heutige Epistel beginnt, wie wir soeben gehört haben, mit einem Dankgebet des Apostels Paulus, und zwar dankt Paulus nicht für sich, sondern für andere, nicht für äußere Gaben, sondern für innere Gnaden. So stellt das Gebet einen Gipfelpunkt des Dankens dar, und es soll uns Anlaß sein, über das Danken und das Dankgebet nachzudenken.

Drei Merkwürdigkeiten fallen auf, nämlich erstens: Dankbarkeit ist selten. Am wenigsten dankt der Mensch Gott. Wir haben das Tischgebet und die Abendgebete, und sie sollen ja auch den Dank einschließen. Tun wir das auch? Sind unsere Tisch- und Abendgebete Dankgebete? Jedem Kind, das uns eine Blume reicht, sagen wir Dank. Auf jede Frage nach unserem Befinden antworten wir mit einem „Dankeschön“. Den großen Wohltaten Gottes gegenüber aber sind wir stumm. Man klagt heute viel über Undank. Wenn man mit besitzenden Leuten spricht, so kann man hören bezüglich der Wohlfahrtspflege: „Lassen Sie doch den Unsinn. Die Menschen verlernen ja ganz das Danken, wenn man ihnen alles in den Rachen wirft. Man zahlt die Steuern, und kein Mensch dankt dafür.“ Da möchte man sagen: Ja, die Leute behandeln die Wohlhabenden so, wie diese den Herrgott behandeln.

Eine zweite Merkwürdigkeit besteht darin, dass gerade für die größten Wohltaten dem Herrgott am wenigsten Dank gesagt wird. Man kann sagen: Je größer die Wohltat, desto seltener der Dank. Wenn der Kranke auf seinem Lager liegt, und sein Zustand bessert sich, dann spricht er ein kurzes Dankgebet. Aber hat er denn vorher, in den Zeiten der Gesundheit und der Frische, gedankt? Je größer die Wohltat, um so seltener der Dank. Für Speise und Trank sagen wir Gott Dank; aber für das ewige Leben, das uns Christus mit seinem Blute erkaufte hat, danken wir selten oder gar nicht. Für die Kirche, für die Sakramente, für die Gottesdienste, für alles das müssten wir Gott Dank sagen.

Eine dritte Merkwürdigkeit besteht darin, dass gerade die Frommen so wenig danken. Ein Schriftsteller hat einmal geschrieben: „Undank ist der Fehler der frommen Leute.“ Woran mag das liegen? Vielleicht daran, dass sie von Gott mit Gnaden überschüttet werden, und deswegen haben sie ein so kurzes Gedächtnis für die Gaben Gottes. Besonders auffällig ist, dass sie dort, wo sie danken müssten, oft tun, als ob der Herrgott ihnen danken müsste. Wenn sie die heilige Messe besuchen, wenn sie die heilige Kommunion empfangen, wenn sie zum Bußsakrament gehen, dann spricht man vielleicht eine kurze Danksagung, aber mancher hat das Bewusstsein: Der Herrgott kann eigentlich ganz zufrieden sein mit mir. Man erwartet beinahe, dass Gott sich erkenntlich zeigt für das, was man tut.

Woher kommt dieses merkwürdige Verhalten der Menschen Gott gegenüber? Ich glaube, der Grund ist die irrije Ansicht, Gott liegt nichts an unserem Dank, Gott hat nichts davon. Ist das wahr? Meine lieben Freunde, der Dank ist der wesensgemäße Ausdruck der Abhängigkeit. Der Dank ist die wesensgemäße Antwort auf die Abhängigkeit. Wer empfängt, darf nicht stumm bleiben. Wer empfängt, muss den Geber und die Gabe anerkennen. Wer gibt, hat Anspruch auf Bestätigung seiner Gabe. Das gilt auch gegenüber Gott. Der Gott, der uns das Leben, die Gesundheit, der uns den Frieden, der uns die Gaben des Feldes gibt, hat Anspruch auf unseren Dank. Dass Gott den Dank will, zeigt uns eine Begebenheit aus dem Leben Jesu. Da waren zehn aussätzige Männer, getrennt von ihrer Familie, von ihrer Frau, von ihren Kindern. Sie hausten nicht im Ort, sondern vor dem Orte in Höhlen oder kümmerlichen Hütten. Kein Lichtstrahl erhellte ihre Dunkelheit. Nur eine einzige Hoffnung hatten sie, nämlich der Rabbi Jesus. Er ist der Wundertäter, er kann helfen. Und als sie ihm begegneten, da rufen sie von ferne – denn sie dürfen ja nicht nahe herankommen zu den Menschen – da rufen sie von ferne: „Jesus, Meister, erbarme dich unser!“ Und Christus hört sie und gibt ihnen die Antwort: „Geht hin und zeigt euch den Priestern!“ Warum denn den Priestern? Weil die Priester eben für die

Gesundheitspflege verantwortlich waren. Die Priester konnten und mussten die Genesung feststellen, deswegen: „Geht hin und zeigt euch den Priestern!“ Und während sie hingingen, wurden sie rein. Alle. Zehn Männer wurden von ihrem Aussatz befreit. Eine maßlose Freude mag sie erfüllt haben und eine Ergriffenheit gegenüber dem Wundertäter. Aber nur einer eilte zurück, so schnell er konnte, und bedankte sich bei Jesus. Er fiel zu Boden und dankte und dankte und dankte. Die Schrift führt an, dass er ein Samariter war, also einer von dem bei den Juden verachteten Volk der Samaritaner. Nun kommen im Evangelium nach Lukas zwei Verse, die uns einen tiefen Blick tun lassen in das Fühlen Jesu. Jesus sieht den Mann und sagt: „Sind nicht zehn rein geworden? Wo sind denn die anderen neun?“ Er hat also mit höchster Verwunderung gesehen, dass von zehn Geheilten nur einer dem Wundertäter dankte. „Wo sind denn die anderen neun?“ Also hat er erwartet, dass sie kommen und sich bedanken. In seiner Seele war ein stilles, vornehmes Warten, dass sie kommen würden. Und noch einmal öffnet er seinen Mund, und schmerzlich kommt es aus seinem Herzen: „Hat sich denn keiner gefunden, der Gott die Ehre gäbe, als diese Fremdling?“ Da klingt das ganze Leid der Heilandsseele über die Undankbarkeit der Menschen heraus. Hat sich denn keiner gefunden von zehn als einer, der Gott die Ehre gäbe, als dieser Fremdling?

Diese Verse zeigen uns mit erschütterndem Ernst: Christus, Gott will den Dank. Es ist Gott nicht gleichgültig, ob wir seine Wohltaten anerkennen. Er liebt die Demut, die in Ehrfurcht dankt. Er liebt die Liebe, die in Dankbarkeit sich verströmt. Er will angebetet sein als Geber alles Guten. Er hat ein Recht darauf. Und wenn es heute eine pädagogische Richtung gibt, die sagt, man soll nicht danken, weil man sich damit erniedrigt, so sagen wir, und so sagen wir mit Christus: Du sollst danken. Dank ist Demut. Dank ist Liebe. Dank ist Freude. Es wäre viel mehr Freude in der Welt, wenn mehr gedankt würde.

Nun, wir werden die Welt nicht umwandeln, aber uns selbst können wir wandeln. Uns selbst können wir ändern und anders werden. Zwei Gedanken sollten wir, meine lieben Freunde, heute mit nach Hause nehmen, erstens: Du sollst so lange danken, wie du um eine Gabe gebeten hast. Also nicht bloß ein flüchtiges Dankgebet, sondern du sollst so lange danken, wie du um eine Gabe gebeten hast. Das ist nicht übertrieben; das ist Selbsterziehung zur Dankbarkeit. Und zweitens: Danken wir Gott auch für das Leid! Ja, das klingt merkwürdig, dass man sich bei Gott bedankt für die Schmerzen, für die Kümernisse, für die Leiden, die über einen kommen. Ja, auch das sind Wohltaten Gottes. „Triffst dich ein Schmerz, so halte still und frag dich, was er von dir will. Der liebe Gott, er schickt dir keinen nur darum, dass du solltest weinen.“ Also: Wir sollen nicht bitten um das Leid, das ist zu schwer für uns. Aber wir sollen danken für das Leid. Fangen wir mit Kleinigkeiten an, wir werden einmal spüren, wieviel Freude das in uns gibt.

In Paris lebte einmal ein frommer Priester, der Ratgeber sogar des Papstes war, der Abbé Sigur. Dieser Priester war ein begnadeter Schriftsteller, ein großer Gelehrter. Aber auf einmal stellte sich ein Augenleiden ein, und er erblindete. Er wurde vollständig blind. Aber jetzt zeigte sich seine große Seele. Er setzte seine Arbeit fort, soweit es ihm möglich war. Nur einen Kummer hatte er, dass er so selten zum Allerheiligsten gehen konnte. Der Papst gestattete ihm, das Allerheiligste in seiner Wohnung aufzubewahren. Jetzt war er ganz zufrieden, und später sagte er: „Ich danke Gott für drei Gnaden: 1. dass ich Priester geworden bin, 2. dass ich das Allerheiligste in meiner Wohnung bewahren darf, und 3. dass ich erblindet bin.“ Der Herr möge uns bewahren, dass wir das Augenlicht verlieren. Aber dieser Priester hat sogar für den Verlust des Augenlichtes gedankt.

Wir danken kaum für die größten Wohltaten. Wir leben in Gesundheit und haben kein Dankeschön für unseren Herrgott. Wie Blumen streut er die Wohltaten auf unseren Weg. Muss das so sein? Keineswegs. Wir sollen, wir müssen danken Gott für alle Gaben, Gnaden und Wohltaten. Schon am Morgen, meine lieben Freunde, sollen wir sprechen: Ich danke dir für diesen Tag, dass ich aufstehen kann, dass ich meine Arbeit verrichten kann, dass ich mein Werk tun kann. Am Abend sollen wir danken, dass der Tag bewältigt worden ist mit seinen vielen Aufgaben und vielen Lasten. In der heiligen Messe beten wir jedes Mal: „Lasset uns Dank sagen dem Herrn, unserem Gott“, und die Messe heißt ja Eucharistie, das heißt Danksagung. Sie ist tatsächlich Danksagung für die Wohltaten Gottes, vor allem für das, was er in Christus Jesus zu unserem Heile getan hat. Lasset uns danken dem Herrn, unserem Gott, denn das ist würdig und recht. Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Hölle – ewige Strafe der Verdammten

07.10.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eine tiefe Weisheit enthält die Parabel: Der Atheist sprach zum Christen: Du armer Christ, wie du betrogen bist, wenn der Himmel eine Fabel ist! Da sprach der Christ zum Atheisten: Du armer Atheist, wie du betrogen bist, wenn die Hölle keine Fabel ist! Es dürfte sich gewiß lohnen, dieses Sprüchlein zu beherzigen. Wie du doch betrogen bist, wenn die Hölle keine Fabel ist!

Dass es eine Hölle gibt, ist Dogma, ist Glaubenssatz der katholischen Kirche, den jeder, der den Namen eines Katholiken führt, annehmen muss. Dieses Dogma spricht ein Geheimnis aus, aber ein furchtbares Geheimnis. Allein Jesus, der Sohn Gottes, der viele liebliche und erhebende Glaubenswahrheiten offenbarte, konnte uns diese erschreckende Wahrheit mit Bestimmtheit verkünden, mit Worten, an denen sich nicht deuteln und nicht drehen lässt, wenn wir ihn nicht selbst der Lüge und der Übertreibung zeihen wollen. Der Herr redet auch nicht nur einmal über die Hölle, sondern oft. 15 mal, 15 mal im Neuen Testament spricht der Herr von der Hölle. Wir kennen manche seiner Aussprüche: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten können, nicht aber die Seele. Fürchtet vielmehr den, der Leib und Seele in das Feuer der Hölle stoßen kann. Ja, sage ich euch: den sollt ihr fürchten!“ An einer anderen Stelle: „Wenn dir deine Hand oder dein Fuß zum Ärgernis wird, so hau sie ab! Es ist dir besser, dass du lahm und verkrüppelt in das Leben eingehst, als dass du mit beiden Händen und Füßen in das ewige Feuer geworfen wirst.“ Und wo der Herr vom Letzten, vom Endgericht spricht, da sagt er zu den auf der linken Seite Stehenden: „Weicht, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist!“

Nun gibt es heute Theologen – heute gibt es nämlich alles mögliche! – nun gibt es heute Theologen – Theologen! –, die erklären, die Hinweise Jesu auf die Hölle haben nur den Zweck, die Menschen aufzuwecken und zu erschrecken, aber es ist noch niemand in die Hölle gekommen, und es wird auch niemand hineinkommen, die Hölle ist leer. Meine lieben Freunde, diese Erklärung ist so töricht wie diejenigen, die sie erfunden haben. Denn wenn die Drohung mit der Hölle eine leere Drohung ist, dann braucht sich niemand davor zu fürchten. Wenn die Hölle sich niemals verwirklicht, dann kann man auch niemand damit erschrecken. Wie kann man einen solchen Unsinn erklären als katholischer Theologe? Nein, meine lieben Freunde, wenn kein Mensch jemals in die Hölle gekommen ist oder kommen wird, dann verliert die Drohung mit der Hölle ihre Kraft. Sobald man die Exegese dieser Leute durchschaut, hat die Drohung mit der Hölle ihre Wirkung verloren.

Hören wir nicht auf diese Falschlehrer, die den Menschen eine falsche Beruhigung verschaffen wollen. Nein, es gibt eine Hölle, denn Jesus hat es uns geoffenbart. Aber was heißt das: Es gibt eine Hölle? Erstens, es heißt nicht, es ist irgendwo eine Stelle, wo die Menschen hinkommen, wenn sie verdammt werden, aber es ist niemand dahin gekommen. Es gibt eine leere Hölle. Das ist offenkundiger Unsinn. Die Hölle entsteht nämlich erst, wenn jemand verdammt wird. Wenn niemand verdammt wird, gibt es keine Hölle. Die Hölle ist der Zustand der Verdammten. Wenn keine Verdammten existieren, existiert auch kein solcher Zustand. Diese Erklärung der Hölle ist offensichtlich unsinnig. Was heißt es aber dann zweitens, es gibt eine Hölle? Das heißt: Es gibt Menschen, die in die ewige Unseligkeit gestoßen sind. Erst dann und nur dann, wenn es Menschen gibt, die Höllenqualen erleiden, existiert die Hölle. So also müssen wir die Worte Christi verstehen. Wenn er sagt, dass es eine Hölle gibt, dann besagt dies, dass es Verdammte gibt. Wir müssen annehmen, dass es Menschen gibt, die in ewiger Unseligkeit die Gerechtigkeit Gottes preisen müssen.

Wie ist der Höllenzustand beschaffen? Was wissen wir vom Höllenzustand? Wir wissen erstens, dass die Hölle ewig ist. Der Herr lässt keinen Zweifel daran: Die Hölle ist ein endloses Heute, dem kein Morgen der Erlösung folgt. Den Verdammten leuchtet kein Hoffnungsschimmer mehr. Wäre es anders, dann würde die Hölle aufhören, eine Hölle zu sein. Der freie Mensch hat die Entscheidung zwischen gut und böse getroffen. Gott lässt ihm seinen Willen; er lässt ihm den Willen für eine ganze Ewigkeit. Gäbe es drüben in der anderen Welt die Möglichkeit der Umkehr, dann wäre diese Umkehr so selbstverständlich, dass sie jeder sittlichen Güte entbehren würde. Dann hätte auch das diesseitige Leben seinen Sinn und seinen Ernst, seine eigentliche Aufgabe, seine Menschen- und Gotteswürdigkeit eingeübt. Die Hölle ist ewig. Darum schreibt Dante in seinem großen Drama der Göttlichen Komödie: „Ihr, die ihr hier eintretet, lasst alle Hoffnung fahren!“

Zweitens, die Verdammten leiden ewige Qual. Diese Qual ist eine doppelte. Zunächst einmal ist es die Qual der Gottesferne. Ihr ganzes Wesen ruft nach Gott, denn der Mensch ist für Gott geschaffen und sehnt sich nach Gott. Aber diese Sehnsucht wird den Verdammten nie und nimmer erfüllt. Der verdammte Mensch lebt also in der Zerrissenheit. Er sehnt sich nach Gott und kann doch diese Sehnsucht nicht befriedigen. Wie entsetzlich diese Verbannung von Gott ist, begreifen wir auf dieser Erde nicht. Warum nicht? Weil wir uns hier mit anderen Dingen über den Verlust Gottes hinwegtrösten. Mit Essen und Trinken, mit Reisen und Fahrten, mit anderen Genüssen täuschen sich die Menschen über den nicht vorhandenen Besitz Gottes hinweg. Drüben aber sind ihnen alle vergänglichen Güter entzogen. Sie haben nichts mehr, was sie trösten könnte. Nur die Sehnsucht der Seele hat noch ihr angeborenes Ziel, nämlich die Anschauung Gottes. Sie leiden unter dem zermalmenden Gedanken: Ich habe Gott verloren, und ich habe ihn für immer verloren.

Zu dieser äußersten Qual kommen Strafqualen. Die unwiderrufliche Trennung von Gott ist nicht die einzige Strafe der Unseligen. Die Heilige Schrift spricht vom Feuer, und das ist gewiß ein Bild, aber ein sehr treffendes Bild, denn was auf Erden schmerzt denn mehr als das Feuer? Wenn wir mit den Händen ins Feuer geraten, dann spüren wir, wie schrecklich diese Qual ist. Ähnlich-unähnlich müssen wir uns die Qualen der Hölle denken, und deswegen ist die Rede vom „Heulen und Zähneknirschen“. Heulen ist Ausdruck des Schmerzes, Zähneknirschen ist Ausdruck der Wut. Vor Schmerz heulen die Verdammten auf, und vor Wut über ihr verfehltes Leben knirschen sie mit den Zähnen. Von dem reichen Prasser heißt es im Evangelium: „Ich leide große Qual in diesen Flammen.“

Drittens, auf Erden erhellen Flammen unseren Tag. Wenn wir ein Feuer anzünden, dann wird es hell um uns. Die Flammen der Hölle schaffen kein Licht. In der Hölle herrscht ewige Dunkelheit. Den Verdammten ist die Sonne der Gnade für immer untergegangen. Wir lesen zuweilen von Bergleuten, die in ihren Bergwerken verschüttet wurden und dort elendig zugrunde gegangen sind, in der Finsternis begraben im Berg. Wie mag denen zumute sein, die die ganze Ewigkeit in äußerster Finsternis zubringen müssen?

Viertens, dazu kommt „der Wurm, der nicht stirbt“, wie der Herr sagt. Der Wurm, der nicht stirbt, nämlich welcher Wurm? In den Verdammten lebt die entsetzliche Erkenntnis: Ich konnte zu Gott gelangen, ich musste zu Gott gelangen, aber ich bin nicht zu Gott gelangt. Das ist der Wurm, der nicht stirbt. Ich allein habe meinen Untergang herbeigeführt. Dieses Schuldbewusstsein nagt an der Seele wie ein Wurm, und dieser Wurm wird nicht sterben.

Fünftens, auf Erden tröstet uns die Gesellschaft anderer. Auch die Verdammten sind in Gesellschaft, aber diese Gesellschaft tröstet sie nicht. Auf Erden haben sich die Sünder beschwichtigt, dass sie sagten: Die anderen machen es ja auch so, man muss mit den Wölfen heulen, man muss mit der Zeit gehen. Nicht wahr, wir kennen diese Sprüche. Meine lieben Freunde, in der Hölle ist eine Gesellschaft, aber eine Gesellschaft, die in Haß gegeneinander entbrennt, eine Gesellschaft, die im Haß gegeneinander wütet, eine Gesellschaft, die sich zerfleischen würde, wenn sie nicht der gemeinsame Haß gegen Gott und alles Heilige zusammenhielte. Nicht nur der grimmige Schmerz, auch der grimmige Haß lässt die Verdammten aufheulen.

Es muss, meine lieben Freunde, in unserer Verkündigung auch die ewige Hölle eine Stelle haben. Wir Priester dürfen nicht schweigen von dem, was der Herr geoffenbart hat. Wir müssen von der Verworfenheit, von der Verdammnis reden, damit wir nicht in diese Verworfenheit und in diese Verdammnis eingehen. Ein Stern leuchtet uns: In die Hölle kommt nur, wer sich auf Erden aus der Hölle

nichts machte. Wer sich aber oft und oft vornimmt: Ich will, ich darf nicht verloren gehen, der braucht die Hölle nicht zu fürchten. „Das hab ich mir vorgenommen: In den Himmel will ich kommen. Mag es kosten, was es will, für den Himmel ist nichts zuviel.“ Viel besser ist es, Gott zu fürchten als die Hölle, Gott, der Leib und Seele ins ewige Verderbnis stoßen kann. Noch besser ist es, Gott zu lieben und ihm zu dienen, so dass man vor lauter Freude fast darauf vergisst, an die Schrecken der Gottesferne zu denken.

Vor einigen Jahren starb ein frommer Mann, der sein ganzes Leben der Nächstenliebe gewidmet hatte. Auf dem Sterbebette sagte er dem Priester, der ihm die Wegzehrung spendete: „Warum sollte ich Gott fürchten? Ich liebe ihn ja so sehr!“ Warum sollte ich Gott fürchten, ich liebe ihn ja so sehr. Wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm. Leben wir in der Gottesliebe, bleiben wir in der Nächstenliebe, meine lieben Freunde, dann brauchen wir die Hölle nicht zu fürchten. Beten wir oft, wie es die Allerheiligenlitanei uns lehrt: „Von dem ewigen Tode erlöse uns, o Herr!“ Und beten wir auch im Te Deum, das wir Priester ja jeden Tag im Brevier beten, beten wir im Te Deum: „Herr, wir bitten dich, komm deinen Dienern zu Hilfe, die du mit deinem kostbaren Blut erlöst hast. Laß sie in ewiger Herrlichkeit deinen Heiligen zugezählt werden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die tiefe Bedeutung der Wundertaten Jesu

14.10.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubet ihr nicht.“ Mit diesem Verweise antwortet der Herr auf die Bitte des königlichen Beamten, nach Kapharnaum zu kommen und seinen sterbenskranken Sohn zu heilen. Aber der Verweis gilt nicht nur dem Beamten; er gilt dem ganzen Judentum. Jesus hatte allen Grund zum Tadel. Er hatte zahlreiche Wunder gewirkt. Jedes seiner Wunder war ein gültiger Beweis für seine messianische Sendung, ja für seine Gottheit. Und doch steht er immer wieder vor einer Mauer des Unglaubens. Das Volk vertraut wohl seiner Wunderkraft. Sie bringen ihm die Kranken; sie bringen ihm die von Dämonen Besessenen. Er soll sie heilen; er soll Tote erwecken. Und dann drängt sich die Menge an ihn heran, sensationslüstern, begierig, ein Wunder zu sehen. Aber wenig, sehr wenig haben die Wunder Jesu ihren eigentlichen Zweck erreicht, nämlich den starken Glauben an ihn und seine Sendung zu erwecken. Das zeigt sich in der Stunde der Passion. Da begibt er sich ja seiner Wundermacht, und der Glaube des Volkes erlischt. Das ist ihre große Schuld.

Die Wunder haben eine tiefe Bedeutung für unser Glaubensleben. Sie sind nämlich der äußere Beweis für die Sendung Jesu, für die Tatsache der göttlichen Offenbarung. Sie sind die Beglaubigung Gottes für das, was Jesus beansprucht zu sein und zu lehren. Ein Werk, das nur durch Gottes Hand geschehen kann, gibt untrügliche Gewissheit, dass Gott durch den spricht, der dieses Werk wirkt. Deshalb hat Christus im eigenen Namen Wunder gewirkt. Er hat die Wunderkraft den Aposteln übertragen, und er lässt auch immer wieder Heilige Wunder wirken – eine überwältigende Fülle von Tatsachen für die Glaubwürdigkeit der göttlichen Offenbarung.

Aber die Irrlehrer unserer Tage leugnen die Tatsächlichkeit der Wunder Jesu. Sie sagen, die Wunder seien Wundergeschichten, von den Anhängern Jesu erfunden, um seine Bedeutsamkeit herauszustellen. Sie seien niemals geschehen, sondern sie seien Erfindungen der begeisterten Anhänger Jesu. Meine lieben Freunde, was für ein Unsinn wird uns hier zugemutet anzunehmen! Wenn die Wunderberichte erfunden sind, wie sollen sie etwas aussagen über die Bedeutsamkeit Jesu? Die Wunder sagen doch nur dann etwas über seine Bedeutsamkeit aus, wenn sie geschehen sind. Wenn sie nicht geschehen sind, dann sind nicht nur die Geschichten erfunden, dann ist auch die Bedeutsamkeit Jesu erfunden.

Die Leugnung der Wunder Jesu ergibt sich nicht aus der Wissenschaft, sondern aus einem weltanschaulichen Vorurteil. Die Irrlehrer unserer Tage, die teilweise auf theologischen Lehrstühlen sitzen, konstruieren einen Jesus, der kein anderer Mensch war als du und ich. Einem solchen Menschen kann man keine Wunder zutrauen. In Wirklichkeit ist es genau umgekehrt: Weil Jesus Wunder gewirkt hat, weil er unerhörte Wunder gewirkt hat, deswegen sind die Jünger zum Glauben an ihn gekommen. Als er dem Seebeben und dem Sturm gebot, da sagten sie: „Was ist denn das für einer, dass ihm sogar der Wind und die Wellen gehorchen?“ Nicht einmal die Feinde Jesu haben die Wunder Jesu geleugnet. Sie haben sie nur dem Teufel zugeschrieben. „Durch Beelzebub, den obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus.“ Aber die Tatsache der Teufelsaustreibung haben sie nicht bestritten.

Aus der Gewissheit, dass Jesus Wunder gewirkt hat, ergibt sich für uns die Glaubenspflicht. Wenn unsere Vernunft uns sagt, dass Gott gesprochen hat in Jesus und durch Jesus, dann müssen wir die geoffenbarten Lehren annehmen, bedingungslos und ohne Einschränkung, auch wenn sie Geheimnisse enthalten, die wir nicht erfassen können, auch wenn sie uns Pflichten auferlegen, die uns schwer ankommen, auch dann, wenn wir nicht persönlich Zeugen eines Wunders geworden sind. Es wäre Vermessenheit, von Gott zu verlangen, dass er durch Wunder jedem einzelnen seine Offenbarung

beglaubige. Die Wunder Jesu, seiner Apostel und aller Heiligen sind so sicher bezeugt, dass sie keinen vernünftigen Zweifel zulassen und jedem, der wahrhaft guten Willens ist, genügen. Nein, die Wundermacht bleibt in Gottes Hand. Er wirkt die Wunder, wann er will und wie er will, und er wirkt sie auch nur vor jenen, die er als Zeugen seiner Wunder sehen will. So heißt es bei dem Wunder über allen Wundern, bei der Auferstehung Jesu, er sei „erschienen den von Gott vorherbestimmten Zeugen“. Keine Sensation, kein Schauwunder für die ungläubigen Jerusalemiten, sondern eine wunderbare Auferstehung, die den gottgewollten Zeugen vorgeführt wurde und von ihnen uns übermittelt wurde. Gott lässt sich die Wundermacht nicht aus der Hand nehmen.

Die Menschen versuchen es freilich immer wieder, wollen ihn zu einem Wunder zwingen. Als er am Kreuze hing, da lästerten sie ihn und höhnten ihn: „Steig herab vom Kreuze, dann wollen wir dir glauben!“ Sie wollen ihm eine Bedingung setzen für ihren Glauben. Aber auf eine solche Bedingung lässt Gott sich nicht ein. Er bleibt am Kreuze; er harrt aus. Er harrt aus, weil er durch sein heiliges Kreuz die ganze Welt erlöst hat.

Auch heute noch geschehen Wunder, und der gläubige Christ freut sich dankbar dieser sichtbaren Erweise göttlicher Macht, die seinen Glauben festigen. Aber Glaube an Wunder und Wundersucht sind zwei verschiedene Dinge. Wundersucht ist kein Zeichen echten Glaubensgeistes, eher das Gegenteil. Christus sagt: „Selig, die nicht sehen und doch glauben.“ Deshalb ist die Kirche so vorsichtig, so zurückhaltend, bevor sie ein Wunder anerkennt. Sie prüft sie mit äußerster Gewissenhaftigkeit, und das ist recht so, denn schon so manches Mal hat sich ein angebliches Wunder als eine Täuschung herausgestellt. In der Oberpfalz gab es einmal angeblich eine weinende Madonna. In Wirklichkeit hat es durch das Dach hereingeregnet.

Die Kirche benötigt die Wunder nicht. Sie kann in Ruhe warten, bis bei einem wunderbaren Ergebnis jeder Zweifel beseitigt ist. Sie weiß, dass sie auch ohne diese Wunder das Siegel Gottes in sich trägt. Die Wundersucht ist eine Gefahr, eine Gefahr für den echten Glauben, denn sie kann leicht in den Dienst von irdischen Interessen und von irdischen Bedürfnissen gestellt werden. Der unvergessliche Kardinal Faulhaber hat einmal das schöne Wort gesagt: „Ja, wenn man mit einem Ave Maria schönes Wetter machen, mit einem Rosenkranz eine Hypothek abstoßen, mit einer Wallfahrt unfehlbar eine Krankheit sich vom Leibe halten könnte, sie würden in Haufen zur Muttergottes laufen, und wir wären vor lauter Religion religionslos geworden. Der Glaube ist kein Geschäftsträger irdischer Vorteile.“ So ist es. Genau so ist es. Wunderbare Gebetserhörungen, meine Freunde, lassen sich von Gott nicht erzwingen. Er bleibt in allen Nöten und bei allem Flehen der souveräne Herr. Er wirkt, aber er wirkt nach seiner Allmacht und seiner Weisheit.

Eine Frage drängt sich freilich auf: Wie kommt es, dass es trotz der überzeugenden Kraft der Wunderbeweise so viele Ungläubige gibt? Diese Frage rührt an das Wesen des Glaubens. Der Glaube ist nicht ein Akt des Verstandes. Der Verstand sagt uns, dass es vernünftig ist, zu glauben, aber der Glaube selber ist eine Sache des freien menschlichen Willens in Verbindung mit der göttlichen Gnade. „Die menschlichen Dinge muss man erkennen, um sie zu lieben. Die göttlichen Dinge muss man lieben, um sie zu erkennen“, hat einmal Blaise Pascal geschrieben. Dadurch dass der Mensch mit freiem Willen die Autorität Gottes anerkennt, indem er auf das Wort Gottes hin die Lehren annimmt, die über unser Begreifen hinausgehen, wird der Glaube ein Akt höchster Gottesverehrung. Wer aber diese Lehren annimmt, der muss sich auch ihren Forderungen unterwerfen, der muss bereit sein zur Aufgabe der eigenen Selbstherrlichkeit. Hinter dem Glaubensakt wartet das Glaubensleben, das Leben, das aus dem Glauben gestaltet werden muss. Und darin liegt für viele das stärkste Hindernis des Glaubens. Sie wollen nicht gebunden sein; sie wollen sich nicht vom Glauben binden lassen. Ein Ungläubiger, der französische Enzyklopädist D'Alembert, hat einmal gesagt: „Der Wunsch, den Leidenschaften freie Zügel zu gewähren, hat mehr Menschen zu Ungläubigen gemacht als die spitzfindigsten Blendwerke der Philosophen.“ Der Wunsch, den Leidenschaften freie Zügel zu gewähren, hat mehr Menschen zu Ungläubigen gemacht als die spitzfindigsten Blendwerke der Philosophen. Und der ihm geistesverwandte Jean Jacques Rousseau hat in ähnlicher Weise gesagt: „Halte deine Seele in einem Zustand, dass sie wünschen kann, dass Gott lebt, und du wirst an Gott nicht zweifeln.“ Halte deine Seele in einem Zustand, dass sie wünschen kann, dass Gott lebt, und du wirst an seiner Existenz nicht

zweifeln. Was diese Ungläubigen uns gesagt haben, das bestätigt der heilige Pfarrer von Ars, wenn er erklärt: „Brich mit deinen Leidenschaften, und morgen wirst du gläubig sein.“

Wer in demütiger Bereitschaft sein Leben in das Licht des Glaubens stellt, für den wird der Glaube eine unversiegbare Quelle des Segens und der Kraft. Wer wirklich glaubt, wer wirklich im Glauben lebt, der ist überzeugt davon, dass der Glaube Wahrheit ist. Das Leben aus dem Glauben ist ihm der sichtbarste Beweis für die Wahrheit des Glaubens. Denn der Glaube ist unser Licht, der Glaube ist unser Halt, der Glaube ist unser Glück. Ja, der Apostel jubelt sogar: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet: Unser Glaube.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Dem Nächsten von Herzen verzeihen

21.10.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben soeben das Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht gehört. Wenn wir uns dieses Gleichnis vor Augen führen, dann kommt uns ein, wie achtlos wir oft im praktischen Leben über grundlegende sittliche Forderungen des Herrn hinweggehen. Unser Urteil über den unbarmherzigen Knecht kann nicht zweifelhaft sein. Seine Hartherzigkeit gegenüber dem Mitknecht mittelbar nach dem empfangenen Huldbeispiel seines Herrn ist empörend. Und die Strafe dafür ist wohlverdient. Aber dann steht noch das letzte Wort in der Gleichnisdeutung des Herrn vor uns, ein Wort, das mit unerbittlicher Helligkeit in unsere Seele hineinleuchtet: Bist nicht du dieser Knecht? Handelst du nicht ähnlich wie er? Und wenn du so handelst, dann musst du auch dasselbe Gericht über dich ergehen lassen, wie ihm geschehen ist.

Das Gleichnis verlangt von uns eine Gewissenserforschung, meine lieben Freunde. Da ist zunächst die große Schuld des Knechtes und das Erbarmen Gottes – der Knecht und sein Herr, Schuldner und Gläubiger. Sooft wir vor Gott hintreten, erinnern wir uns unserer Schuld, unserer Sünden aus Schwachheit, aus Leichtsinn, aus Bosheit. Wenn wir einmal unser Leben überblicken mit seiner unabsehbaren Schuldenlast, dann müssen wir erschrecken, was sich da angesammelt hat, eine Last, eine Schuld, die wir aus eigener Kraft nicht tilgen können. Aber immer wieder finden wir bei Gott einen Gläubiger, der bereit ist, die Schuld zu erlassen. Wie oft haben wir sagen müssen: Habe Geduld mit mir! Und wie oft haben wir an uns erfahren, was der Knecht von seinem Herrn erfahren hat: „Da erbarmte sich der Herr des Knechtes und erließ ihm die ganze Schuld.“

Es ist ein wunderbarer Gedanke, meine lieben Freunde, nein, eine wunderbare Wirklichkeit: Gott vergibt. Das ist schon wunderbar, dass wir sagen können: Gott vergibt, dass die Schuld weggenommen wird, dass wir von ihrer Last befreit werden. Ich habe einmal gelesen, dass sich zwei junge japanische Mädchen in einen Vulkan gestürzt haben, weil sie mit ihrer Schuld nicht fertig wurden. Wir wissen: Gott verzeiht die Schuld, Gott vergibt. Gott vergibt alle Sünden. Es gibt keine Sünde, die nicht vergeben werden könnte, wenn sie – das ist die Bedingung – wenn sie bereut wird. Gott vergibt nur dem reuigen Sünder. Reue enthält zwei Elemente, einerseits den Abscheu vor der Sünde, die Trennung von der Sünde, die Distanzierung von der Sünde und andererseits den Vorsatz, die Sünde künftig zu meiden, die feste Absicht, die Sünde nicht wieder zu begehen. Seien wir uns klar: Ohne Reue werden persönliche Sünden nicht vergeben. Aber wenn Reue da ist, werden sie alle vergeben.

Dem Erbarmen des Herrn im Gleichnis Jesu steht das mitleidlose Verhalten des Knechtes gegenüber. Auch im Verhältnis der Menschen zueinander offenbart sich die menschliche Schwachheit. Immer wieder erleben wir im Verkehr mit anderen Menschen Mißverstehen, Kränkungen, Lieblosigkeiten, Beleidigungen, Verleumdungen. Und oft werden gerade diejenigen, die einem Menschen Gutes tun, am meisten und am rücksichtslosesten behandelt. Niemand bleibt davon verschont. Wir sollten uns darauf einrichten. Es ist unmöglich, meine lieben Freunde, durch das Leben zu gehen, ohne dass Menschen uns Schmerzen zufügen. Wir haben alle schon die Erfahrung gemacht, dass uns durch andere bittere Stunden bereitet wurden, dass Freundschaften vernichtet wurden, dass das Familienleben getrübt wurde, dass Feindschaften entzündet wurden. Wie viele Menschen haben uns schon verwundet durch ihre Worte oder durch ihre Handlungen. Da sagt mancher: Das kann ich nicht vergessen, das kann ich nicht verzeihen. Das kann ich nicht verzeihen. Meine lieben Freunde, dann haben wir den Groll mit uns getragen, tagelang, wochenlang, manchmal jahrelang. Vielleicht tun wir es heute noch. Der Groll, das ist die geheime Abneigung gegen den anderen, die Erbitterung gegen ihn, das

Nicht-Verzeihen-Wollen. O, meine Freunde, der Groll vergiftet unsere Seele! Er schädigt uns und stört das Verhältnis zu den Mitmenschen. Er nützt niemandem, er schadet allen. Wer Groll in sich trägt, macht sich selbst krank und zerstört die Brücke, die zu den anderen Menschen führt.

Gewiß, es gibt Kränkungen, es gibt Beleidigungen, die unser ganzes Innere aufwühlen, die unsere Eigenliebe zur Empörung treiben, alle Instinkte der Rachsucht und des Hasses in uns wecken. Je mehr wir darüber nachdenken, um so tiefer wühlen wir uns in diesen Schmerz hinein. Und doch, wenn wir unsere Schuld mit der Schuld, die wir gegen Gott haben, vergleichen, dann sehen wir, dass sie geringfügig ist. Im Gleichnis stehen sich gegenüber der eine, der zehntausend Talente schuldet, und der andere, der hundert Denare schuldig war. Zehntausend Talente sind sechzig Millionen Denare, und bei dem anderen hundert Denare. Gewaltig die eine Summe, geringfügig die andere. Und deswegen: Es ist keine Schuld im Verhältnis von Mensch zu Mensch denkbar, die nicht geringer wäre als das Böse, das wir gegen Gott getan haben. Das Unrecht, das wir von Menschen erfahren, ist nichts gegenüber der Beleidigung, die wir Gott zugefügt haben, das Geschöpf seinem Schöpfer. Die Schuld der Menschen gegen Gott ist unvergleichlich größer als irgendeine Schuld zwischen Mensch und Mensch. Und deswegen sollten wir verzeihen. „Willst du Befriedigung für einen Augenblick, dann räche dich! Willst du Befriedigung für immer, dann verzeih! Wer nachträgt, trägt am schwersten an sich selber!“

Ich habe einmal erlebt, wie ein Apotheker sich mit einer seiner Angestellten einließ. Aber er hat dieses Verhältnis bereut, er hat seine Frau um Verzeihung gebeten, er hat auf den Knien um Verzeihung gebeten, aber die Frau hatte sich bereits anders orientiert. Von Phokion, einem der größten Feldherrn der Athener, der berühmt war wegen seiner Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit, von diesem Phokion wird berichtet, dass Anklagen gegen ihn vorgebracht wurden, haltlose Anklagen. Aber das Volk, aufgehetzt, wie es leicht ist, verurteilte ihn zum Tode durch den Giftbecher. Als die Stunde der Urteilsvollstreckung gekommen war, trank Phokion den Becher ruhig und sagte zu seinem Freunde: „Sage meinem Sohne, er möge das Unrecht, das die Athener mir zugefügt haben, niemals rächen, sondern vergessen! Das ist mein letzter Wunsch und Wille.“ Das war Phokion – ein Heide! Er hat vergeben denen, die ihn unschuldig in den Tod getrieben haben.

Das Gericht des Königs über den unbarmherzigen Knecht sollte uns zu denken geben. „So wird mein himmlischer Vater auch mit euch verfahren, wenn ihr nicht von Herzen einander verzeiht.“ Das heißt: Wer nicht verzeiht, dem wird nicht verziehen. Wer nicht den Menschen verzeiht, dem wird auch von Gott nicht verziehen. Der unversöhnliche Mensch findet einen unversöhnlichen Gott. Kein Gebet, keine Reue, kein Empfang des Bußsakramentes bringt uns Vergebung, wenn wir nicht bereit sind, dem Mitmenschen eine erlittene Kränkung zu verzeihen. Von Herzen, also nicht bloß äußerlich, von Herzen verzeihen, innerlich alle Rachsucht und allen Haß überwinden. Das Gefühl der Kränkung haben wir gewöhnlich nicht in der Gewalt, aber der Wille zu aufrichtiger Verzeihung und Vergebung muss in uns sein, und das nicht einmal, sondern immer. Petrus meinte einmal zum Herrn: „Wie oft soll ich verzeihen, Herr? Etwa siebenmal?“ „Ich sage euch: Siebzimal siebenmal“, das heißt immer. Wir müssen also jederzeit zur Verzeihung bereit sein. Das verlangt Gott so unerbittlich von uns, dass er uns nicht am Altare sehen will, wenn wir nicht Verzeihung geübt haben. „Geh hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabel!“

Es hat im Laufe der Kirchengeschichte ergreifende Beispiele der Verzeihung gegeben. Ich erinnere an den heiligen Johannes Gualbertus. Sein Bruder war ermordet worden, und am Karfreitag – am Karfreitag! – traf er auf einem Hohlweg den Mörder seines Bruders. Nach dem Recht der damaligen Zeit hätte er ihn erschlagen können. Aber der Mörder bat ihn um Verzeihung um der Liebe Christi willen. Tief ergriffen ließ ihn Johannes Gualbertus aufstehen, reichte ihm die Hand und verzieh. In der Kirche eines Klosters warf er sich vor dem Kreuzbild nieder und betete: „Herr, ich tat, wie du befehlst. Ich habe verziehen. Verzeihe auch mir.“ Da war es ihm, als ob sich der Gekreuzigte zu ihm neigte und ihm dankte für das Opfer der Rache, das er gebracht hatte. Es war für ihn der erste Schritt zur Heiligkeit.

Meine lieben Freunde, wenn wir die Forderung nach Verzeihung ernst nehmen, dann wäre nicht so viel Entfremdung und Feindschaft unter denen, die sich Christen nennen. Es ist nicht immer leicht, zu verzeihen. Aber es ist ein Sieg, ein Sieg über die Eigenliebe. Es ist ein Sieg, der uns das erbarmende

Herz Gottes öffnet. Wir werden die Kraft dazu finden, wenn wir alle Bitterkeiten und Kränkungen stets im Geiste sührender Buße für unsere eigenen Sünden auf uns nehmen und ertragen, wenn wir uns an den erinnern, der nicht schalt, als er gescholten wurde, und der nicht drohte, als er litt.

Niemand darf getroster vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen und Vergebung für seine Sünden erflehen als derjenige, der das Apostelwort auf sich anwenden kann: „Man flucht uns – wir beten. Man verfolgt uns – wir dulden. Man lästert uns – wir beten.“ Täglich, meine lieben Freunde, beten wir im Vaterunser nach der Weisung des Herrn: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben haben unseren Schuldigern.“ Ob dieser Ruf eine Bitte um Erbarmung oder aber eine Herausforderung des ewigen Richters ist, darüber entscheidet die Verfassung unseres Herzens.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der König der Wahrheit – Jesus Christus

28.10.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Königsfestes unseres Herrn Versammeltel!

Wenn wir den Altar betrachten, auf dem wir das Opfer Christi darbringen, da ahnen wir etwas davon, dass Christus ein König ist. Die Kirchen, vor allem die Kirchen aus der Zeit des Barock und des Rokoko, sind wie Königssäle geschmückt. Der Hochaltar ist der Königsthron, für den Herrn errichtet, Stufen führen hinauf, Teppiche und Tücher sind ausgebreitet, Kerzen leuchten, Blumen duften, und im Kirchenraum drängt sich das gläubige Volk, um Christus den Königsdienst, den Ehrendienst des Königs zu erweisen. Christus ist König über sein Volk.

Einst war es nicht so. Da stand der Herr gebunden vor dem römischen Statthalter. So wenig königlich war sein Auftreten, dass der Statthalter ihn fragte: „Bist du – die Jammergestalt! – bist du der König der Juden?“ Er war von den Juden als Nebenbuhler des Kaisers verklagt worden, doch sie wussten genau, dass Jesus dem Kaiser keine Konkurrenz machte. Er hatte doch gesagt: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und gebt Gott, was Gottes ist!“ Auch Pilatus wäre nie auf den Gedanken gekommen, Jesus zu verhaften oder als Nebenbuhler seines kaiserlichen Herrn zu betrachten, wenn die Juden ihn nicht ihm unter politischer Anklage vorgeführt hätten. Deswegen fragt er den Herrn, und der Herr antwortet mit einer Gegenfrage: „Sagst du das aus dir selbst, oder haben es dir andere von mir berichtet?“ In der Tat, Pilatus war nur das Sprachrohr der Juden. Sie hatten Jesus als einen Thronprätendenten, als einen, der Anwartschaft auf den Thron erhebt, vorgestellt. Er selber musste wissen durch seine Spione und Zuträger, die er im Lande hatte, dass Jesus ihm nicht gefährlich werden konnte, dass er keine Königsansprüche erhoben hatte. Er entzog sich ja dem Volke, als es ihn zum König machen wollte. Freilich tat er Wundertaten und predigte, wie jemand noch nie gepredigt hatte.

Was war dieser Jesus für ein Mensch? Pilatus war sich unschlüssig. Er wurde von den Seinen verehrt und von seinen Feinden verfolgt. Da erhebt sich die Frage: Ist er ein König oder ist er keiner? Diese Frage ist bis heute nicht verstummt, denn sein Auftreten, seine Herrschaft in der Welt ist machtvoll und schwach zugleich. Machtvoll bei denen, die sich seiner Herrschaft unterwerfen, die seinem Willen folgen, die sein Gebot ernst nehmen. Wie viele sind bereit, für ihn Gesundheit, Freiheit, ja das Leben zu opfern! Solche Menschen gibt es doch und hat es gegeben und wird es immer geben. Und dennoch ist sein Reich auch schwach. Man kann über ihn herfallen, über seine Stellvertreter, den Papst und die Bischöfe. Wir erleben es ja gerade wieder, wie mutige Bischöfe dem Verdikt der Linken verfallen, Bischof Mixa von Augsburg, Bischof Müller von Regensburg, Bischof Meisner von Köln. Man kann seine Altäre schänden, man kann seine Tabernakel berauben, man kann das Allerheiligste zertreten, das alles ist möglich. Hat sich der Herr selbst zu dieser Wehrlosigkeit verurteilt? Warum verzichtet er darauf, seine Königsmacht unter den Menschen zu offenbaren? Wäre das nicht auch für unseren Glauben eine starke Hilfe, wenn wir sehen, dass er sein Zepter nicht nur in der Hand hält, sondern auch damit regiert?

Pilatus kennt sich nicht aus. Deswegen seine barsche Antwort: „Bin ich denn ein Jude? Dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir überliefert. Was hast du getan?“ Jetzt gibt der Herr Auskunft über sein Reich: „Mein Reich“ – er hat ein Reich! – „ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, dann würden meine Diener kämpfen, und ich wäre nicht den Juden überliefert worden. Nun aber ist mein Reich nicht von hier.“ Er ist ein König. Er hat ein Reich. Und zwar ein Reich, das mit keinem irdischen Reich in Vergleich treten kann. Denn sein Reich umfasst die ganze Welt. Wir haben es ja in der Epistel heute gehört im Kolosserbrief, was für eine Qualität sein Reich hat. Alles ist ihm unterworfen im Himmel und auf Erden, Throne, sichtbare Herrschaften und unsichtbare, alles ist

durch ihn und für ihn geschaffen. Er ist vor allem, und alles hat in ihm seinen Bestand. Christus ist tatsächlich der König der Könige. Er ist der Herr der Welt. Er ist deswegen König, weil Gott ihm als Menschen, dem Jesus von Nazareth, weil Gott ihm als Menschen an Gewalt und Macht und Würde alles verlieh, was nur immer die Menschennatur zu fassen vermag. Ihm übergab er die Herrschaft über die ganze Welt. Christus ist Herr der Welt!

Alles ist seiner Gewalt unterworfen, wenn ihm auch hinsichtlich der Ausübung noch nicht alles unterworfen ist. Denn er hat den Menschen mit freiem Willen ausgestattet. Von ihm wollte er, dass er sich ihm frei unterwerfe. Die Natur muss ihm gehorchen; die Tiere und die Pflanzen und die Steine müssen ihm gehorchen. Sie sind gehorsam den Gesetzen, die er in sie gelegt hat. Aber dem Menschen hat er es überlassen, ihm zu folgen, wenn er mit seinem Willen mit ihm übereinstimmt. „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ Das Wort gilt, aber er will auch, dass diese Gewalt von den Menschen anerkannt wird, dass sie ihm freiwillig den Gehorsam leisten, den er von ihnen erwartet. Er ist ein wirklicher König, er ist kein Schattenkönig. Er will in jeder einzelnen Seele seine Herrschaft aufrichten. Aber er regiert die Welt so, dass die vernünftigen Geschöpfe aufgerufen sind, sich freiwillig seiner Herrschaft zu unterwerfen. Und diese freiwillige Unterwerfung nennen wir Glauben. Wer seine Herrschaft anerkennt, der glaubt. Wenn immer ein Mensch im Glauben sich dem Herrn zuwendet, da lässt er Christus über sich König werden. Und solche Menschen hat es doch gegeben und gibt es auch heute noch. Nicht nur die Heiligen, die bis zum letzten Atemzug ihm gedient haben, auch die anderen Menschen, die sich bemühen, seinen Willen zu erfüllen, lassen sein Königtum über sich aufgehen. Wenn sie seine Ordnungen und Gesetze anerkennen, dann zeigen sie, dass sie diesem König unterworfen sein wollen.

Und in diesen Menschen wird Christi Reich offenbart, ein Reich der Wahrheit, ein Reich der Liebe. Das hat Pilatus begriffen. Und deswegen sagt er: „Du bist also doch ein König?“ „Ja, du sagst es, ich bin ein König. Dazu bin ich geboren und in die Welt gekommen, dass ich der Wahrheit Zeugnis gebe. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme.“

Ein König der Wahrheit. Wahrheit ist die offenbare Wirklichkeit Gottes. Die Wahrheit ist das Gesetz des Reiches unseres Heilandes. In der Wahrheit sollen wir uns finden, und in der Wahrheit sollen wir beharren. In der Wahrheit, die wir aussprechen in unseren Glaubensbekenntnissen und in unseren Gebeten und in unserem Gottesdienst. In dieser Wahrheit sollen wir uns dem König Christus unterwerfen. Dadurch, dass er Zeugnis gibt von seiner Wahrheit, will er seine Königsherrschaft in der Welt durchsetzen und aufrichten.

In jedem Menschen lebt die Sehnsucht nach Wahrheit, wenn auch manchmal verschüttet und verborgen, vergraben unter Wünschen und Sehnsüchten anderer Art. Aber grundsätzlich lebt in jedem Menschen die Sehnsucht nach der Wahrheit. Alle Menschen sollten dieser Sehnsucht nachgeben und sich zur Wahrheit bekennen und so zum Herrn der Wahrheit finden. Aber der Herr hat einen Widersacher. Wir nennen ihn den Satan. Er blendet die Menschen. Er blendet sie mit den Schätzen der Erde, mit den Lüsten der Erde, mit den Verführungen der Erde. Und so gibt es eben – Gott sei es geklagt – Menschen, denen an der Wahrheit wenig gelegen ist. Ein weiser Mann hat einmal das schreckliche Wort gesagt: „Die Wahrheit ist den meisten Menschen das Gleichgültigste.“ Ein furchtbares Wort: Die Wahrheit ist den meisten Menschen das Gleichgültigste. Was ist ihnen denn dann nicht gleichgültig? Nun, das Leben, das Genießen, die Bequemlichkeit, das ist ihnen nicht gleichgültig. Aber die Wahrheit ist den meisten Menschen das Gleichgültigste.

Und so müssen wir sie aufrufen, auf die Stimme der Wahrheit zu hören. Wir müssen sie bewegen, zum Herrn der Wahrheit zu finden. Wir müssen sie einladen, in das Reich der Wahrheit einzutreten, sich an Christi Seite zu stellen, nicht nur sich seiner Wahrheit zu unterwerfen, sondern auch ein Hebold der Wahrheit zu werden, die Wahrheit zu verbreiten, sich nicht zu fürchten. Keine schwarzen Angsthasen, meine lieben Freunde, sondern mutige Bekenner der Wahrheit, das wollen wir sein. Dann sind wir seine Bannerträger, dann herrscht Christus auch durch uns auf dieser Erde. Und wenn er einmal seine Herrschaft sichtbar und unübersehbar antreten wird, dann wird er denen die Krone geben, die für seine Wahrheit eingetreten sind.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Heiligen, geläutert zur ewigen Seligkeit

01.11.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Heiligen im Himmel Versammelte!

Die heidnischen Römer bauten ihren Göttern Tempel, zugegeben herrliche, ansehnliche Tempel, die noch heute eine Ahnung davon geben, dass die Heiden auch um das Numinose, um die Macht Gottes, wussten. Aber sie waren eben Vielgötter-Verehrer. Und so schufen sie auch einen Tempel, in dem sie alle Götter verehrten. Das war das Pantheon in Rom, ein Rundbau. In diesem Rundbau meinten sie die Verehrung aller Götter versammelt zu haben. Als Rom christlich wurde, verwandelte man das Pantheon in eine christliche Kirche. Diese christliche Kirche wurde im Jahre 609 für alle Heiligen geweiht. Da liegt der Ursprung des Festes Allerheiligen. Die Übung, alle Heiligen an einem Tage zu verehren und anzurufen, breitete sich aus. König Ludwig der Fromme sorgte dafür, dass das Fest im ganzen Frankenreich eingeführt wurde.

Das Fest, oder besser der Gedenktag Allerseelen hat einen anderen Ursprung. Es war der große Abt Odilo von Cluny, dem berühmten Benediktinerkloster in Frankreich, der das Gedächtnis der Verstorbenen einführte. Und das hat er so gemacht, dass er es hinter das Fest Allerheiligen legte. Er sagte, die beiden Tage gehören zusammen. Wir gedenken am Fest Allerheiligen aller Seligen des Himmels, aber wir gedenken am Gedenktag Allerseelen der Verstorbenen, die in Christus entschlafen sind und von denen wir hoffen und wünschen, dass sie der Gemeinschaft der Heiligen teilhaftig werden. So wurde dieser Gedenktag Allerseelen im 10. Jahrhundert eingeführt, breitete sich aus über andere Länder, und Papst Benedikt XV. hat in den Wirren des Ersten Weltkrieges die Erlaubnis gegeben, dass an diesem Tage jeder Priester drei heilige Messen feiern darf, um eben möglichst viel Segen auf die Verstorbenen, auf die Gefallenen herabzurufen.

Der große Abt Odilo von Cluny hatte erkannt, dass die Gedanken von Allerheiligen durch das Gedächtnis Allerseelen fortgeführt und erweitert werden. An Allerheiligen schauen wir in den Himmel, und dort sehen wir die große Schar, die niemand zählen kann, die aus allen Stämmen, Nationen und Sprachen vor dem Throne des Lammes in der Anschauung Gottes jubelt und dankt. Aber an Allerseelen steigt der Blick in die Tiefe, nämlich in das Fegfeuer, wo jene Seelen sich befinden, die des Heiles gewiß sind, die aber von der Anschauung Gottes noch ausgeschlossen sind, deren Schmerz es ist, dass sie ihre Sehnsucht nach Gott, nach der Anschauung Gottes noch nicht erfüllen können, dass sie noch der endgültigen Vereinigung mit Gott harren.

Allerheiligen ist das große Fest des Lebens, des ewigen Lebens. Da erfüllt sich die geheime Sehnsucht eines jeden Menschen nach Leben, nach glücklichem, nach ewigem Leben, nach wahren und vollkommenem Leben. Im Himmel sind die Vollendeten untrennbar und für immer mit Gott vereinigt. Nichts kann diese Verbindung mit Gott lösen. Allerheiligen kündigt uns: Es gibt ein ewiges Leben. Es ist nicht wahr, wenn der Unglaube sagt, mit dem Tode ist alles aus. Deinen Gläubigen, o Herr, kann das Leben nicht geraubt werden; es wird ihnen nur verwandelt. Wenn die Herberge des Erdenlebens zerfällt, wird eine ewige Heimat im Himmel bereitet.

Weil wir also jetzt wissen, dass der Tod die Schwelle zum ewigen Leben ist, sieht die Kirche den Tod in einem neuen Lichte, im österlichen Lichte. An Ostern ist es nämlich geschehen, dass einmal und für immer der Tod besiegt wurde. Die Frauen eilten zum Grabe Jesu früh am Morgen. Als die Sonne aufging, waren sie schon unterwegs. Als sie ans Grab gekommen waren, da erschrakten sie, denn ein Engel sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht. Ihr suchet Jesus von Nazareth. Er ist nicht hier. Er ist auferstanden. Gehet hin und meldet es seinen Jüngern!“ Der Auferstandene ist es, er allein, den wir feiern in seinen Freunden, in seinen Gliedern, in seinen Brüdern. Er ist es, der alles in ihnen

gewirkt hat, denn er ist der Sieger über den Tod. Meine lieben Freunde, einen Stärkeren gibt es. Wer den Tod besiegt, ist der Stärkste von allen. Sein Sterben hat unseren Tod vernichtet, und seine Auferstehung uns neues Leben erworben. Der Tod hat deswegen seine Schrecken verloren, denn jeder Mensch ist gerufen, mit dem Tode in das ewige Leben einzugehen und die Auferstehung des Leibes zu erwarten.

Aber nicht nur die Seligen des Himmels haben Anteil an dem Lichte, in den das Wirken Jesu den Tod stellt, auch die Verstorbenen, die im Fegfeuer sind. Sie harren auf die Gottesschau. Sie sind noch nicht Vollendete. Sie warten auf das Eingehen in den Himmel. Aber sie wissen mit untrüglicher Sicherheit: Wir sind gerettet. Wir haben überwunden. Wir sind zur ewigen Seligkeit bestimmt.

Wer den Tod hinter sich gelassen hat, der lebt in der Erkenntnis. Die Glückseligkeit der Heiligen enthält zunächst ein beschauliches Element. Sie dürfen Gott schauen. Gott, an den wir nur geglaubt haben, Gott, der uns in das Dunkel hinein angeredet hat, diesen Gott dürfen die Seligen des Himmels schauen. Da erfüllt sich das, was der Herr während seines Erdenlebens gesagt hat: „Das ist das wahre Leben, dass sie dich erkennen und den du gesandt hast, Jesus Christus.“

Wer aber Gott schaut, der wird vom beschaulichen Leben zum aktiven Leben hingerissen, denn die Heiligen schauen nicht nur, sie jubeln auch und danken. Sie sind voll Freude über die Größe der göttlichen Herrlichkeit und über das selige Geschick, das ihnen bereitet ist. Sie feiern wahrlich Eucharistie, Danksagung. Und von diesem Festmotiv strahlt ein Leuchten auch in das Gedächtnis Allerseelen. Auch im Fegfeuer, meine lieben Freunde, ist Jubel und Dank. Die Armen Seelen, wie wir sie nennen, sind ja auch reiche Seelen, reich an Hoffnung, reich an Zuversicht, reich an Gewissheit. Sie wissen es: Wir haben es geschafft. Ihr Leben ist gelungen, sie werden in die Herrlichkeit Gottes eingehen, wenn ihre Läuterung vollendet ist.

Freilich ist im Fegfeuer auch Raum für Klage und Bitte. Denn der Schmerz, von Gott getrennt zu sein, ist riesig. Auch die Schmerzen des Fegfeuers sind keineswegs leicht. Die Armen Seelen brennen gleichsam darauf, in Gottes Herrlichkeit einzugehen, deswegen sprechen wir ja auch vom Fegfeuer. Die heilige Theresia vom Kinde Jesu wurde einmal gefragt, ob sie die Qualen des Fegfeuers fürchte. Da gab sie zur Antwort: „Wenn ich in das Fegfeuer hineinkomme, werde ich in den Flammen wandeln wie die drei Jünglinge im Feuerofen und werde den Lobgesang der Liebe singen.“ Ich weiß nicht, ob wir alle diese Zuversicht nachsprechen können. Aber eines ist sicher: Die Seelen im Fegfeuer haben die absolute Gewissheit, gerettet zu sein, und sie sehnen sich danach, endgültig zu Gott zu kommen. Dabei können wir ihnen helfen. Sie rufen uns: Gedenket unserer! Gedenken unserer wenigstens ihr, meine Freunde!

Das wollen wir an diesen beiden Tagen tun. Wir wollen für die Armen Seelen beten, dass Gott sie bald in seine Seligkeit aufnimmt. „Nimm die Armen Seelen doch heute in den Himmel noch!“ So beten wir ja oft. Allerheiligen und Allerseelen, das sind zwei Tage, meine Freunde, die zusammengehören. Sie weisen darauf hin, dass auf das Gesetz des Sterbens das Gesetz des Werdens folgt, dass auf das zeitliche Leben ein ewiges Leben folgt. Und das ewige Leben heißt Gott besitzen. Wer Gott besitzt, dem kann nichts fehlen. Gott allein ist genug.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Feinde des Kreuzes

04.11.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Ich habe euch schon oft gesagt, was ich jetzt unter Tränen wiederhole: Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi. Ihr Gott ist der Bauch, ihr Ende ist das Verderben, ihr Ruhm besteht in ihrer Schande.“ Einer der erschütterndsten Texte, die wir vom heiligen Paulus überkommen haben, denn wir müssen bedenken: Die als Feinde des Kreuzes Christi handeln, sind nicht die Heiden. Es sind die Christen. Es sind die Christen, die dem Anspruch des Kreuzes nicht gerecht werden. Es sind die Christen, die das Kreuz verachten und die die Kreuzesnachfolge ablehnen. Deswegen weint Paulus. „Ich habe euch schon oft gesagt, was ich jetzt unter Tränen sage: Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi.“

Wir können Gruppen nennen, die als Feinde des Kreuzes Christi wandeln, Christen, die als Feinde des Kreuzes Christi anzusehen sind. Es sind in erster Linie die irdisch Gesinnten. Ihr Sinnen geht auf das Irdische. Das heißt, sie befassen sich wenig oder gar nicht mit Gott. Sie sind nur beschäftigt: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns vergnügen? Das sind die Feinde des Kreuzes Christi. Diejenigen, die der Wollust nachgeben, der Völlerei, der Trunksucht, der Ruhmsucht, der Habsucht, der Rauchsucht und wie all diese Süchte heißen. „Brüder, ich habe euch schon oft gesagt, was ich jetzt unter Tränen wiederhole: Viele – nicht wenige! – viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi.“ Wir lernen daraus: Irdischer Sinn und Kreuzesnachfolge vertragen sich nicht. Ihr Sinnen (nämlich der Feinde Christi) geht auf das Irdische. Das sind diejenigen, die vor dem Kreuze fliehen, die das Kreuz geringschätzen. Ein wenig religiöser Firnis genügt nicht.

Ich freue mich immer, wenn ich um den Hals einer Frau oder eines Mannes ein Kreuzeszeichen hängen sehe. Ich freue mich immer darüber. Aber dieses Kreuz verpflichtet! Dieses Kreuz ist ein Appell, dieses Kreuz ist eine ständige Mahnung. Wehe dem, der seinem Anspruch nicht gerecht wird! Die Feinde des Kreuzes Christi werden einmal von einem der Apostel Jesu, nämlich vom Apostel Judas (dem guten Judas) wie folgt beschrieben: „Sie sind wasserlose Wolken, die von den Winden dahingetrieben werden, herbstliche Bäume ohne Frucht, zweimal gestorben, entwurzelt, wilde Meereswogen, die ihre eigene Schande wie Gischtsch emporwerfen, irrende Sterne, für die das Dunkel der Finsternis auf ewig aufbewahrt ist.“

„Brüder, ich habe euch schon oft gesagt, was ich jetzt unter Tränen wiederhole: Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi.“ Sie leben in den Tag hinein ohne Ernst, ohne Anstrengung, ohne Opfer. Sie schieben die Bekehrung von Woche zu Woche auf. Für alles haben sie Zeit, für das Geld, für die Zeitung, für den Tratsch, für das Fernsehen. Aber der große Gott erhält nur eine Kurzvorstellung von zwei Minuten am Morgen und am Abend. Von ihnen gilt wahrhaftig: Es sind Feinde des Kreuzes Christi. Ihr Sinnen geht aufs Irdische, ihr Ende ist das Verderben.

An zweiter Stelle müssen wir als Feinde des Kreuzes Christi nennen die Namenchristen, die Taufscheinkatholiken, die religiösen Theaterspieler, die Betrüger, die ein Doppelleben führen. Ich habe es erlebt, meine Freunde, da sitzt einer Sonntag für Sonntag neben seiner Frau in der Kirchenbank, aber wohin geht er jeden Sonntag vor dem Hochamt? Zu seiner Geliebten. „Ich habe es schon oft gesagt, und ich sage es heute unter Tränen: Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi.“ Alle, die sich nicht bemühen um die Nachfolge des Herrn, alle, die nicht danach streben, Tugenden zu erwerben, alle, die sich nicht mit äußerster Anstrengung bemühen, das Böse zu meiden, sie alle zählen zu den Feinden des Kreuzes Christi, denn sie schänden den Namen Jesu. Das ist es ja, was die Ungläubigen uns vorwerfen: Ihr seid ja auch nicht anders. Ich seid ja auch nicht besser. Viele wandeln als Feinde des Kreu-

zes Christi, und ihr Ende ist das Verderben. Immer, wenn wir unbarmherzig und lieblos sind, immer, wenn wir nur unseren Vorteil suchen und nicht den Nutzen des anderen, dann wandeln wir als Feinde des Kreuzes Christi. Der Apokalyptiker Johannes hat es deutlich ausgesprochen: „Ich kenne deine Werke. Dem Namen nach lebst du, aber du bist tot. Ich finde deine Werke nicht vollgültig vor meinem Gott.“

„Brüder, ich habe euch schon oft gesagt, was ich jetzt unter Tränen wiederhole: Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi. Ihr Gott ist der Bauch, ihr Ruhm besteht in ihrer Schande, und ihr Ende ist das Verderben.“

Die dritte Gruppe, die zu den Feinden des Kreuzes Christi zählt, sind die Vermessenen. Vermessen ist, wer erwartet, Gott werde ihm die ewige Seligkeit geben auch ohne sittliche Anstrengung. Wer Verzeihung und Gnade erhofft, ohne umzukehren und ohne ernsten Willen zur Besserung, der ist vermessen. Die Vermessenen vergessen, dass Gott heilig ist, dass Gott gerecht ist, dass er wahrhaftige Umkehr und volle Hingabe des Willens und aller Kräfte fordert, dass er uns aufruft zur Nachfolge. „Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, der ist meiner nicht wert.“ Luther war so einer. Er meinte, allein der Glaube würde den Menschen retten ohne die sittliche Anstrengung. Und Calvin war auch ein Falschlehrer, wenn er erklärt, Gott habe von vornherein die Menschen in Verworfenen und in Geretteten vorherbestimmt. Das sind falsche Lehren. Die Vermessenheit, meine Freunde, ist eine Sünde wider den Heiligen Geist. Sie ist die Auszehrung der religiösen Substanz. Ich glaube, es gab noch niemals so viele Vermessene wie heute. Diese Vermessenheit wird in Operetten und in Verslein den Menschen nahegebracht. Ich erinnere mich, dass in einer Operette von Emmerich Kalman der Satz vorkommt: „Himmelsvater du, drück ein Auge zu!“ Gott drückt kein Auge zu. Sein Auge ist immer wach. Und in einem anderen Verslein heißt es: „Eine kleine Sünde fällt nicht ins Gewicht, eine kleine Sünde zählt der Herrgott nicht. Eine kleine Sünde ist nicht der Rede wert, wenn sie dein Geheimnis bleibt und keiner was erfährt.“ Was für ein tödlicher Unsinn! Was für ein dummer Quatsch! Der Herrgott zählt jede Sünde. „Und ein Buch wird aufgeschlagen, treu darin ist eingetragen jede Schuld aus Erdentagen.“ Auch was geheim ist, das ist Gott nicht verborgen.

Erinnern wir uns daran, meine lieben Freunde, dass auch der Herr über Jerusalem geweint hat, weil es die Stunde seiner Heimsuchung nicht erkannt hat. Und der Apostel Paulus steht in der Nachfolge des Herrn, wenn er schreibt: „Brüder, ich habe es euch schon oft gesagt, was ich jetzt unter Tränen sage: Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi. Ihr Gott ist der Bauch, ihr Ende ist das Verderben.“

Wie schwer ist unserem Herrn die Verzeihung der Sünden geworden! Wie teuer musste er die Vergabung der Sünden bezahlen! Als ob nicht die Steine von Jerusalem und die Felsen von Golgotha klagend ihre Stimme erheben würden, weil sie das Blut des Eingeborenen vom Vater trinken mussten. Ach, meine Brüder, die Vermessenheit, dieser Leichtsinns führt in die Gottvergessenheit hinein. Und es ist die schlimmste, die schlimmste Wirklichkeit unserer heutigen Zeit, dass die Christen den Glauben nicht mehr ernst nehmen, dass sie meinen, Gott werde ihnen die Verzeihung auch ohne Anstrengung geben. Das heißt den Fluch Gottes herabrufen, das heißt den Tod der Seele heraufbeschwören. „Meine Brüder und meine Schwestern, ich habe es euch schon oft gesagt, was ich heute unter Tränen wiederhole: Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi. Ihr Ruhm besteht in ihrer Schande, ihr Gott ist der Bauch, ihr Ende ist das Verderben.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Vom Unkraut im Weizenfeld des Herrn

11.11.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Dass sich die Volksscharen über die Taten Jesu wunderten, ist nicht merkwürdig, denn seine Machttaten waren einzigartig und unerhört. Aber sie wunderten sich auch über seine Worte. An einer Stelle schreibt der Evangelist Lukas: „Sie erschrakten über seine Lehre, denn seine Worte waren mit Macht ausgerüstet.“ Sie erschrakten über seine Lehre, denn seine Worte waren mit Macht ausgerüstet. Die Worte Jesu waren das Glück und die Sicherheit seiner Hörer, wenn er von den Verheißungen sprach. Die Worte Jesu waren auch die Klarheit und die Aufklärung seiner Zuhörer, wenn er ihnen die Geheimnisse des Gottesreiches erklärte.

Ein Beispiel dafür ist das heutige Evangelium mit dem Gleichnis von dem Sämann und der Saat. Es ist ein Gleichnis, das über die Gottesherrschaft Auskunft gibt. Denn das war notwendig. Die Juden hofften auf die Gottesherrschaft, sogar mit allen Fasern und Fibern ihres Lebens. Aber sie hatten ein falsches Bild der Gottesherrschaft. Sie meinten, dass es eine irdische Herrschaft sei, dass der Landesfeind, der Bedrucker, der Besatzer (die Römer) aus dem Lande vertrieben würde und dass dann eben der Friede und das Glück und die Seligkeit einziehen auf dem Boden Palästinas, dass Krankheit und Not gebannt sind, dass kein Feind mehr da ist und auch der Tod besiegt ist. Dieses irdisch-sinnliche Bild der Gottesherrschaft war falsch. Der Herr musste es zerstören um der Wahrheit willen. Er spricht deswegen heute von der Gottesherrschaft in ihrem Anfang, denn das Ende der Gottesherrschaft ist dann, wenn Gott alles in allem sein wird, wenn der neue Himmel und die neue Erde kommen werden. Das ist die Vollendung der Gottesherrschaft. Aber er spricht vom Beginn, nämlich von der Aussaat. Das Himmelreich ist mit einem Manne zu vergleichen, der guten Samen auf seinen Acker säte. Als aber die Leute schliefen, also in der Nacht, kam der Feind und säte Unkraut mitten zwischen den Weizen und ging fort, ungesehen und ungehört.

Die Zuhörer mögen ähnliches erlebt haben. Es wurde ja immer Weizen in Palästina angebaut, und es gab immer Unkraut. Aber gewöhnlich wurde das Unkraut doch von anderen Stellen zugeweht. Dass ein Mensch kam und Unkraut zwischen den Weizen säte, das war etwas Unerhörtes. Aber immerhin, auch das mag vorgekommen sein, denn der Neid und die Missgunst sind weit verbreitet unter den Menschen.

Der Herr aber schenkt uns nicht nur dieses herrliche Gleichnis, er gibt uns auch die Auslegung, nämlich: Der Sämann, der das gute Saatkorn aussät, ist der Menschensohn, also er selber. Der Acker ist die Welt, und das gute Saatkorn sind die Kinder des Reiches, also diejenigen, die für das Reich Gottes bestimmt sind und in deren Seelen das Saatkorn wächst und gedeiht. Das Unkraut sind die Kinder des Bösen, die also das gute Saatkorn ersticken in der Wollust des Lebens unter Dornen oder Disteln oder weil der Boden ihrer Seele keine Feuchtigkeit hat. Der Feind, das ist der Teufel.

So steht es also um das Gottesreich in dieser Welt, meine lieben Freunde. Wo immer Gottes Acker bestellt wird, dort ist ein anderer, der unsichtbar – oder manchmal auch sichtbar – für Menschaugen hinter dem Rücken der Gottesknechte Gottes Saat verdirbt. So steht der Priester auf der Kanzel oder, wie hier, am Ambo und verkündet Gottes Wort. Und einer ist es, der das Wort verdreht, der es entstellt, der es verdirbt, so dass es keine Frucht bringen kann. So steht der Priester in der Schule und lehrt die Kinder das Glück der christlichen Lehre und des christlichen Lebens, und einer ist es, der sein Bemühen vereitelt und die Kinderherzen ihm entfremdet und entwendet. So sitzt der Priester im Beichtstuhl, und einer ist es, der seinen guten Willen verfälscht, so dass sich eine Seele an ihm ärgert und zu der alten Schuld eine neue tritt. So ist es immer gewesen. Wo Gott eine Kirche gebaut wird, da setzt der Satan eine Kapelle daneben!

Wann hat die Kirche jemals ungestört und unbelästigt an den Seelen wirken können? Wann hat der böse Feind nicht ihr Wirken zunichte zu machen sich bemüht? Man gibt dann uns die Schuld. Ja, die Feinde des Glaubens zeigen mit dem Finger auf uns und weisen auf unsere Schwäche und unsere Ärgernisse hin, auf unser Versagen. Alles zugegeben. Wir wollen es nicht abstreiten. Wir sind zu schwach, wir sind zu erbärmlich, um gewürdigt zu werden, Gottes Namen in die Welt zu tragen. Aber es bleibt ein Rest, und dieser Rest geht nicht auf unser Konto. Dieser Rest geht auf das Konto des Satans. Das hat der Feind getan!

Der Satan freilich tarnt sich. Man durchschaut das Teufelswerk nicht sogleich. Es wachsen, wie der Herr sagt, lange Zeit Halm um Halm mit dem Weizen. Keiner unterscheidet den aufsprießenden Lolch vom Weizen, den Teufelsspuk von Gottes Werk. Erst der Fruchtansatz zeigt, was eigentlich geschehen ist, macht das Unglück offenbar. Als das Land Frucht ansetzte, da erschien auch das Unkraut. Ein Judas Iskariot hat lange Zeit im Kreise der Apostel unerkannt gelebt. Erst sein Verrat machte offenbar, dass er ein Knecht des Satans war.

Und so ist es auch heute noch. Da steht ein Junge, ein Mädchen in der Klasse, ein Arbeiter in seinem Betrieb, ein Christ, vielleicht sogar ein Priester in seiner Gemeinde, ein Mann, eine Frau in der Familie, und keiner ahnt etwas Böses, keiner traut ihm etwas Schlimmes zu. Er lebt ja auch wie alle anderen. Er arbeitet, er betet, er teilt mit den anderen Glück und Not. Aber einmal, auf einmal wird sein Werk, sein Leben ruchbar, und es ist deutlich, dass er der Finsternis zuarbeitet.

In Frankreich gab es einmal einen Priester mit Namen Turmel. Dieser Priester Turmel hat jahrzehntelang glaubens- und kirchenfeindliche Bücher unter fremdem Namen geschrieben und verbreitet, bis er endlich entdeckt und mit der großen Exkommunikation belegt wurde. Es war schon so in der Urzeit. Paulus musste erleben, dass Männer zu ihm kamen, die sich als Apostel bezeichneten, die das Evangelium und den Namen Jesu auf den Lippen trugen. Sie gaben sich als Geistspender aus und wollten den religiösen Bekehrungseifer des Apostels noch übertreffen. Und doch, sie hatten nichts anderes im Sinn, als die Christen zum Judentum zurückzuführen. Das waren die so genannten Judaisten. Ihre Absicht war es, das Heilswerk Christi zunichte zu machen. Paulus sprach ihnen gegenüber eine offene Sprache. Er nennt sie Lügenapostel, heimtückische Arbeiter, die sich als Apostel Christi verkleidet haben. Das ist kein Wunder, schreibt er, „denn der Satan verkleidet sich in einen Lichtengel.“ Seht ihr, das ist es! Der Satan verkleidet sich in einen Lichtengel. Und da ist es kein Wunder, dass sich auch seine Diener als Knechte der Gerechtigkeit ausgeben. Immer und überall, wo das Reich Gottes wächst und gepredigt wird, ist der Teufel mit seinen Listen und Tücken am Werke.

So ist es auch, meine Freunde, in den 2000 Jahren Kirchengeschichte gewesen. Wenn wir die Blätter der Kirchengeschichte durchsehen, da lesen wir von Irrtum und Abfall, von Unzucht und Ausschweifung in unseren eigenen Reihen. Da hören wir von lauem, gleichgültigem Volke, das wie Spreu unter dem Sturmwind der Verfolgung verweht und auseinandergetrieben wird. Da lesen wir von schlechten Priestern und Bischöfen, die Verführer und Verderber ihrer Gemeinden waren. So war es schon in der Urgemeinde. Da kamen Ananias und Saphira und sagten, wie großherzig sie seien, sie hätten ihr ganzes Vermögen verkauft und den Erlös der Gemeinde gegeben. In Wirklichkeit hatten sie nur einen Teil veräußert. Petrus entlarvt sie und vollzieht zugleich das Strafgericht: Sie stürzen tot vor ihm zusammen.

Es ist immer so gewesen, dass da, wo Gott wirkt, der Satan daneben steht. Und so ist es in jeder Gemeinde, so ist es auch im eigenen Herzen. Auch in unserer Seele, meine lieben Freunde, kann die Hölle dampfen, wenn uns schlimme Gedanken, schlechte Absichten, schädliche Wünsche kommen, vor denen wir erbeben müssten. Der Gottesfeind ist immer am Werk, er dringt in die geheimsten Winkel der Seele ein. Er weiß sich zu tarnen, und es ist ja manchmal auch schwer zu entscheiden: Wo ist denn die Grenze zwischen wirklichem Eifer und Herrschsucht? Wo ist denn die Grenze zwischen Ehrgefühl und verwerflichem Stolz? Wo ist denn die Grenze zwischen echter Liebe und Sinnenlust? Wo ist denn die Grenze zwischen Recht und Unrecht? Wo ist denn die Grenze zwischen Wahrheit und Lüge? Die Grenzen sind oft so fein, dass man es nicht merkt und dass man in seinen Gedanken in das Böse hineingleitet. „Seht euch vor!“ mahnt deswegen der Apostel. Gerade da, wo der Mensch am stärksten ist, schleicht sich der Satan am leichtesten ein. Wenn einem die Redegabe gegeben ist, wie leicht kann er zum Schaumschläger werden! Wenn einer ein demütiger Mensch ist, wie leicht kann

er ein unterwürfiger und feiger Mensch werden! Dort, wo die Seele am stärksten ist, da ist sie am meisten gefährdet.

Folgen wir dem Gleichnis weiter! Als das Unkraut aufwuchs, da kamen die Knechte zum Hausherrn und fragten: „Herr, hast du nicht guten Samen gesät? Woher hat er denn das Unkraut?“ Er antwortete: „Das hat der Feind getan.“ Und so fragen bis heute Eltern: Haben wir unsere Kinder nicht recht erzogen? Haben wir uns nicht bemüht, ihnen ein gutes Beispiel zu geben? Haben wir nicht mit ihnen gebetet? Haben wir sie nicht zum Gottesdienst geführt? Und warum jetzt dieser Abfall? Warum diese Lauheit? Warum diese Gleichgültigkeit? Warum sind sie jetzt dem Bösen verfallen? Warum? Diese Erfahrung, meine Freunde, hat schon der Apostel Paulus gemacht. „O ihr unvernünftigen Galater“, schreibt er einmal in seinem Brief an die Galater, „o ihr unverständigen Galater! Wer hat euch bezaubert, denen doch Christus als Gekreuzigter vor die Augen gezeichnet wurde? Seid ihr so unverständlich? Im Geiste habt ihr angefangen, und jetzt vollendet ihr im Fleische.“ Paulus brauchte sich nicht zu fragen wie jene Knechte im Gleichnis. Er sieht den Feind. Er weiß, woher er kommt. Er zweifelt nicht, er grübelt nicht. Es ist ihm bekannt. Er weiß, dass Gottes guter Samen vom Satan benutzt wird, um Unkraut dazwischen zu streuen. Er weiß auch, dass der Samen in Menschenherzen fällt und dass er dort aufgenommen werden muss. Er weiß, dass der freie Wille des Menschen entscheidend dafür ist, ob die Saat wächst oder ob sie nicht wächst. Der Mensch hat die Macht, Gottes Samen zu verderben und Unkraut auf Gottes Ackerfeld zu werden.

Was aber sollen wir tun, wenn solche Saat um uns oder in uns wächst? Die Knechte fragten beim Herrn: „Willst du, dass wir es ausrotten, dass wir es sammeln?“ Er entgegnete ihnen: „Nein, ihr könntet mit dem Sammeln des Unkrautes gleichzeitig den Weizen ausreißen.“ Solange das Böse im Gottesreich sich tarnt und verbirgt, erträgt man es leicht. Wird es aber einmal offenbar, dann möchte man es ausreißen mit Stumpf und Stiel. So wollten es die Knechte tun. Sie können den Anblick des entstellten Feldes nicht ertragen. Und so, meine lieben Freunde, haben es immer die Irrlehrer aller Zeiten getan. Sie sahen die Schäden der Kirche; sie sahen sie genau. Sie entdeckten die Mängel und die Schwächen, sie fanden Sünde und Verderbnis und Laster, und da gingen sie mit Feuereifer daran, die Übel auszurotten. Sie riefen den Papst an, die Bischöfe, und wollten sie bewegen zum Roden und Reuten des Unkrauts. Aber diese wussten, wieviel durch blinden Eifer an guter Saat zerstreut und vernichtet wird, und mahnten deshalb zur Vorsicht und zur Geduld. Jene Wirrköpfe aber hielten nun die ganze Kirche für verpestet. Sie rissen sich von ihr los, sie legten ein neues Ackerfeld an und wollten die Kirche der Unverdorbenen, der Reinen sein. So haben es im Altertum die Montanisten gemacht, im Mittelalter die Katharer und in der Neuzeit der Mönch aus Wittenberg. Der Herr im Gleichnis gibt eine andere Weisung. „Laßt beides zusammen wachsen bis zur Ernte!“ Erträgt die Ärgernisse, verurteilt die Sünder nicht. Es gilt eure Probe und euren Gewinn. An ihrer Seite muss euer Glaube reifen, muss sich eure Hoffnung bewähren, muss eure Liebe erstarken. Durch die Versuchungen und Kämpfe in eurer Seele müsst ihr euch vollenden. Das Gericht überlasst dem Richter, dem göttlichen Richter. Der wird einmal besser, als wir es können, sein Reich von allem Bösen säubern. In der Erntezeit will ich den Schnittern sagen: Sammelt den Weizen in die Scheuern und bündelt das Unkraut in Büschel zum Verbrennen. Erst in der Ewigkeit wird Gottes Reich vollendet. Erst in der Ewigkeit ist es ohne Ärgernisse und ohne Versagen. Den Anbruch dieses Reiches erbeten wir jeden Tag, meine lieben Freunde, wenn wir im Vaterunser sprechen: „Zu uns komme dein Reich!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Botschaft vom Reich Gottes

18.11.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ständig haben die Jünger Jesus zugesetzt mit der Frage: Wann kommt denn das Reich Gottes? Wo bricht es herein? Wie wird es geschehen? Der Herr hatte immer große Mühe, ihre irdischen, falschen, verderblichen Vorstellungen vom Reiche Gottes zu korrigieren. Und das eben tut er in den beiden Gleichnissen, die wir soeben im Evangelium des Sonntags gehört haben.

Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn. Das Senfkorn ist eines der kleinsten Körner. Wenn man es in den Boden legt, dann verschwindet es; man sieht es nicht. Lange Zeit muss man warten, bis es zu sprießen beginnt. Erst wenn es aus der Erde kommt und aufwächst, sieht man, welche Macht in diesem kleinen Korn war. Die Jünger stellten sich das Gottesreich so vor: Jesus als der Messias bildet ein Heer, mit dem Heer treibt er den Landesfeind, die Besatzungsmacht (die Römer) aus Palästina; er richtet sein Reich auf, und sie, die Apostel und Jünger, bekommen hohe Posten in dem Reiche, werden in seinen Thronrat berufen und dürfen die Frucht seines Sieges genießen. Diese Vorstellung muss der Herr zurückweisen, denn sie ist ganz und gar verschieden von der Wirklichkeit des Gottesreiches.

Das Gottesreich hat einen ganz bescheidenen Anfang. Es ist zunächst kaum zu erkennen und wird von vielen missverstanden. Jesus wurde ja selbst als der wiedergekommene Elias oder Jeremias angesehen. Herodes meinte, Johannes der Täufer sei auferweckt worden und komme in Jesus wieder. Das Christentum wurde in Athen und in Jerusalem für eine neue Philosophenschule gehalten. In Rom dachte man, das Christentum sei eine jüdische Sekte. Paulus erinnert seine Gemeinden oft daran, wie er bei ihnen aufgetreten ist. „In Schwachheit und Furcht, in Zittern und Zagen“, schreibt er einmal an die Korinther, „war ich bei euch, in Schwachheit und Furcht, in Zittern und Zagen. Mein Wort geschah nicht in überredenden Worten voll Weisheit, sondern im Erweis des Geistes und der Kraft.“ Ähnlich beschreibt er auch sein Auftreten bei den Galatern. Er war damals offensichtlich krank; Paulus war ja ein kranker Mann. Entsprechend war auch sein Auftreten. „Ihr wisst, wie ich infolge körperlicher Schwachheit das erste Mal das Evangelium bei euch verkündet habe. Da habt ihr die Prüfung, die euch durch meinen kranken Leib entstanden ist, nicht verachtet.“ So schlicht, so schwach, so schüchtern waren fast immer die Anfänge des Gottesreiches auf Erden. Arm und dürftig keimt es heute noch in den Missionen auf, ob es sich um Darfur in Ägypten oder um Papua-Neuguinea handelt. Wo immer das Gottesreich auf Erden Fuß fasst, es wird nicht anders als klein und unscheinbar in seinem Anfang sein.

Manchmal freilich, und da möchte ich fast den Herrn ergänzen, manchmal freilich ist es auch klein geworden. Wo es einmal groß war, da ist es zurückgegangen, da ist es ausgelöscht worden, in Afrika, in Asien. Hunderte, Hunderte von Bistümern haben einmal dort bestanden, bis der Islam kam und mit Feuer und Schwert alles vernichtet hat. Auch in unseren Landen sehen wir ja den schmerzlichen Rückgang des Christentums, unseres katholischen Christentums. Mir gibt es immer einen Stich, wenn ich nach Oppenheim komme. Die schöne, die herrliche Katharinenkirche hat man uns genommen, und das Christentum des katholischen Glaubens fristet ein kümmerliches Dasein in der unansehnlichen Franziskanerkirche.

Und doch haben die Apostel und haben ganze Generationen von Christen erlebt, dass die Botschaft vom Reiche Frucht bringt, dass das Gottesreich aus unauffälligen Anfängen zu einer überragenden Größe aufwächst. So war es schon in der Urgemeinde zu Jerusalem. Nach der Himmelfahrt des Herrn zählte sie 120 Mitglieder, am Pfingstfest stieg ihre Zahl auf 3000 Seelen. Dann heißt es: „Der Herr aber brachte täglich in der Gemeinde solche hinzu, die gerettet werden sollten.“ Bald wa-

ren es 5000 Männer. Immer mehr kamen solche hinzu, die an den Herrn glaubten, eine Menge Männer und Frauen. Da konnten die Juden das Wachstum der jungen Kirche nicht mehr ansehen. Sie ließen die Apostel gefangen nehmen und geißeln. Stephanus fällt als erster Martyrer unter ihren mörderischen Steinwürfen. Die ganze Gemeinde wird auseinandergesprengt. Aber statt zu erliegen, wächst das Christentum überall im Lande empor. Die versprengten Gläubigen verbreiten das Evangelium, und so finden wir bald Gemeinden in Damaskus, in Samaria, in Antiochien. Die Apostel haben längst die Grenzen der jüdischen Lande überschritten, und das Gottesreich nach allen Himmelsrichtungen ausgebreitet, an der Spitze Paulus, der Heidenapostel in Kleinasien, Mazedonien, wie wir gerade gehört haben, in Achaia, in Rom, in Spanien, überall hat er das Evangelium verbreitet. Unter dem Hauch seiner Worte und mit der Glut seiner Liebe hat er das Reich gegründet. Er muss selber staunen über die Kraft, die in ihm lebendig ist und die durch ihn wirkt. An die Korinther schreibt er: „Aller Wege bedrängt, klagen wir nicht, ohne Rat und Weg verzweifeln wir nicht, in Verfolgung fühlen wir uns nicht verlassen, im Unterliegen nicht verloren. Ständig tragen wir Jesu Todesnot an unserem Leibe herum, damit auch Jesu Leben an unserem Leib sich offenbare.“

Ja, meine lieben Freunde, das ist das Geheimnis der überraschenden Erfolge des Gottesreiches. Jesu Leben, der Geist des auferstandenen, des verklärten Herrn wirkt sich im Leben der Apostel, in dem Leben und Wachsen, in der Ausbreitung des Gottesreiches aus. Da könnte gleich jemand sagen: Ja, die anderen Religionen haben sich doch auch ausgebreitet. Der Islam hat Hunderte von Millionen Anhänger gewonnen. Ja, ja, natürlich, aber über die Ausbreitung solcher Religionen braucht man sich nicht zu wundern, denn sie schmeicheln den Leidenschaften. Sie machen es den Menschen leicht. Sie lehren eine billige Moral. Sie fangen die Unwissenden und die Verirrten mit Versprechungen und mit Geschenken ein. Sie schrecken vor Gewalt und Terror nicht zurück. So kommt man voran in dieser Welt. Das wundert mich also nicht, dass solche Religionen Anhänger, Millionen von Anhängern finden. Unsere Religion ist anspruchsvoll. Sie ist die anspruchsvollste von allen Religionen, denn sie ist von Gott gestiftet.

Trotz dieser hohen Ansprüche hat sich das Christentum ausgebreitet. Schon am Anfang des 3. Jahrhunderts schreibt der Schriftsteller Tertullian: „Von gestern sind wir, und schon haben wir den Erdkreis und alles, was euer war, erfüllt, Städte und Inseln, Festungen, Märkte, Rathäuser, Heerlager, die Stadtviertel und Bezirke, Residenzen, Senat und Forum. Einzig die Tempel haben wir euch gelassen.“ In dieser Kraft trotz der blutigen Verfolgungen der römischen Staatsgewalt. „Quält, peinigt, foltert, zermalmt uns“, schreibt derselbe Tertullian, „wir vermehren uns immer, sooft wir von euch gemäht werden. Das Blut der Martyrer ist der Same der Christen.“ Ja, wahrhaftig, das war das Geheimnis des Wachstums: Das Blut der Martyrer ist der Same der Christen.

Und so ist es immer geblieben. In der Französischen Revolution löste sich der Protestantismus in Frankreich auf. Die Pastoren sagten ihrem Stande ab, die Laien versanken in Gleichgültigkeit und Abfall. Ein französischer Historiker erklärt dieses Verhalten so: Die französischen Protestanten hatten keine Martyrer. Die katholische Kirche in Frankreich hatte Hunderte und Tausende von Laien und Priestern, die unter der Revolution drangsaliert, deportiert und hingerichtet wurden. Die Protestanten hatten keine Martyrer. In diesem Geiste des Martyriums hat das Christentum die Lehren der griechischen Philosophie überwunden, hat es das römische Recht und die griechische Weisheit und die deutsche Kraft vereint im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Wir sehen, dass das Gleichnis des Herrn sich erfüllt hat. Aus dem unscheinbaren Korn ist ein großer Baum geworden, der die Erde überschattet.

Aber ein Baum wächst nicht nur nach oben und nach außen, er wächst auch nach unten; er wächst auch nach innen. Er vergräbt sich und verklammert sich mit seinen vielen Wurzeln. Das ist die Botschaft, die uns das zweite Gleichnis des heutigen Evangeliums vermittelt: Das Himmelreich ist mit einem Sauerteig zu vergleichen, den eine Frau nahm und in drei Maß Mehl (also eine große Menge) mengte. Der Sauerteig wandelt das Mehl um, bis das Ganze durchsäuert war. Das Gottesreich erfaßt den Menschen von innen. Es mehrt nicht nur die Zahl der Anhänger, sondern es verwandelt die Menschen. Das taube Mehl wird nicht nur durchweicht und durchdrungen, es bekommt einen anderen Geruch, einen anderen Geschmack, es wird zu einem neuen Element. Dazu braucht es keinen großen Aufwand. Eine Handvoll Sauerteig durchsäuert einen ganzen Trog mit Mehl. Ein wenig Wasser über

den Scheitel eines Kindes geschüttet, verwandelt ein Geschöpf in ein Gotteskind. Das Lösewort der Beichte reicht hin, um einem reuigen Sünder die Verzeihung zu gewähren. Ja oft entzündet sich das neue Leben des Menschen an einem einzigen Wort, das er auffängt bei der Lesung der Schrift, bei der Predigt, bei einem Gespräch. Dieses Wort lässt ihn nicht mehr los. Es gewinnt Gewalt über ihn und wandelt ihn um. Es gibt, meine lieben Freunde, es gibt die sieghafte Gnade, die *gratia victrix*, die den Menschen in einem Nu umwandeln kann.

Und das ist geschehen. Im 5. Jahrhundert hat es der große Papst Leo wie folgt beschrieben: „Unter der Hand des Allerhöchsten wurde das Herz Vieler umgestaltet, wurde neu, was alt gewesen war, und Sklaven des Unrechts wurden zu Dienern der Gerechtigkeit. Anstelle der Genusssucht trat Enthaltbarkeit, anstelle des Stolzes Bescheidenheit. Wer sich durch ein ausschweifendes Leben befleckt hatte, der zeigte sich jetzt im strahlenden Gewande der Keuschheit.“ Ja wahrhaftig, das ist es! Das Christentum ist imstande, den ganzen Menschen umzuwandeln. Man kann ein Christ nicht nur mit dem Verstande sein oder mit dem Herzen. Nein, man muss ein Christ mit Verstand und mit Herz sein. Man kann nicht Christ am Sonntag sein, in der Messe und bei der Predigt und sich im grauen Alltag als ein rücksichtsloser, kalter Mensch zeigen. Man kann nicht als Kind fromm sein und als Mann in Kritik-sucht und Zweifel sich verlieren. Man kann auch nicht als Mann in den besten Lebensjahren das Leben genießen wollen und dann als zitternder Greis sich zum Kreuze flüchten. Nein, das Christentum, das Gottesreich fordert den ganzen Menschen. Es fordert seine ganze Lebenszeit, es fordert seine ganze Kraft.

Das ist das Schmerzliche, was wir immer wieder erleben, wie oft berufliche Leistung und privates Leben auseinander gehen. Wie schmerzlich, wie peinlich, wie enttäuschend ist dieser Zweispalt! Man kann ein gefeierter Künstler sein und doch ein erbärmlicher Lüstling. Man kann ein bekannter Schriftsteller sein und doch ein großer Prahlhans, Ich denke etwa an den Ihnen ja sicher bekannten Gottfried Benn. Er gilt als ein großer Lyriker und war es vielleicht auch, aber er war auch ein Unzüchtiger von Format. Man kann ein gewandter Kaufmann und Geschäftsmann sein und doch voll Gier und Neid. Man kann ein angesehener Beamter sein und doch ein Heuchler und ein Lügner. Man kann ein anständiger Familienvater sein und doch krumme und dunkle Wege gehen. Von manchen der nationalsozialistischen Größen wird erzählt, dass sie gute Familienväter waren, aber in ihrem Beruf haben sie gemordet und geschändet.

Das alles ist möglich, aber es ist die Verkehrung des Christentums. Man kann nie und nimmer als Christ ein zwiespältiges Leben führen. Der Sauerteig des Christentums muss das ganze Leben durchwirken. Nur wenn das Christentum unser Leben erfaßt, sind wir wirklich Christen, sind wir wirklich in das Reich Gottes eingegangen. Im 2. Jahrhundert hat ein Christ eine Schutzschrift für die Christen an den Kaiser verfasst, Minutius Felix hieß dieser Mann. In dieser Schutzschrift steht der wunderbare Satz: „*Non eloquimur magna, sed vivimus*“ Wir machen keine hohen Sprüche, sondern wir leben das, was wir bekennen. *Non eloquimur magna, sed vivimus*.

Das Christentum steht nicht nur als Forderung vor uns, sondern es ist auch eine Kraft. Der Sauerteig kommt von Gott. Er durchsäuert unser Leben, er hat eine umwandelnde Kraft. Die Hingabe, der Wille allein genügt nicht, um das Gottesreich in uns aufzubauen, sondern es muss auch die Kraft dazu kommen, und diese Kraft kommt von Gott. Taufe und Beichte verpflichten nicht nur zu einem christlichen Leben, nein, sie geben es dir mit, und sie geben dir die Kraft dazu. Das Messopfer am Sonntag fordert nicht nur unser Opfer, nein, es stärkt uns auch zum Opfer. Und vor allem noch eines, meine lieben Freunde: Das Gebot, das wir erfüllen, beugt und bindet das Böse in uns. Es befreit und erhebt unsere beste Kraft. Das Gebot ist ein Segen. Das Evangelium, dem wir glauben, vergewaltigt, unterdrückt nicht unseren Verstand, es erhebt ihn vielmehr zu neuer gottseliger Schau. Diese Kraft kommt dem Christentum von unserem Herrn Jesus Christus. Er ist der Messias, er ist wahrhaft Gottes Sohn. Der da in Gleichnissen redet, spricht nicht nur wie die Propheten, so dass sich auch seine Worte in der Zukunft erfüllen, nein, seine Worte sind Gottes Wahrheit, Gottes Kraft, Gottes Leben. Das Senfkorn, der Sauerteig hat Gottes Kraft und Macht in uns und wirkt in den Menschenseelen und im Getriebe der Welt. Diese Kraft hat das Antlitz der Erde verwandelt. Viele fahren jetzt nach Eisenach, um dort die Ausstellung zu besuchen, die der heiligen Elisabeth gewidmet ist. Ja, das ist eine Frau, in der Gottes Macht und Kraft wirksam war. Unsere Heiligen, das sind die Menschen, in denen Gottes Kraft

und Macht sich ausgewirkt hat. Heilige Menschen gibt es, seitdem das Christentum in der Welt ist. Heilige Gemeinden gibt es und eine heilige Kirche. Auf einmal gibt es heilige Familien, heilige Eltern und heilige Kinder. Das Gottesreich wuchs auf mit göttlicher Kraft. Gott selber ist der König und der Herr dieses Reiches, und wir sind seine Gefolgsleute, die ihm folgen durch Not und Tod.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gottes Weltgericht am Ende der Zeiten

25.11.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Mit dem letzten Sonntag nach Pfingsten – und der ist heute – geht das Kirchenjahr zu Ende. Wir haben vom Beginn des Advents im vorigen Jahre bis heute das Leben, Leiden und Sterben, das Auferstehen und das Siegen unseres Heilandes verfolgt, und nun stehen wir am Abschluß, am Tage, da das große Endgericht uns angesagt wird. Mit zuckenden, leuchtenden Farben schildert uns der Herr selber das Letzte Gericht. Einmal muss sich die Kirche ihrem göttlichen Richter stellen. Ja, das ist eigentlich der Sinn des Weltgerichtes: Beim Einzelgericht, beim Partikulargericht, also nach dem Tode, wird der einzelne Mensch gerichtet; aber beim Weltgericht werden die Institutionen, die Einrichtungen, die Gemeinschaften gerichtet, also auch die Kirche. Und dafür rüstet sie sich. Deswegen bedenkt sie das Weltgericht, um an diesem Tage geeignet erfunden zu werden. Das furchtbare Strafgericht, das sich über Jerusalem ereignet hat, soll den Menschen inzwischen zur Warnung sein. So sicher und so verheerend wie die Zorneswelle des römischen Feldherrn über Jerusalem gekommen ist, so gewiß und gewaltig wird das Weltgericht über die Welt hereinbrechen.

Damals, als im Jahre 70 Jerusalem mit einem Wall umgeben wurde, als es erobert wurde, als es verbrannt wurde, da ist das Verderben bis ins Tempelheiligtum vorgedrungen, da ist wahrhaftig kein Stein auf dem anderen geblieben. Und der Herr hatte die Zuhörer aufgefordert, eiligst zu fliehen, wenn das Verderben über Jerusalem hereinbricht. „Wenn ihr den Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte seht, dann flüchte, wer in Judäa ist, ins Gebirge.“ Dann soll man nicht herabsteigen vom Dachgarten ins Haus und sich noch etwas mitnehmen wollen; dann soll man auch nicht die Arbeit weiterführen, sondern man soll den Pflug und das Gespann stehen lassen und mit dem Arbeitskleid in die Wüste fliehen. Wehe, wenn die flüchtenden Menschen im Winter diese schreckliche Flucht antreten müssen, in der härtesten Jahreszeit, wenn der Sturmwind in die flüchtenden Kolonnen fegt und wenn die Fluten der Regenzeit sich über die schutzlosen Menschen ergießen. Damals, im Jahre 70, entrannten noch viele Israeliten dem Verderben. Gewiß, die in Jerusalem gefangen genommen wurden, wurden getötet oder in die Sklaverei verschleppt. Aber es gelang auch vielen die Flucht in die Berge oder in die Wüste.

Wohin aber sollen die Menschen beim Weltgericht fliehen? Wohin sollen sie sich dann retten? Denn dann wird eine so große Trübsal sein, wie sie noch nie gewesen ist. Die Lage wird so hoffnungslos und so verzweifelt sein, dass sogar die Gläubigen irreführt werden könnten, wenn sie nicht die Gnade retten würde. Denn erst wird die Verwirrung die Herzen ergreifen und dann erst die Sinne. Es wird nämlich eine große Unruhe und Verführung sein. Dem Sturz der Sterne, dem Zusammenbruch der Weltordnung geht eine allgemeine, die Herzen der Menschen verwirrende Unordnung voraus. Viele Menschen werden nach dem Messias ausschauen, aber der Teufel macht sich das sehnsüchtige Harren und Sehnen der Menschen zunutze. Er erweckt Lügenmessiasse und Lügenpropheten, welche die Erwartung der Menschen für sich ausbeuten. In letzter Stunde noch wirbt der Satan seinen Anhang. Alle seine Kraft bietet er auf bis zu öffentlichen Schauwundern. Und, wie es immer ist, zahlreiche Menschen laufen ihnen nach. Auch viele Christen sind in Gefahr, verwirrt zu werden. Sie warten auf ein Zeichen vom Himmel und verwechseln die Höllenkünste des Satans mit den Machterweisen Gottes. Doch der göttliche Richter ist mit keinem der Höllensöhne zu verwechseln. Wie der Blitz aufzuckt im Osten und bis zum Westen leuchtet, so wird es mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Über die ganze Erde, nein, über die ganze Welt flammt das Zeichen, der Glanz des Menschensohnes.

Keiner kann den Glanz übersehen, keiner kann seine Stimme überhören, keiner kann seinem Gericht entgehen.

Meine lieben Freunde, dann hört endlich der Spott gegen Gott auf, der Spott, den neuerdings Dawkins mit seinem Buche „Der Gotteswahn“ über Gott ausgießt. Dann hört auch endlich die bange Frage auf, die sich immer wieder in unserem Herzen hat erheben wollen: Wo ist denn unser Gott? Dann wird offenbar, dass Gott existiert, dass er herrscht, dass er der Herr der Welt ist. Er kam verborgen, um sich richten zu lassen; er wird offen kommen, um selbst zu richten.

Sind wir, meine Freunde, auf diesen Tag gerüstet? Er kommt so sicher wie die vernichtende Kriegsmacht der Römer über das Judentum kam. Keiner dachte damals an das Verderben und ahnte, was kommen würde. Die meisten wiegten sich in leichtfertiger Sicherheit. Unser Gott hält doch über die heilige Stadt und über den Tempel seine Hand. Er wird die Frevler zerschmettern. Er wird das Volk schützen, wie er es früher getan hat. Gott kann sein Erbvolk nicht verlassen. So sagte man zueinander, so beruhigte man sich, so wollte man sich trösten. Und das alles war Täuschung; denn das Verderben kam so grausam und schrecklich, wie der Herr es Jahrzehnte vorher angekündigt hatte. Nichts wurde geschont, nicht Frau noch Kind, nicht Krüppel noch Greis. Selbst das Heiligtum ging in Flammen auf und brach bis auf den Grund zusammen.

Könnten wir uns vielleicht ähnliche Vorstellungen vorgaukeln? Der Jüngste Tag, so könnte man sagen, ist noch in weiter Ferne; bis dahin sind wir längst Staub und Asche. Was sollen wir uns um die Schrecken sorgen, die wir vielleicht gar nicht mehr erleben? Aber wissen wir das so bestimmt? Wird nicht der Herr kommen wie der Dieb in der Nacht, d.h. unerwartet, zu einer Stunde, da wir es nicht vermuten? Der Herr hat den Tag seiner Wiederkunft offen gelassen, gewiß. Aber jede Generation, jedes Geschlecht muss damit rechnen, denn was jederzeit eintreten kann, das ist immer nahe. Auch jeder einzelne Mensch muss damit rechnen; jeder muss gefasst sein, das Weltgericht noch zu erleben. Es ist gerade die Absicht Jesu, jedes Menschenleben in das ungewisse Dämmerlicht des Letzten Tages zu stellen.

Und wenn das Weltgericht noch auf sich warten lassen sollte, wenn es noch in weiter Ferne wäre, ist damit etwas gewonnen? Haben die Schrecken des Jüngsten Tages nicht ihre Vorboten auch in unserem Leben? Geht nicht dem allgemeinen Gericht das besondere Gericht voraus, nämlich unmittelbar nach unserem Tode? Wer aber weiß um sein Sterben? Nicht jeder stirbt im gesegneten Alter oder mit einem Lied auf den Lippen wie der heilige Franz von Assisi. Auch heilige Menschen haben schon schwere Todeskämpfe ausstehen müssen. Wer kann sagen, was dann an Ängsten durch unsere Seele geht? Vielleicht sterben wir im Rausch einer Narkose oder im Schlaf einer Spritze. Werden wir dann gerüstet sein für die große Begegnung mit Gott? Wehe uns, wenn wir nicht vor dem durchdringenden Auge des Richters bestehen können! Wehe uns, wenn wir noch einem schrecklicheren Gerichte am Ende der Tage entgegengehen müssten! Da wären die Schrecken des Endgerichtes noch erträglicher. Warum? Ja weil sie ja noch Hoffnung auf Rettung lassen. Sie geben Anstoß zu einer letzten Reue.

Ich erinnere an den Krieg, meine lieben Freunde. Wie viele habe sich damals unter dem Druck der Schrecken des Krieges dem Herrgott zugewandt! Als die Bombengeschwader über unsere Städte donnerten und die Bomben herabfielen, als keiner wusste, wo sie einschlagen, als die Erde bebte und rechts und links die Häuser zusammenbrachen, als die Feuergarben aufschossen – und das haben wir ja mitgemacht –, da hat mancher wieder beten gelernt. In den Wehen des Krieges hat mancher zu seinem neuen Leben in Christus zurückgefunden. Doch der strengste Sprengstoffhagel war nur wie ein Auftakt zu dem, was einmal kommen wird. Wir brauchen uns das nicht auszumalen. Der Herr selbst hat es eindeutig uns gelehrt. Wir brauchen nichts zu übertreiben, der Herr hat deutlich davon gesprochen. Da wird die Sonne verfinstert werden, der Mond wird seinen Schein nicht mehr geben, die Sterne werden vom Himmel fallen, die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Wir haben in kalten, lichtlosen Angriffsnächten die Finsternis in verdunkelten Kellern erlebt. Wie haben wir uns da nach dem Tage gesehnt! Doch dann, am Ende, wird kein Tag mehr sein, denn die Sonne ist verfinstert. Wir haben im Kriege in schrecklichen Angstsekunden das Zischen und Heulen der herabstürzenden Bomben gehört. Was aber werden die Menschen erleben, die den Sturz der Sterne überstehen müssen! Und als wir ohne Heim waren und herumirrten, da waren immer noch die Felder und die

Wälder da, in die wir uns bergen konnten. Aber dann, am Ende, wird die Erde beben, und die Lüfte werden dröhnen, und nirgendwo wird mehr Schutz und Sicherheit sein.

Doch plötzlich zuckt ein Licht durch die Finsternis. Alle werden es sehen, alle starren darauf starren. Das Zeichen des Menschensohnes wird am Himmel erscheinen. Was ist das Zeichen des Menschensohnes? Die Ausleger sind sich nicht einig, was damit gemeint ist, aber immerhin darf man vermuten, dass es das Zeichen ist, unter dem der Menschensohn auf Erden angetreten ist, nämlich das Zeichen des heiligen Kreuzes. Die einen werden es gewahren mit äußerstem Erschrecken, die anderen mit heißer Hoffnung. Doch die Klage der Menschen ist allgemein, denn alle wissen: Jetzt geht es zum Gericht. Und sie werden den Menschensohn kommen sehen auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit. Jetzt schon ist das Zeichen des Menschensohnes in unseren Landen aufgerichtet. Es steht an den Wegen, es hängt in unseren Zimmern, es ist auf den Berggipfeln aufgerichtet und in den Schächten der Erde. Wie stehen wir zu diesem Kreuz? Weichen wir ihm aus? Gehen wir gedankenlos an ihm vorbei? Oder grüßen wir den Herrn am Kreuze? Beten wir zu ihm, sprechen wir zu ihm, hören wir auf ihn? Das Kreuz des Herrn wird einmal unsere einzige Hoffnung sein. Sorgen wir dafür, dass wir einmal mit Vertrauen zu ihm aufschauen können, wenn der Herr als Richter kommt.

Wir haben in der Heimat ein schönes Lied gesungen in der Fastenzeit. Das Lied lautete wie folgt: „Heil’ges Kreuz, sei hochverehret, hartes Ruhbett meines Herrn. Einstmals seh’n wir dich verkläret, strahlend gleich dem Morgenstern. Sei mit Mund und Herz verehret, Kreuzstamm Christi, meines Herrn.“ O wie schön, meine lieben Freunde. Heil’ges Kreuz, sei hochverehret, hartes Ruhbett meines Herrn. Einstmals seh’n wir dich verkläret, strahlend gleich dem Morgenstern. Sei mit Mund und Herz verehret, Kreuzstamm Christi, meines Herrn.

Das Kreuz hängt aber nicht nur in unseren Zimmern, es steht auch nicht nur an unseren Straßekreuzungen. Mit dem Kreuze sind wir auch bezeichnet. Denn Gott wird seine Engel ausschicken, und er wird diejenigen, die das Zeichen des Kreuzes in der Seele tragen, auf seine Seite holen. Dieses Zeichen des Kreuzes haben wir empfangen zum ersten Mal bei der heiligen Taufe. Da wurden wir mit dem Kreuze als Gottes Eigentum bezeichnet. Das Kreuzzeichen wurde auf unsere Stirn gemalt, als der Bischof uns die heilige Firmung spendete. Und das Kreuzzeichen wird auch auf uns gezeichnet werden, wenn wir die Letzte, die heilige Ölung empfangen. Mit dem Kreuze des Herrn sind wir also schon auf Erden versiegelt worden. Und was jetzt in der Seele als Glaube, als Hoffnung, als Liebe leuchtet, das wird der Engel, wenn er uns heimholt, einmal vor aller Welt sichtbar machen. Das Kreuz, das über den Himmel flammt, wird sich auf unserer Stirne widerspiegeln. So dürfen wir hoffen, weil wir mit dem Kreuze bezeichnet sind.

Selten, meine Freunde, hat Christus seinen Worten so viel Nachdruck gegeben wie bei seiner Gerichtsrede. Zweimal hebt er hervor, um allen Zweifeln, aller Gleichgültigkeit, aller Ahnungslosigkeit zu begegnen, zweimal hebt er hervor, wie bedeutsam diese Rede ist. Erstens, vom Feigenbaum sollen wir lernen, wie weit es ist. Wenn der Trieb zart wird, wenn die Blätter hervorkommen, dann erkennt man, dass der Sommer nahe ist. Diese Worte beziehen sich zweifellos auf den Untergang Jerusalems. Dafür gab es bestimmte Vorzeichen. Man kann nicht als ein kleines, winziges Volk gegen die gewaltige Macht der Römer Aufstand machen. Es war vorauszusehen, was da kommen würde. Und das Wort des Herrn hat sich erfüllt. Das Gericht über Jerusalem wurde vollstreckt. Wer acht hatte auf die Worte des Herrn, der konnte dem Verderben entgehen. Und tatsächlich sind damals viele Christen dem Verderben entgangen, weil sie sich an das Wort des Herrn erinnerten und die Flucht angetreten haben, rechtzeitig geflohen sind. Noch feierlicher aber betont der Herr das Nahen des Endgerichtes. „Wahrlich, Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!“ Der Herr hat sein Wort verpfändet. Das Gericht wird kommen, so hart, so gewaltig, so unentrinnbar, wie der Herr es geweissagt hatte.

„Einst kommt der Tag der Rache für aller Sünde Haupt. Dann sieget Gottes Sache, das schauet, wer geglaubt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gerechtigkeit am Tage Gottes

02.12.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor einiger Zeit wurde in einer kleinen holländischen Stadt ein Ordensbruder aus dem Orden der Schulbrüder zu Grabe getragen. Er war in jungen Jahren verstorben. Eine große Gemeinde begleitete ihn zur letzten Ruhe. Und als die Gemeinde sich dann vom Friedhof entfernte, dachte wohl jeder: Wieder ein Leben, ein junges Leben abgeschlossen, den Blicken der Welt entschwunden. Aber es kam anders; denn nicht lange danach wurden Gebetserhörungen und Krankenheilungen berichtet, die auf die Fürbitte des verstorbenen Frater Andreas geschehen waren. Man begann sich mit seinem Leben zu beschäftigen, man las nach, was er gesagt, was er geschrieben hatte, man forschte nach seinen Briefen, und siehe da: Man stellte fest, dass sein Leben ein Leben heroischer Tugend gewesen war.

Das Beispiel spricht deutlich. Was wissen wir Menschen voneinander? Wie sieht es im Inneren der Menschen, die uns umgeben oder die fern von uns sind, aus? Wir wissen es nicht. Und ähnlich ist es auch mit der Weltgeschichte. Was wissen wir vom tieferen Sinn der Weltgeschichte? Aufstieg und Abstieg eines Volkes, Männer, die groß genannt werden, das alles ist uns im Letzten verborgen. Die Wahrheit ist uns nicht bekannt. Da muss uns ein Gedanke kommen, nämlich wenn einmal der Herrgott seine Weltgeschichte schreiben wird, was wird das für ein Buch werden? Und so ganz anders als die Bücher, die die Menschen schreiben; eine Geschichte der Seelen. Wie Kinder würden wir mit brennenden Wangen davorsitzen und mit zitternder Hand die Seiten umblättern. Mein Gott, wie ist doch deine Geschichte so wundersam tief! Und dann würden wir hinter manchem Namen den Zusatz „der Große“ streichen und würden vielleicht zu manchem schlichten Grab hinpilgern und sagen: Du Verstorbener, wie war doch dein Leben, wie war doch deine Seele so groß! Wie mag Gott die Weltgeschichte sehen?

Sprechen wir aber lieber von uns selber. Jeder von uns hat schon seinen Lebenslauf schreiben müssen: bei der Schulentlassung, bei einem Examen, bei der Bewerbung um eine Stelle. Wir haben da das Wichtigste, das uns als das Wichtigste schien, bemerkt und aufgezeichnet. Aber wie wird es sein, wenn der Herrgott einmal unseren Lebenslauf schreiben wird? Was wird er wohl herausheben? Wie wird er über unseren Lebenslauf urteilen? Eine wundersame Geschichte, ein Kampf zwischen Gott und dem Satan, zwischen Sünde und Gnade. Warum wissen wir so wenig von uns und von den anderen? Warum lässt uns Gott im Dunkeln? Weil der Herrgott sich einen Tag aufgespart hat, an dem er seine Geschichte schreiben wird; nicht nach Menschenart auf Papier, sondern in leuchtenden Farben in das Weltall hinein am Jüngsten Tage. Da wird er zerbrechen all die Werturteile, die sich Menschen zurechtgemacht haben, und wird seine Geschichte schreiben.

Wie haben wir uns das zu denken? Der Herr wird kommen, sichtbar kommen, umgeben von seinen Engeln und Heiligen, und alle Völker, die je gewesen, werden sich vor seinem Throne versammeln, und er wird die Menschen voneinander scheiden, wie man auf Erden die Böcke von den Schafen scheidet. Auf dem Areopag in Athen hat vor 2000 Jahren der Apostel Paulus ausgerufen: „Gott hat einen Tag festgesetzt, an dem er die Welt in Gerechtigkeit richten wird durch einen Mann, den er dazu bestellt und beglaubigt hat, indem er ihn von den Toten auferweckte.“ Wir wissen, wer dieser Mann ist; es ist unser Heiland Jesus Christus. Wir dürfen uns sein Gericht nicht wie ein irdisches Prozeßverfahren denken. Auf Erden müssen wir sorgfältig die Beweise zu erheben versuchen, alles schön nacheinander. Nein, das Gericht, das Gott über uns hält, das verläuft blitzartig: in Blitzesgeschwindigkeit, mit Blitzesklarheit und mit Blitzeskraft. Eine göttliche Macht wird bewirken, dass uns in einem Nu, in einem Augenblick alle unsere Werke, gute und böse, vor das Gedächtnis treten und in wunder-

barer Schnelligkeit überschaut werden. Dann werden Gottes Maßstäbe offenbar werden. Dann wird vielleicht ein Bauer höher stehen als ein Kirchenfürst und ein Kind höher als sein Erzieher, und ein Präsident wird vielleicht unter den letzten seiner Arbeiter stehen. Groß wird nur der sein, den Gott als groß ansieht. Ja, der Jüngste Tag wird einmal kommen. Er muss kommen. Er muss deswegen kommen, weil Gott sich einmal rechtfertigen wird vor blöden Menschengenossen, und alles Volk wird dann in die Knie sinken und sagen: Du bist der Allweise, du bist der Allgerechte.

Auf Erden, meine lieben Freunde, scheint es uns ja oft ungerecht zuzugehen. Wir begreifen nicht, wie Menschen emporgehoben werden, von denen wir allem Schein nach nicht sehr viel halten, und wie andere geduckt werden, die uns vorzüglich für eine Aufgabe geeignet scheinen. Auf Erden fordern die Menschen Gott in ihre Schranken: Warum hast du mich in diese Familie hineingestellt? Warum hast du meinen Lebensplan misslingen lassen? Warum hast du mir diese Stelle, die auf mich zugeschnitten gewesen wäre, nicht gegeben? Ja, wenn ich einen anderen Partner gehabt hätte, sagte mir einmal eine Ehefrau, da wäre mein Leben anders verlaufen. Am Jüngsten Tage werden alle Fragen beantwortet, alle Zweifel gelöst, alle Anklagen zum Schweigen gebracht. Dann wird Gott die Seelengeschichte aller, die heute über die Erde gehen, aufzeichnen, die Seelengeschichte derer, die sich weder um Gott noch um den Teufel scheren, für die Worte wie Unsterblichkeit und ewiges Leben längst abgetane Dinge sind, über die man lächelt. Und auch die Seelengeschichte der Missionare, die hinausziehen in eine Fremde mit dem Bewusstsein: Ich verzichte auf Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, ich weiß, dass ich mit Malaria nach Hause kommen werde, aber ich gehe. Der Menschensohn wird einem jeglichen vergelten nach seinen Werken, und die Guten wie die Bösen werden bekennen müssen: Deine Urteile, o Herr, sind gerecht.

Gott wird die Seelengeschichte derer messen, deren ganzes Leben eine einzige große Sünde der Lüsternheit war, die imstande waren, ein Menschenleben für eine Stunde der Lust zu knicken. Lesen Sie einmal – oder lesen Sie besser nicht – die Biographie von Curd Jürgens! Und dagegen die jungfräulichen Segen, die hinter Klostermauern sich verbergen in unseren strengen Männer- und Frauenorden, um zu büßen und zu beten für andere. Der Menschen Werke und Gedanken kenne ich, spricht der Herr. Und Gott wird allen gerecht werden. Er wird jedem das Seine zuteilen, denn er kennt die Voraussetzungen und die Bedingungen, unter denen jeder sein Leben vollziehen musste. Er weiß um die Motive, er kennt die Beweggründe, unter denen die Menschen gehandelt haben. Er sieht das Ringen und das Verzweifeln. Und er wird die Seelengeschichte derer schreiben, die schon als Kinder in ihrer Seele vergiftet wurden, deren Leben ein einziger gewaltiger Schrei gegen ihre Verführer war. Und auch die Seelengeschichte derer, die gemächlich und bequem dahinleben, die zufrieden sind, wenn man sie einen guten Kerl nennt. Es ist zu wenig, wenn die Menschen das von uns sagen.

Er wird die verheirateten Frauen, die sich selbst verwirklichen wollten am Computer und deswegen auf Kinder verzichtet haben, fragen, wie sie über ihr Leben denken, und er wird sein Urteil bekannt geben. Er wird das Leben derer messen, die nicht geboren wurden, denen das Leben genommen wurde, ehe sie das Licht der Welt erblickten. Und daneben das Bild der Mütter, die acht oder zehn Kindern das Leben geschenkt haben, deren ganzes Leben nur Mühe und Arbeit war. Sie alle werden erhalten, was recht ist. Gott wird allen zuteilen, was sie verdient haben. Nach deinem Wandel, nach deinen Entschlüssen will ich dich richten. „Ich sah die Toten groß und klein vor dem Throne Gottes stehen“, heißt es in der Apokalypse, „und die Bücher wurden aufgetan, und sie wurden gerichtet nach ihren Werken.“

Und dann wird Gott auch die erblich Belasteten richten, die die Sünden ihrer Väter von Jugend an zu tragen hatten. Die Menschen wussten nicht, welche Last sie an Körper und Seele mit sich herumschleppen; sie haben sie als unbrauchbar beiseite geschoben. Gott aber kennt das schwere Erbe, das sie mit sich herumtrugen. Jetzt endlich – jetzt endlich! – beim Jüngsten Gericht wird ihnen Gerechtigkeit zuteil werden. Und Gott wird auch jenen Mann vor sein Gericht fordern, der ein Buch nach dem anderen unter die Menge wirft, gefeiert von allen Seiten, erhöht, wo immer es möglich ist, der bekannteste Theologe der Christenheit, den Schweizer Hans Küng. Mit seinen Büchern, in denen er die katholische Religion untergrub, hat er Millionen verdient. Sein Einfluß reicht bis in das letzte Dorf. Kein einziger Theologe ist so oft ausgezeichnet worden wie er. Was wird Gott zu ihm sagen? Wird er in das Loblied einstimmen, das die Massenmedien, aber auch die Freimaurer, über ihn anstimmen?

Und dann die, die wir nach unserer armseligen Menschenkenntnis zu den Entgleisten rechnen, deren Leben uns oft so dunkel, so sinnlos und zwecklos erscheint. Gott wird auch dieses Leben entwirren. Er ist der Herr und Meister auch des Lebens dieser armen Menschen. Es ist ein feines Tuch gewebt, wo die Fäden für uns auf Erden durcheinander zu gehen scheinen, aber Gott wird sie ordnen und in ein Muster bringen, und wir werden erkennen: Es ist doch Plan und Ordnung in diesem Leben gewesen. So werden wir sprechen, wenn einst das Leben dieser Armen, die wir bedauert haben, im Lichte der Ewigkeit vor uns erscheinen wird.

Und dann, wie werden die vor Gott stehen, die wir heute als die Großen bezeichnen? Ich habe schon als Knabe das Urteil, das uns in der Schule unaufhörlich vorgesetzt wurde über König Friedrich II. von Preußen, nicht verstanden. Ich habe nie begriffen, dass man diesen Mann den „Großen“ nennen konnte, der ein rücksichtsloser Gewaltherrscher war, ungläubig bis da hinaus. Als am Karfreitag eines Jahres wieder die Runde im Schloß Sanssouci in Potsdam stattfand, da fragte er den frommen General Ziethen: „Nun, wie hat ihm das wahre Fleisch und das wahre Blut unseres Herrn Jesus Christus geschmeckt?“ Offenkundiger Hohn über den Empfang des Abendmahls, das dieser fromme Mann empfangen hatte. Wie werden diese Großen, diese angeblich Großen im Gerichte Gottes bestehen können? Und diese gefeierten Philosophen, die heute in allen Schulbüchern stehen und von allen Studierenden verehrt werden? Wie wird Herr Martin Heidegger vor Gott erscheinen, der bekannt dafür war, dass er Studentinnen verführte? Es ist nichts verborgen, was nicht offenbar werden wird, und nichts heimlich, was nicht gewusst wird.

Und wie wird es mit den Menschen sein, die nie mit sich fertig geworden sind, die ewig Suchenden und nie Findenden? Ich las einmal von einem bekannten Dichter, sein ganzes Leben war ein einziger Kampf mit sich selbst. Einmal interessierte er sich für Christus, dann für Buddha, später für Friedrich Nietzsche. Er selbst konnte sich nicht beherrschen, aber seinem Sohn sagte er: „Bleib keusch!“ In seiner letzten, furchtbaren Krankheit rang er mit Gott, aber das letzte Wort fand er nicht. Man hat ihn begraben, in seinen erstarrten Händen das Evangelium. Auf sein Grab hat man geschrieben: „Ave crux, spes unica“ – Sei gegrüßt, heiliges Kreuz, einzige Hoffnung! Wie wird diese Seele vor dem Gerichte Gottes erscheinen? Wir wollen nicht urteilen, wir wollen nur die Frage stellen; denn diese Frage kommt uns ja, und wir wissen die Antwort nicht. Aber einmal kommt der Tag, an dem Gott sie beantworten wird. Dann wird alles offenbar werden, dann wird helles Licht werden, wo wir nur Dunkel sahen.

Warum spreche ich davon, meine lieben Freunde? Damit wir innehalten, wenigstens jetzt, wenigstens heute innehalten in dem Getriebe unserer Arbeit, unseres Berufes, damit wir nachdenklich werden und damit die Frage in unserer Seele zu brennen anfängt: „Sitzt der Richter dann, zu richten, wird sich das Verborg'ne lichten, nichts kann vor der Strafe flüchten.“ Es gibt doch, so hoffe ich, in einem Leben, in einem jeden Leben Stunden, in denen die Scham aufkommen möchte, dass wir nicht so ganz anders sind, viel edler, viel reiner, viel vollkommener. Und wir warten und warten. Worauf? Seite um Seite im Buch unseres Lebens füllt sich für immer, Tag für Tag. Warum haben wir uns auf Erden so viel gesorgt und gemüht? Waren es nicht oft Lappalien? Und worüber haben wir gelacht und gescherzt? Waren es nicht oft Lappalien? Und worüber haben wir geweint und getrauert? Waren es nicht oft Lappalien? Und unsere Seele? Herr Gott, an dem Tage, an dem die ganze Welt in Stücke geht, rette meine Seele!

Der Letzte Tag ist ein Tag der Abrechnung, aber nicht nur des Zornes, sondern auch des Lohnes. An diesem Tage wird nicht nur das Böse offenbar werden, sondern auch das Gute. Dann werden die vielen Stillen im Lande, die man geringschätzte, die man beiseite schon, von denen man nichts wissen wollte, sie werden dann auf die Aufforderung des Herrn ihr Haupt erheben. Wenn das alles geschieht, dann erhebet eure Häupter! Jetzt sollt ihr, die ihr im Urteil der Menschen klein gewesen wart, jetzt sollt ihr groß werden. Schaut auf, es naht eure Erlösung!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Evangelium des Trostes

09.12.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein Priester sagte einmal zu einem Bekannten: „Das Evangelium des heutigen Tages ist eines der schönsten.“ Der Bekannte entgegnete: „Es ist schön wie alle Evangelien, aber etwas Besonders kann ich daran nicht finden.“ Und doch ist etwas Besonderes an diesem Evangelium. Ich möchte es das große Trostevangelium nennen für alle, die Opfer bringen müssen. Es gibt eine Antwort auf viele Fragen, die uns bewegen und eine Antwort heischen.

Nehmen wir das Leben, wie es ist. Der moderne, der heutige Katholik ist gezwungen, mit dem Nichtkatholiken, mit dem Ungläubigen zusammenzuleben, zusammenzuarbeiten, im selben Haus, an derselben Arbeitsstätte, in demselben Geschäft, in demselben Büro. Und dann die Frage: Geht es dem katholischen Christen besser als dem Ungläubigen? Der eine lästert Gott, der andere verehrt Gott, und doch geht es beiden gleich. Ja, oft geht es dem Ungläubigen besser, weil er nämlich skrupellos alle Möglichkeiten, die ihm das Leben bietet, auszunützen versteht. Und Gott sieht es und schweigt. Oder nehmen wir ein anderes Beispiel. Da wohnen zwei Familien in einem Hause. Unten, in einer Parterre- oder Kellerwohnung eine Familie, die echt und gläubig katholisch ist, mit einer Schar von Kindern, in wenn nicht bitterer Armut, dann immer doch mit einem sehr bescheidenen Auskommen. Oben, im ersten Stock, da wohnt eine moderne Familie, die weiß, wie man's macht, um unbeschwert durch das Leben zu gehen. Und Gott sieht es und schweigt. Und noch ein anderes Beispiel. Da ist ein junger Mann, da ist ein Mädchen, die genießen das Leben in vollen Zügen. Der junge Mann schreitet, wie man so sagt, von Eroberung zu Eroberung. Und da ist ein anderer junger Mann, der nimmt es ernst mit dem Leben und ernst mit der Religion und lebt ein tristes und entbehrungsreiches Leben. Und der Herrgott sieht zu und schweigt.

Ist es also vergeblich, Gott anzuhängen, um Segen zu empfangen? Bringt es wirklich Segen, Gott anzuhängen? Darauf gibt das heutige Evangelium die Antwort. Ein Satz ist es, der uns besonders in die Seele fallen soll und der uns viel geben kann, nämlich der Satz: „Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste? Was wolltet ihr da sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen? Was wolltet ihr da sehen? Einen Menschen, mit weichlichen Kleidern angehtan? Sehr, die weichliche Kleider tragen, sind in den Palästen der Könige.“ Vielleicht werden Sie den Kopf schütteln und sagen: Das soll so erhehend sein? Das soll ein goldenes Wort sein? Ich werde es gleich zeigen, wieso es ein goldenes Wort ist.

Da lebte ein Mann in der Wüste, Johannes. Er hatte seine Eltern, seine Verwandtschaft verlassen, hauste wahrscheinlich in einer Höhle. Er trug ein Kleid aus Kamelhaaren, er lebte von Heuschrecken und wildem Hönig. Er hatte keine Freundschaft, er hatte keine Verwandtschaft, eine Lebensweise, die uns mit Schauern erfüllen kann. Er hatte alles verlassen um der Ehre Gottes willen, denn er war ein Prediger Gottes, ein Herold Gottes; er war ein Bote Gottes. Die halbe Welt hat er sich zum Feind gemacht, weil er gegen das Laster anging - alles für Gottes Ehre. Und jetzt kommt Jesus in die Wüste. Jetzt sieht er den Mann, jetzt beobachtet er ihn. Jetzt schaut er, welche Lebensweise er sich zugelegt hat. Er sieht alles, und er schweigt. Noch mehr: Er zieht die Jünger des Johannes von diesem ab und gesellt sie sich selbst zu. Und als er bei der Wahl der Apostel überlegt, wen er nehmen soll, da lässt er den Johannes aus, dafür erwählt er den Judas. Da könnte nun jemand sagen: Ja, hatte der Herr kein Herz für den Johannes? Hat er denn seine Opfer nicht gesehen? Ist er teilnahmslos? Das heutige Evangelium gibt die Antwort: Jesus ist nicht teilnahmslos. Er hat den Johannes genau beobachtet. Er hat alles gesehen und nichts vergessen. Die Jünger des Johannes kommen mit einer Frage zu ihm, und

Jesus beantwortet die Frage und schickt sie wieder zurück, nachdem sie gegangen sind – nachdem sie gegangen sind! – also so, dass sie es dem Johannes nicht berichten können. Dann spricht er zu ihnen: Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste, zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Diese Frage ist natürlich rhetorisch. Das Gegenteil ist der Fall: Johannes ist nicht ein Rohr, sondern eine Eiche. Und damals, so fügt der Herr zu, als ich mich taufen ließ, da sah ich sein Gewand von Kamelhaaren, da beobachtete ich seine ärmliche Lebensweise, tat, als sähe ich es nicht, aber ich habe es gesehen, und ich habe alles in meinem Herzen aufbewahrt. Dann kommt der große Ausspruch Jesu, den das heutige Evangelium nicht enthält: „Johannes ist der Größte unter den von der Frau Geborenen.“ Mehr als ein Prophet, der Vorläufer des Messias.

Da bekommen wir einen Blick in die Seele des Heilandes. Der Heiland geht auch heute durch die Straßen und durch die Wohnungen. Teilnahmslos? So scheint es. So teilnahmslos, wie er bei Johannes in der Wüste schien, aber er sieht alles, er beobachtet alles, und er vergisst nichts. Und wie für Johannes, so kommt auch für uns einmal die Stunde, wo der Herr uns die Antwort auf das geben wird, was er beobachtet und gesehen hat. Die glückliche Stunde kommt; wahrscheinlich erst im Jenseits, aber sie kommt. Aus diesem Blickwinkel müssen wir, meine Freunde, das Weltgericht betrachten. Wir haben begreiflicherweise Furcht davor, dass uns der Herr unsere Fehler, Sünden und Schwächen vorhalten wird, jeder unüberlegte Wort, was wir gesprochen haben. Aber wir sollen und wir dürfen auch an das andere denken: Der Herr wird uns nicht nur das Böse vorhalten, er wird uns auch das Gute vor Augen führen, das wir getan haben. „Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist. Ich war durstig, und ihr habt mich getränkt.“ Er wird uns hinweisen auf jedes liebe Wort, das wir gesprochen haben, auf jeden freundlichen Gruß, auf jede Gefälligkeit, die wir erwiesen haben. Am heutigen Evangelium gewinnt das Weltgericht einen ganz anderen Aspekt.

Wir klagen oft über die Menschen, über ihre Undankbarkeit, über ihre Unzuverlässigkeit, auch über ihre Bosheit. Das mag ja manchmal berechtigt sein. Aber das ist nicht alles. Es gibt keinen Menschen, der nicht auch Gutes getan hätte. Es ist nicht wahr, dass an einem Menschen alles schlecht ist. Nein, ein jeder hat auch gute Seiten, und ein jeder hat auch Gutes getan. Und Jesus hat es gesehen und aufbewahrt. Auch manches, was wir selbst vergessen haben, das wird der Heiland hervorholen aus dem Dunkel und uns leuchtend vor die Seele stellen. Wie sagt die Schrift: „Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen? Wann haben wir dich durstig gesehen? Wann warst du krank, oder wann haben wir dich im Gefängnis besucht?“ Man vergisst alles Schwere, und das ist ja auch eine Gnade, es vergessen zu können. Wenn wir einmal draußen auf dem Friedhof schlafen, haben wir das alles, was uns schwer war im Leben, vergessen. Und auch denen, für die wir die Opfer gebracht haben, entschwindet es oft schneller als für uns, und wenn es der eigene Sohn wäre. Wer denkt noch an das, was die Eltern für ihn getan haben? Aber es lebt einer, der hat es nicht vergessen, Christus. Zart wie ein Mutterherz ist sein Herz, und in jener glücklichen Stunde wird er alles hervorholen, was wir an Gutem getan haben. Er wird es wie Perlen vor uns ausbreiten und sagen: Das alles ist dein. Dem Vater wird er sagen: Ich habe deine Mühe und deine Sorge gesehen, damals, als du in Kummer und Angst warst um Brot und Stellung und jeden Morgen mit der Furcht aufwachtest, was der heutige Tag bringen werde. Da stand ich mitten in deiner schlichten Wohnung. Zu dem Kranken, der wochen- oder monatelang auf seinem Lager liegt, der kaum eine Zukunft sich zu denken wagt, der bittere Tränen in seine Kissen weint, dem wird der Herr sagen: Ich stand damals bei dir, als du auf deinem Krankenlager warst. Ich habe alles gesehen, und ich habe nichts vergessen. Jeden deiner Schritte habe ich gezählt, und jede Nacht, die du gewacht hast, war ich bei dir. Ihr habt vergessen, aber ich nicht. Ich denke mehr an euch, als ihr selbst an euch denkt.

Unwillkürlich falten wir die Hände und werden sprechen: Herr, hast du nicht in deiner Schatzkammer, in deiner verborgenen Schatzkammer, auch etwas für mich? Hast du etwas Gutes, woran du mich erinnern wirst am Jüngsten Tage?

Meine lieben Freunde, der Heiland weiß alles und vergisst nichts. Es ist ein Gedanke, so einfach, dass ich überlegt habe, ob ich ihn euch vortragen darf. Aber der Heiland liebt es ja, einfach zu sein. Und vielleicht nützt euch der Gedanke ein wenig, hilft euch zu dem Vertrauen, das wir zum Heiland haben sollen: Er wird mich schon recht führen. Wie es im Psalm so schön heißt: „Ipse faciet“ – Er wird es schon recht machen. Wir sind es gewohnt, einen guten Vorsatz aus der Predigt mitzunehmen.

Nehmen wir heute das Eine mit: Gott lebt, um zu vergelten, uns zu lohnen. Ich las einmal von einer einfachen alten Bauersfrau, die es sehr schwer im Leben hatte. Eines Tages klagte sie ein Leid vor lieben Bekannten. Aber plötzlich richtete sie sich auf, und über ihr Gesicht ging ein mutiger, entschiedener Zug: „Nein, nein“, sagte sie, „ich will nicht mehr klagen. Wenn ich einmal höre, dass Gott gestorben ist, dann ist immer noch Zeit zu verzagen.“ Ein prächtiges Wort! Wenn wir einmal hören, dass es keine Ewigkeit mehr gibt, dann müssen wir verzagen. Wenn wir einmal hören, dass es keinen Heiland im Himmel gibt, dann ist es Zeit, zu jammern. Wenn wir einmal hören, dass es kein Herz Jesu mehr gibt, dann wollen wir verzweifeln. Aber erst dann, und nicht vorher. Und das wird nie geschehen.

Johannes der Täufer, der Heiland ging einst an ihm vorüber, als hätte er keine Liebe zu ihm. Und heute erheben sich auf dem ganzen Erdkreis Kirchen und Dome zu Ehren des heiligen Johannes. Der Heiland ist in ihre Tabernakel eingezogen, und jetzt sind sie zusammen, Johannes und der Herr.

So wollen auch wir heute unsere Zuflucht zu Johannes dem Täufer nehmen und ihm sagen: Gib uns, du großer Heiliger, die Kraft, dass wir ertragen, wenn der Heiland an uns vorübergeht. Laß uns harren auf die Stunde, da er uns alles lohnt, was wir für ihn getragen und gelitten haben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Freut euch im Herrn, denn er ist nah

16.12.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Advent ist eine Zeit der Buße, Buße zur Vorbereitung auf das große Fest der Christgeburt. Wir haben ja eine zweite Bußzeit im Jahre, nämlich die Fastenzeit. Aber es besteht ein Unterschied. In den wehmutsvollen und sehnsuchtsvollen Gesängen der Adventszeit leuchtet ein Licht auf, ein Licht, das heute den Apostel veranlasst, uns zuzurufen: „Freuet euch! Abermals sage ich euch: Freuet euch!“ Das klingt wie ein Befehl, wie ein Kommando, das der Apostel uns gibt. Ja, kann man denn die Freude befehlen? Ist es möglich, dass wir die Freude herbeirufen, dass wir sie erwerben, dass wir sie erzwingen?

Meine Freunde, wir sind in der Mehrzahl völlig widerstandslos den Einwirkungen von außen ausgesetzt, Einwirkungen von Menschen, Einwirkungen von den Umständen, von den sozialen Verhältnissen, Einwirkungen durch das Wetter. Wir sind fröhlich, wenn die Sonne lacht, und wir sind traurig, wenn der Regen fällt. O wie töricht! Denn wir sind es ja nicht, die sich da freuen, sondern die Sonne freut sich. Der Regen ist kein Anlaß zur Traurigkeit, er ist ein Anlaß zur Dankbarkeit. Die Freude kann befohlen werden, ja, sie muss befohlen werden, denn sie ist eine christliche Tugend, und Tugenden kann man erwerben und soll man erwerben, muss man nach Gottes Willen erwerben. Die Freude ist eine Tugend, und eine Tugend kann man erwerben. Das sollen uns die beiden großen Adventsheiligen lehren, nämlich Johannes und Maria.

Ja, Johannes, wie kann er ein Lehrer der Freude sein? War er nicht ein strenger, herber Mann? Hatte er nicht etwas Alttestamentliches an sich in seiner strengen Bußpredigt? Gehen wir aus von einer Legende. In der Hölle wurde eine Beratung gehalten, wie man die Menschen unglücklich machen könnte. Da sprach ein Teufel: „Schickt mich! Ich werde die Menschen mit Krankheit schlagen, dann werden sie unglücklich sein.“ Die anderen widersprachen ihm jedoch: „Es gibt doch viele Kranke, die trotz ihrer Krankheit heiter sind.“ Da trat ein anderer Teufel vor und sagte: „Schickt mich! Ich werde die Menschen mit Armut schlagen, dann werden sie unglücklich sein.“ Wiederum widersprachen ihm andere und sagten: „Es gibt auch Arme, die zufrieden und glücklich sind.“ Schließlich trat ein dritter Teufel vor. Es war der Teufel der unerfüllten Wünsche. Er sprach: „Sendet mich! Ich werde den Menschen Wünsche, zahlreiche Wünsche, unerfüllte Wünsche in die Seele werfen, und dann werden sie unglücklich sein.“ Da stimmten ihm alle bei und sagten: „Ja, geh du und mache die Menschen unglücklich!“ Der Teufel ging dann über die Erde. Er zeigte den Arbeitern das Wohlleben des Arbeitgebers. Er ging zu dem Kaufmann, und er zeigte ihm den Erfolg seines Konkurrenten. Er ging in die Kinderseelen und weckte in ihnen Wünsche, viele Wünsche, so dass sie Ansprüche stellten wie die Erwachsenen. Da zog die Unzufriedenheit in die Menschen ein, ein Murren ging durch das Volk, und das Unglück wuchs bergehoch an.

Das ist eine Legende, aber sie ist von der Wirklichkeit nicht weit entfernt. Das Institut Allensbach hat dieser Tage eine Erhebung durchgeführt und gefragt, ob die Menschen in Deutschland zufrieden seien. Nur 15 Prozent der Menschen waren zufrieden – 15 Prozent. Der Teufel der unerfüllten Wünsche hat reiche Ernte gemacht. Die Hölle des Menschen sind seine unerfüllten und unerfüllbaren Wünsche. Nehmen Sie ein Kind und stellen Sie ihm Wünsche vor, die Sie ihm nicht erfüllen können, und sie haben das unzufriedenste Kind, das man sich denken kann. Wir wissen es selbst, wie diese Wünsche uns hetzen und quälen. Um Ruhe zu finden, müssen wir die Wünsche preisgeben. Man spricht mit Recht davon, es sei jemand „wunschlos glücklich“. Das ist ein gutes Wort, denn wenn man die Wünsche verabschiedet, dann kann man glücklich werden. Wir sind in dem Maße glücklich, als wir wunschlos sind.

Im Gegenbild zu dem unersättlichen heutigen Menschen ist Johannes ein Mensch der Zufriedenheit. Man kann ihn nicht unglücklich nennen, nichts deutet darauf hin, er sei unglücklich. Er war zu anspruchslos, um unglücklich zu sein. Er war zu demütig, um unglücklich zu sein. Solche Menschen sind nicht unglücklich. Die Pharisäer haben es darauf abgesehen, ihn zu kränken, aber es ist ihnen nicht gelungen. Bei anderen wäre es gelungen, bei Johannes nicht. Solche Naturen kann man nicht kränken, weil sie nichts sein wollen. Man kann ihnen nichts nehmen, weil sie nichts besitzen. Wenn wir Ruhe finden wollen für unsere Seelen, dann müssen wir anspruchslos, demütig und bedürfnislos leben. Wir können nicht alle in der Wüste leben wie Johannes, aber wir können alle uns bescheiden. Das müssen wir lernen. Von der heiligen Theresia wird berichtet, wie ein Mitschwester unglücklich war, weil sie eine Nadel nicht fand, eine Nadel verloren hatte, eine Nadel verlegt hatte. Da sagte Theresia: „Wie sind Sie noch so reich! Da können Sie nicht glücklich sein.“ Wie sind Sie noch so reich! Da können Sie nicht glücklich sein. Vielen möchte man sagen: Sie sind zu reich, um glücklich zu sein. Menschen, die fortwährend nach Vergnügungen aus sind, denen müßte man sagen: Sie sind zu reich, um glücklich zu sein. Man muss den Mut haben, sich zu bescheiden, und dann: Freuet euch! Abermals sage ich: Freuet euch!

Das ist das erste, um zur Freude zu kommen. Anspruchslos werden, bedürfnislos werden, sich bescheiden. Das Zweite, um in der Freude zu leben, besteht darin, dass man anderen Freude macht, mit erfinderischer Liebe die Bedürfnisse und die Nöte der Menschen erspürt, ihnen zu Hilfe kommt, sie beobachten, sich bemüht, ihnen Freude zu spenden. Die Zuwendung zum anderen besitzt heilende Kraft für unsere Seele. „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück! Freude, die wir anderen geben, kehrt ins eigene Herz zurück.“ Noch einmal: Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück! Freude, die wir anderen geben, kehrt ins eigene Herz zurück. Mich fragte einmal ein Nachbar: „Was machen Sie denn mit dem vielen Zeug, das Sie in Ihrem Garten anbauen? Das können Sie doch gar nicht selbst verbrauchen.“ Er hatte nicht begriffen, dass man auch für andere anbauen kann.

Das dritte, wie wir zur Freude kommen, besteht darin, dass wir unsere Umwelt beachten, die Natur. Wer ein offenes Auge hat, der freut sich an der Natur, an den Gräsern und an den Sträuchern, an den Bäumen, an den Blumen. Die Schönheit der Pflanzen kann uns eine Freude sein. Man muss sie nur sehen und darf nicht achtlos vorübergehen. Die Natur hat eine Freude für uns bereit. Wie schön ist ein Weizenfeld, das sich im Winde wiegt! Wie herrlich ist ein Apfelbaum, an dem die Früchte hängen!. Wir müssen das Schöne an der Natur sehen. Ähnlich ist es mit den Tieren. Ich bewundere immer die Kühe auf dem Weidefeld. Wie schön sind die Tiere, so ruhig und so nützlich für uns! Aber wir müssen sie dankbar betrachten. „O Gott, wie wunderbar ist deine Erde, wie wunderbar ist die Welt, die du geschaffen hast“, so können wir mit dem 8. und 18. Psalm sagen.

Wir können uns auch viertens freuen an dem, was bei uns Natur und Technik geschaffen haben. Meine lieben Freunde, wir gehen in unser Zimmer und knipsen, und auf einmal ist das Zimmer hell erleuchtet durch das elektrische Licht. Ich erinnere mich, dass mein Großeltern noch eine Petroleumlampe hatten. Sie erhellten ihre arme Wohnung mit einer Petroleumlampe. Wie können wir dankbar sein, dass uns die Technik so viel Annehmlichkeit, ja Luxus verschafft hat! Die Menschen, die vor hundert Jahren lebten, würden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie erleben würden, was wir heute an technischen Möglichkeiten besitzen, an den Errungenschaften unserer Kultur. Und das kommt ja von Gott, denn Gott hat den Menschen das Denken und das Forschen und das Erfinden in die Seele gelegt. Gott hat den Menschen so geschaffen, dass er Entdeckungen und Erfindungen macht. Wir dürfen also Gott danken für die Errungenschaften der Kultur und der Technik.

Freilich, das alles ist noch gar nichts gegenüber der Freude, die wir aus der Übernatur, aus der übernatürlichen Gnade erfahren. Dass wir eine Kirche besitzen, die uns die Wahrheit verkündet, dass wir Sakramente haben, aus denen die Gnade fließt, dass wir ein Opfer haben, in dem wir uns selbst dem Vater im Himmel darbringen können: Das ist ein Glück, ein unbeschreibliches Glück. Der schlesische Dichter Josef Wittig beschreibt einmal, wie er als Knabe den Vater fragte: „Was ist denn eigentlich katholisch?“ Da entgegnete der Vater: „Katholisch sein heißt glücklich sein.“ Das hat sich der kleine Junge zu Herzen genommen und gesagt, wenn er einmal traurig war: „Ich bin wohl nicht mehr

richtig katholisch.“ Katholisch sein heißt glücklich sein. O meine Freunde, was ist es für ein Glück, die heilige Kommunion zu empfangen! Was ist es für ein Glück für den Priester, täglich am Altare stehen zu dürfen. Wer hier sein Glück nicht findet, der findet es überhaupt nicht. Und doch, jedes Jahr trennen sich Hunderte und Tausende, Zehntausende von dieser Kirche, die unser Glück ist, treten, wie man sagt, aus der Kirche aus. Sie wissen nicht, was sie tun. „Keiner, der dich fahren lässt, hat dich erfahren“, hat die große Dichterin Gertrud von Le Fort in ihren Hymnen an die Kirche gesungen. Keiner, der dich fahren lässt, hat dich erfahren.

In diese Zeit klingt das Magnifikat Mariens hinein, das Jubellied der Jungfrau. „Hoch preiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlocket in Gott, meinem Heiland.“ Wie hat dieses schlichte Mädchen den Ruf des Engels begrüßt! Wie hat sie sich in einem Jubellied ergossen. „Hoch preiset meine Seele den Herrn. Großes hat an mir getan der Mächtige und dessen Name heilig ist.“ Gottes Gnade hat sie, vor allen anderen Frauen begnadet. Doch, meine lieben Freunde, das ist nicht nur das Jubellied Mariens, dass müsste auch unser Jubellied sein. Auch wir haben Anlaß zu sagen: Großes hat an mir getan, der mächtig ist und dessen Name heilig. Allen, allen ist zu erklären, dass Gott Großes an ihnen getan hat. Jeder hat ein anderes Magnifikat, aber jeder muss ein Magnifikat singen, den Dank hinausjubeln für das, was Gott an ihm getan hat. „Sein Erbarmen währet von Geschlecht zu Geschlecht.“ So singt Maria weiter in ihrem Magnifikat. Gottes Erbarmen! Müßten wir nicht mit ihr singen: Großes hat er an mir getan. Sein Erbarmen währet von Geschlecht zu Geschlecht. Haben wir nicht in aller Not, in allem Jammer, in allem Elend immer wieder verspürt, dass Gottes Erbarmen uns hilft? Hat er uns nicht aus unserer Sünde emporgerissen und in die Gnade versetzt? Haben wir nicht, als wir darniederlagen, als wir nicht aus und ein wussten, als alles verloren schien, haben wir da nicht das Erbarmen Gottes erfahren? „All meine Hoffnung“, hat einmal der heilige Augustinus in seinen „Bekentnissen“ geschrieben, „all meine Hoffnung ruht in deinem überreichen Erbarmen.“ Ja, das kann ein jeder von uns sagen. All meine Hoffnung ruht in Gottes überreichem Erbarmen.

Und dann singt Maria weiter: „Er schafft Gerechtigkeit den Armen und Unterdrückten.“ Gerechtigkeit, das ist es ja, was wir verlangen. Fortwährend ist die Rede von sozialer Gerechtigkeit. Auch ich bin der Meinung, dass die soziale Gerechtigkeit nicht überall verwirklicht ist. Auch ich bin der Meinung, dass die Manager zu hohe Gehälter bekommen. Jawohl. Aber einmal wird es einen Ausgleich geben. Einmal wird Gott alle Unterschiede ausgleichen. Einmal wird er den armen Lazarus höher stellen als den reichen Prasser. Einmal kommt der Ausgleich. Es kann auf Erden noch so viel Ungerechtigkeit sein, aber Gott lässt es nicht dabei bewenden. Wenn auch nicht jetzt, wenn auch nicht gleich, aber es kommt die Stunde, wo er Gerechtigkeit schafft mit Macht den Armen und Unterdrückten. Dann gedenkt Maria der Verheißungen Gottes an die Väter. Gott ist ein treuer Gott. Er erfüllt seine Verheißungen. Die Versprechungen der Welt trügen oft. Aber die Versprechungen Gottes gehen in Erfüllung. Wir müssen uns nur ihrer würdig machen. Meine Freunde, das müssen Sie immer beachten, wenn wir die Litaneien beten: „Auf dass wir würdig werden der Verheißungen Christi.“ Wir sind es nicht würdig. Wir sind es nicht wert. Ich habe schon erzählt, wie einmal eine alte Frau, die täglich in die heilige Messe kam, zu mir sagte, wenn der Regen ausblieb: „Wir sind es nicht wert.“ Die Frau hatte begriffen, dass wir uns wert machen müssen der Verheißungen Gottes. Viele sind der Verheißungen im Neuen Testament: „Wenn ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben wisst, um wie viel mehr wird der Vater im Himmel denen den guten Geist geben, die ihn darum bitten!“ Das ist ein Verheißung. Wer sich der Armen, der Krüppel, der Lahmen annimmt, von dem sagt der Herr: „Dir wird vergolten werden bei der Auferstehung der Gerechten.“ Eine andere Verheißung. „Wenn man euch verhört und vor die Könige führt, dann überlegt nicht lange, was ihr da sagen sollt. Es wird euch gegeben werden in jener Stunde, was ihr sagen sollt.“ Wieder eine Verheißung. Und dann die Seligpreisungen der Bergpredigt. „Selig sind die Armen, denn euer ist das Gottesreich. Selig, die ihr jetzt hungert, ihr werdet gesättigt werden. Selig, die ihr jetzt weinet, ihr werdet lachen. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen verfolgen, denn euer Lohn ist groß im Himmel.“ Machen wir uns also, meine Freunde, würdig der Verheißungen Gottes. Machen wir uns wert seiner Erbarmungen, die er an uns erfüllen will.

Ich denke, dass das Magnifikat nie mehr in der Seele Mariens verhallt ist. Es hat wohl auch hineingeklungen in die Heilige Nacht, in die Weihenacht. Es klang wohl auch nach bei der Flucht nach

Ägypten und beim Staunen über die Wunder und Machttaten ihres Sohnes. Ich kann mir auch nicht denken, dass das Magnifikat verstummt ist unter dem Kreuze. Denn wie sagt Johannes: „Maria stand unter dem Kreuze.“ Sie stand; sie ist nicht zusammengebrochen. Auch in der schwersten Stunde wird der Gedanke an Gott und seine Gnade, an sein Erbarmen und seine Treue in ihr nicht gestorben sein. Ich kann mir nicht anderes denken, als dass Maria zwischen den Hammerschlägen und dem Hohngeächter der Menge und dem Todesröcheln ihres Kindes ganz leise hineingerufen hat: „Hoch preiset meine Seele den Herrn.“

Ach, meine Freunde, vor einiger Zeit wurde einmal in einer Zeitschrift berichtet von einem Feldgottesdienst im letzten Kriege. Die Männer nahmen eifrig daran teil. Nach dem Gottesdienst unterhielten sich zwei junge Soldaten. Der eine sagte, worum er gebetet hat. Er hat nicht gebetet um Rettung aus der Gefahr; er hat nicht gebetet, um nicht zu fallen, sondern er flehte: „Herr, wenn es sein soll, dann gib mir die Gnade, dass ich vor meinem Tode noch so viel Zeit habe, um das Magnifikat zu beten.“ Das hat er sich gewünscht. Er wurde schwer verwundet, aber er hat noch ein halbes Jahr gelebt. In diesem halben Jahr hat er noch viel Zeit gehabt, das Magnifikat zu beten. Ist das übertrieben? Nein, das ist Christentum. Wir sind Christen. Wir sind katholische Christen. Wir sind auserwählte Lieblinge, überschüttet mit seinen Gnaden. Für uns gilt das Wort des Apostels: „Freuet euch. Abermals sage ich: Freuet euch! Der Herr ist nahe!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Unruhig ist unser Herz

23.12.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Advent ist eine Zeit der Gottesehnsucht. Dringender und inniger als sonst steigt das Gebet der Kirche zum Himmel empor: Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab! So sehnsüchtig mögen in alten Zeiten die Patriarchen nach dem Messias ausgeschaut haben; so stürmisch mögen die Propheten den Messias erwartet haben. Und wie steht es mit uns? Wie stehen wir zu unserem Heiland? Wir wissen, er lebt unter uns, aber fliegen ihm auch unsere Seele und unsere Herzen zu? Wir können es täglich in unserem Leben verfolgen, wenn wir beobachten und hören, wovon die Menschen sprechen. Wovon erzählen sie? Nun, vom Geschäft, vom Wetter, vom Einkaufen, vom Verkaufen, vom Essen und Trinken, vom Reisen, von Verwandten und Freunden – stundenlang, so dass man unwillkürlich fragt: Ist denn das alles? Ist denn nichts Tieferes in den Menschen? Schauen sie nicht weiter? Denken sie an nichts anderes als an das, worüber sie reden? Jetzt ist Weihnachtszeit, man geht durch die Straßen, man sieht die Lichter, Lichterketten. Immer neue Lichteffekte werden erdacht. Die Menschen stehen und schauen. Man kann die Zeit nicht zurückschrauben, wir können es nicht ändern, aber dass Menschen, viele Menschen so ganz darin aufgehen, dass sie über all dem äußeren Tand nicht ein Viertelstündchen für sich selber Zeit finden, das ist zu beklagen. Reklame kann doch nicht der Sinn des Lebens sein.

Vor einiger Zeit verunglückte auf der Straße ein Mann. Es sprangen zwei andere Männer hinzu und versorgten ihn, riefen einen Krankenwagen, damit er ins Krankenhaus geschafft würde. Der eine war ein Theologiestudent, der andere ein Maurer, Sozialist. Die beiden kamen ins Gespräch. „Sie sind Theologe?“ „Ja.“ „Sie glauben also an Gott?“ „Ja, gewiß.“ „Ja“, antwortete der Maurer, „wissen Sie, ich habe mir auch schon oft gedacht: Wenn ich einmal viel Zeit habe, dann muss ich es mir gründlich überlegen, wie es ist mit Gott.“ Wenn ich einmal viel Zeit habe! Das ist wohl ein Bild der Seelenverfassung vieler Menschen in unserer Zeit. Die Menschen haben für alles Zeit, zum Essen, zur Arbeit, zur Erholung, zum Fernsehen, aber wenn es um Gott geht, haben sie keine Zeit. Wenn ich einmal viel Zeit habe...!

Man sagt, wir lebten in einer Zeit des krassen Atheismus, es gebe heute unzählige Atheisten. Ich bezweifle das. Ich bezweifle, dass die Hauptsünde der heutigen Menschen der Unglaube ist. Ich fürchte, die Hauptsünde ist, dass sie für Gott keine Zeit haben. Und weil sie für Gott keine Zeit haben, finden sie ihn nicht. Wenn die Menschen täglich für Gott nur so viel Zeit verwenden würden, wie sie brauchen, um die Zeitung zu lesen, dann wäre es mit der Macht des Atheismus vorbei. Beobachten Sie einmal, meine Freunde, die Leute bei den Einkäufen, mit welchem Ernst sie da bei der Sache sind, wenn es darum geht, einen neuen Hut zu kaufen oder ein Paar neue Handschuhe. Wenn man die Zeit, die man für das Aussuchen der Handschuhe braucht, für Gott opfern würde, dann wären Tausende von Seelen gerettet.

Keine Zeit haben für Gott! Das gilt auch für manchen katholischen Christen. Wenn Sie einmal das Gebetbuch in die Hand nehmen und durchblättern, da finden Sie so viele Anregungen für Gebet und Frömmigkeit im täglichen Leben, aber wer nimmt denn das Gebetbuch in die Hand außerhalb des Gottesdienstes? Wer blättert denn einmal das Gebetbuch durch? Und wer macht sich die Mühe, das, was da geschrieben steht, sich zu Herzen zu nehmen, auszuprobieren, in seinem Leben anzuwenden? Wer nimmt sich die Zeit für diese schönen Dinge?

Aber die Seele lässt sich nicht vergewaltigen. Sie kommt von Gott. Im Schoße Gottes wurde sie erdacht. Vor Jahrmillionen hat Gott ein jedes Menschenleben vorherbedacht, hat er an die Seelen ge-

dacht, die er schaffen wollte, hat er ihren Namen genannt, hat er ihren Lebensweg liebend vorbereitet. Nach Gottes Ebenbild ist die Seele geschaffen, und zu Gott strebt sie zurück. Ich bin überzeugt, dass die Seele eines jeden Menschen in bestimmten Augenblicken aufstöhnt nach Gott, nicht in den Zeiten der Beschäftigung und des Erfolges, aber in den Zeiten der Stille und der Einsamkeit. Da zeigt es sich, dass das wahr ist, was Augustinus geschrieben hat: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir.“

Weil es so ist, deswegen ist der Mensch auch nie mit der Gegenwart zufrieden. Der Greis denkt zurück an die Vergangenheit, an die gute alte Zeit, wie man sagt. Er träumt in seinen Erinnerungen. Der junge Mensch schaut in die Zukunft. Er denkt an seine künftigen Erfolge. Und doch ist ein ewiges Suchen in der Seele. Es ist merkwürdig, dass in unserer Zeit so viele Menschen sich einer orientalischen Religion anschließen, dem Islam oder dem Hinduismus oder dem Buddhismus, und gerade gebildete. Weil das Christentum in ihrer Seele keine Wurzel gefasst hat, deswegen suchen sie einen Ersatz. Die äußeren Güter können eben den Menschen nicht zufrieden stellen.

Es gab einmal einen Philosophen, er war ein Meister des Wortes. Seine Sätze sind wie scharfgeschliffene Messerklingen. Gott und Christus hatte er die Feindschaft angesagt. Und doch gab es auch in diesem Philosophen Stunden, in denen das Ebenbild Gottes aufjammerte. In solcher Stimmung hat er ergreifende Verse geschrieben. Er vergleicht sein Leben mit einer trostlosen Wanderschaft in der Winterkälte: „Die Krähen schrei'n und ziehen schwirren Flugs zur Stadt. Bald wird es schnei'n. Wohl dem, der jetzt noch eine Heimat hat. Nun stehst du starr, schaust rückwärts, ach, wie lange schon. Was bist du Narr vor Winters in die Welt entflohn? Die Welt, ein Tor zu tausend Wüsten stumm und kalt. Wer das verlor, was du verlorst, macht nirgends halt. Nun stehst du bleich, zur Winterwanderschaft verflucht, dem Rauche gleich, der stets nach kälter'n Himmeln sucht. Flieg, Vogel, schnarr dein Lied im Wüstenvogelton. Versteck, du Narr, dein blutend Herz in Eis und Hohn. Die Krähen schrei'n und ziehen schwirren Flugs zur Stadt. Bald wird es schnei'n. Weh dem, der keine Heimat hat!“ Das war Friedrich Nietzsche, der Heimatlose, der seinen Gott verloren hatte. Eines Tages in Turin auf der Straße lehnte er sein Haupt an den Kopf eines Pferdes und weinte bitterlich. Weh dem, der keine Heimat hat!

Wir können dieselben Wahrheiten aus dem Alten Testament entnehmen. Der Prediger der Qohelet, der sagt im Alten Testament: „Alle Dinge machen müde. Das Ohr wird nicht satt vom Hören, und das Auge wird nicht satt vom Sehen. Ich will hingehen und mich überhäufen mit Vergnügungen und genießen, was gut ist.“ Und dann lässt er doch die Arme schlaff sinken: „Auch das ist Eitelkeit und Geistesplage.“ Darum glaube ich, meine Freunde, es gibt nicht viele Atheisten. Man darf sie nicht fragen, wenn sie im Glanze ihrer Erfolge, auf der Höhe ihres Lebens, unter dem Glanze elektrischer Birnen stehen. Nein, man muss sie fragen in schlaflosen Nächten, wenn der Arzt ein ernstes Gesicht macht und wenn sich Gräber neben ihnen öffnen und schließen. Dann muss man sie fragen, ob sie keine höhere Gewalt anerkennen.

Ich weiß nicht, ob unter uns jemand ist, der in der vergangenen Woche auch nicht ein einziges Vaterunser über die Lippen gebracht hat. Es könnte ja sein, dass er auch sagt: Ich hatte keine Zeit. Und doch hat jeder, ein jeder eine tiefe Liebe zu Gott, eine tiefere Liebe, als er es selbst glaubt. Die Menschen tragen eine größere Sehnsucht nach Gott, als sie selber wissen. Und in zwei Fragen kommt diese Sehnsucht zum Bewusstsein. Ich frage zunächst: Wer von Ihnen möchte schlecht sein, so schlecht, dass die Leute von ihm sagen: Er ist von Grund auf boshaft und falsch? Das will niemand. Sogar der Verbrecher will unter seinesgleichen als ein anständiger Kerl gelten. Schlecht sein, nein, das will niemand. Gut sein wollen alle, diese Sehnsucht kennen wir alle, wenn wir wie ein Schluchzen aus unserem Herzen es vernehmen: Wenn ich doch besser wäre, als ich bin. Wenn ich doch ganz gut wäre! So ruft die Seele nach ihrem Schöpfer. Jawohl, das ist es: So ruft sie nach ihrem Schöpfer, den Gott der Reinheit und Güte. Das ist ihr Ruf: Ich möchte gut sein. Wir wollen deswegen nicht schlecht sein, weil wir das Ebenbild Gottes in uns tragen.

Und eine zweite Frage: Wer von uns möchte ungeliebt sein? Nicht dann, wenn das äußere Leben uns berauscht, aber dann, wenn man ganz mit sich allein ist. Ich möchte niemanden haben, der mich liebt – ich kann mir nicht denken, dass jemand diese Worte über seine Lippen bringen könnte. Die Seele verlangt zurück nach dem Urgrund der Liebe. Sie verlangt nach dem, von dem Johannes sagt: „Gott ist Liebe.“ Die Menschen suchen die Liebe auf guten und auf schlechten Wegen. Sie wissen

nicht, dass dieses Suchen auf Erden nie befriedigt werden kann, weder durch Gattenliebe noch durch Kindesliebe. Sie wissen nicht, dass sie im Grunde nur einen suchen, den ewigen Gott, den erfüllenden Geist des Schöpfers, von dem Augustinus sagt: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir!“

Haben Sie einmal, meine lieben Freunde, am Lager eines Sterbenden gestanden? Haben Sie beobachtet, wie der Sterbende oft wie im Kampfe, wie im letzten Kampfe krampfhaft nach der Decke greift, als müsste er sich an etwas festhalten, als wollte er noch einmal etwas vom Erdenglück ergreifen und hinübertragen in die Ewigkeit? Jetzt, scheidende Seele, suchen wir zusammen die Scherben, die du Glück nanntest. Ein Stündlein, ein halbes Stündlein vielleicht hast du noch Zeit. Raffe zusammen, was dir übrig bleibt von deinem Leben. Ach Gott, es ist ja alles nichts. Gebt mir das Letzte, gebt mir Gott. Unruhig ist unsere Seele, bis sie ruhet in dir, o Gott.

Einmal wird man auch für uns beten: „O Herr, gibt ihnen die ewige Ruhe!“ Aber jetzt, solange wir noch über die Erde wandeln, wollen wir beten: „Herr, gib uns die Unruhe zu dir. Gib uns das Unbefriedigtsein mit uns. Reiß unsere Herzen auf, dass wir mit wunden Füßen und mit wunden Händen dich suchen, bis wir den Frieden finden in dir!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Weihnachten – Heimweh nach Gott

25.12.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Weihnachtsfreude Versammelte!

Weihnachten ist nicht das größte Fest im kirchlichen Festkalender, aber es ist das traulichste; es ist das gemütvollste Fest, und zwar deswegen, weil es das Fest des Heimwehs ist. Zu Weihnachten sehnt sich jedermann nach seiner Heimat. Niemals empfinden diejenigen, die keine Heimat haben, es so schmerzlich wie am Weihnachtsabend. Jetzt fliegen ungezählte Briefe in alle Gegenden, an Geschwister und Verwandte und Bekannte, um die Bande fester zu knüpfen, die sie mit ihnen verbinden. Wer nicht heim kann, der schickt seine Sehnsucht mit diesen Briefen nach Hause. Manche mögen in ihrem Zimmer auf und ab gehen, ihre Gedanken wandern lassen, heimsenden und sich sagen: Jetzt werden sie daheim den Christbaum anzünden; jetzt werden sie sich vor der Krippe versammeln; jetzt werden sie sich zur Christmette rüsten. Weihnachten ist das trauteste Fest, das wir kennen. Und es ist, als ob alle, die dazu gehören, jetzt irgendwie bei uns sind, die Lebenden und die Verstorbenen. Niemand ist vergessen, alle sind in unserem Herzen. Es ist, als ob die Türen sich öffneten und sie in unser Zimmer träten und wieder bei uns sein könnten.

Ja, es geht ein gewaltiges Sehnen nach Heimat, nach Liebe und Frieden durch die Welt. Das war so, meine lieben Freunde, in den Schützenlöchern des letzten Krieges, und es ist heute noch so in den Kellerwohnungen der Proletarier unserer Zeiten. Ein Priester hat einmal eine Christmette gefeiert in einem Fürsorgeheim. Da standen sie um den Altar, diese Männer und Frauen, die niemanden auf dieser Erde hatten, um die sich niemand annahm, die allein und einsam waren. Sie standen um den Altar mit der kleinen weißen Hostie, und das Heimweh brach in ihnen auf, und die Tränen rollten aus ihren Augen vor Heimweh. Ich möchte heim, ich möchte heim mit meiner Seele. Ja, Weihnachten weckt das ganze Heimweh in der Seele des Menschen.

Aber Weihnachten gibt auch eine Heimat, eine Heimat am Herzen unseres Heilandes. Das Weihnachten führt zum Heiland. Wo ist unsere Heimat? Die Menschen sagen: Dort, wo unsere Wiege stand, dort, wo die Mutter zum ersten Mal freudig unseren Namen nannte, dort, wo wir zuerst geliebt wurden. Aber das ist nur eine vorläufige Heimat. Christus sagt: Das ist deine wahre Heimat nicht. Wir sind nur Gast auf Erden, und unsere eigentliche Heimat ist im Himmel, von wo wir unseren Heiland erwarten, unseren Erlöser Jesus Christus.

In der dritten Messe des heutigen Festtages hebt es wuchtig an: „Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Diese Verse gehen zurück in jene Zeit vor jeder Zeit, als Gott allein war, als noch nichts geschaffen war, bevor es Engel und Menschen gab. Man hat gefragt, ob Gott da nicht einsam war. Nein, er war nicht einsam, denn Gott ist ein dreifaltiger Gott. In Gott ist eine Gemeinschaft; es sind drei Personen. Und Gott freute sich all der Dinge, die seine Allmacht schaffen würde. In seinem Geiste blühten die ungezählten Menschen auf, und einer dieser Menschen warst auch du, mein lieber Christ. Da freute sich Gott schon deiner, da war die Heimat vor Millionen Jahren, in Ewigkeit schon bereitet.

Es ist ein trautes Bild, wenn ein Kind im Schoße seiner Mutter schläft. Ja, schlafe nur zu, möchten wir ihm sagen, so geborgen wirst du in deinem Leben nie mehr sein wie jetzt auf dem Schoße der Mutter. Aber das ist nur ein schwaches Bild für unsere Geborgenheit in Gott. Beim Propheten Isaias heißt es: „Kann denn eine Mutter ihr Kind vergessen, dass sie nicht gedächte des Sohnes ihres Leibes? Und selbst wenn sie es vergessen könnte, ich will doch deiner nicht vergessen.“ Wenn eine Zeit kommen sollte, wo eine Mutter so gefühllos ist, dass das Kind auch an ihrem Schoße keine Heimat mehr hat, in Gott werden wir immer eine Heimat finden. Wo ist Heimat? Dort, wo eine Mutter zuerst unse-

ren Namen nannte. Aber Gott rief unseren Namens schon von Ewigkeit her. Wo ist Heimat? Wo die Liebe zuerst uns empfing. Gott hat mit ewiger Liebe uns geliebt.

Wenn man gestern durch die Straßen ging und vor den Asylern der Obdachlosen halt machte, da sah man, wie sich da die Menschen drängen, die Ausgestoßenen, die Vergessenen, die Verlassenen. Sie sehnen sich nach einer Pritsche, wo sie diese Nacht verbringen können. Auch diese Menschen hatten einmal eine Heimat, ein Geborgensein, und jetzt gehen sie den Weg, heimatlos, mit zerrütteter Seele. Wenn ein solcher Mensch festhält an seinem Glauben, dann hat er eine Heimat, dann hat er ein Geborgensein am Herzen Gottes.

Und weiter möchte ich fragen: Wo ist Heimat? Dort, wo man unsere Sprache spricht, wo man uns kennt, uns versteht. Und wieder sagt Christus: Das ist deine Heimat nicht. Die letzte Sprache deiner Seele, die versteht doch kein Mensch, und das letzte Verstehen kann dir niemand bieten. Es hat mir einmal ein Herr, der in seiner Ehe sehr glücklich war, gesagt: „Ich bin jetzt ganz glücklich. Ich habe alles gefunden, was ich vorher ersehnte. Aber es ist merkwürdig, ich habe immer das Gefühl, es ist noch nicht das Letzte. Es muss noch etwas Schöneres kommen.“ Wiederum sagt Christus: Ich will euch Heimat sein. Ich will euch das Letzte an Geborgenheit, an Glück, an Seligkeit bieten. Und um das zu geben, hat er einen Leib angenommen mit einem Herzen, das schlagen kann mit unserem Herzen, mit einer Seele, um fühlen zu können wie unsere Seele. Als Christus auf Erden erschien, da ging eine Bewegung durch die Menschen, und sie zogen ihm nach in dem Bewusstsein: Das ist der Mensch, der uns versteht. Er hat alle verstanden, die Gebildeten und die Ungebildeten, die Männer und die Kinder, die Heiligen und die Sünder. Er hat auch die Reinsten von allen, seine Mutter, verstanden und den Verworfenen, der am Kreuze neben ihm hing, den Schächer, der nach einem Sündenleben im letzten Augenblick ihn gesucht hat. Auch er ist verstanden worden und stirbt glücklich wie ein Kind.

Christus versteht uns bis in die Tiefen unserer Seele, so wie er die Samariterin am Jakobsbrunnen verstanden hat. „Er hat mir alles gesagt, was ich getan habe.“ Und wenn auch alle Steine warfen auf die Sünderin, er verstand sie doch, ohne ein Wort zu sagen. So ist Christus, und darum ist er uns Heimat. Wo ist Heimat? Dort, wo man die Sprache versteht, die wir sprechen. O Gott, du allein verstehst die Sprache, das Stammeln unserer Seele. Wo ist Heimat? Dort, wo Verstehen ist für uns. Du, o Gott, verstehst uns bis in die Abgründe unserer Seele. Und alle, die klagen, dass sie allein stehen, haben vielleicht keine Heimat mehr, aber es gibt einen, der sie versteht. Im letzten Grunde gibt es nur einen, nämlich unseren Heiland. Und alle, die nicht wissen, wohin sie gehören, zu Christus gehören sie, zum Weihnachtscristus. Das Letzte, was einer bieten kann, das Eine, das geboten werden muss, das bietet uns Christus.

Es war einmal einer, meine lieben Freunde, der sich von Gott getrennt hatte, der zum Feinde Gottes geworden war, der Gott für tot erklärte. Er schien fertig zu sein mit Gott, aber Gott war nicht fertig mit ihm. Er kam nicht los von Gott. Und in seiner Not hat er die ergreifenden Verse geschrieben: „Noch einmal, ehe ich weiterziehe und meine Blicke vorwärts sende, heb ich vereinsamt meine Hände zu dir empor, zu dem ich fliehe, dem ich aus tiefster Herzenstiefe Altäre feierlich geweiht, dass allezeit mich deine Stimme wieder riefte. Darauf erblüht tief eingegraben das Wort: Dem unbekanntem Gott. Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte auch bis zur Stunde bin geblieben. Sein bin ich, und ich fühl die Schlingen, die mich im Kampf darniederziehen, und mag ich fliehen, mich doch zu seinem Dienste zwingen. Ich will dich kennen, Unbekannter, du tief in meine Seele Greifender, mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender, du Unfassbarer, mir Verwandter, ich will dich kennen, selbst dir dienen.“ So hat er gespürt, was er verloren hat, als er Gott aufgab, und so entringt sich ihm am Schluß der sehnsuchtsvolle Ruf: „Nein, komm zurück mit allen deinen Martern zum letzten aller Einsamen. O komm zurück! Alle meine Tränenbäche nehmen zu dir den Lauf, und meine letzte Herzensflamme, dir glüht sie auf. O komm zurück, mein unbekannter Gott, mein Schmerz, mein letztes Glück!“ So hat Friedrich Nietzsche, der Atheist und Antichrist, gesungen.

Wenn man sich fragt: Seit wann geht denn das Heimweh in unserer Seele um? Seit wann lebt denn das Heimweh in unserer Seele? Ich glaube, seit jener Zeit, da die Menschen aus dem Paradies gestoßen wurden. Da wanderte das Heimweh mit ihnen durch die Jahrtausende und die Jahrtausende. Eine alte Legende erzählt, als Adam alt und grau geworden war und gebückt von des Lebens Last, ist er noch einmal zurückgekommen an die Pforten des Paradieses und hat einen langen Blick hineingeworfen.

Dann hat er mit letzter Kraft an den Pforten des Paradieses gerüttelt und ausgerufen: Ich will heim. Aber die Türen sind verschlossen geblieben für ihn und für uns, bis der kam, der so heimatlos war, dass für ihn kein Platz in der Herberge war, so dass er in einem Stalle geboren werden musste, er, der allen eine Heimat bot. Wenn Sie, meine lieben Christen, in dieser heiligen Zeit den Herrn und Heiland in Ihr Herz aufnehmen, dann denken Sie daran: Das ist der Weg nach Hause. Wenn Sie an der Kommunionbank knien und der Priester den heiligen Leib des Herrn auf Ihre Lippen legt, dann denken Sie: Jetzt gehe ich heim, jetzt habe ich meine Heimat und den, der die letzten Gründe meiner Seele versteht, den, der mir das Letzte bietet, ihn, in dessen Geist ich zuerst gewesen bin, der mich geliebt hat mit ewiger Liebe.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Kein Platz für den Herrn der Welt

26.12.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Landpfleger Pontius Pilatus steht im Glaubensbekenntnis, und das mit gutem Grund, denn er ist es, unter dem unser Herr und Heiland gelitten hat. Es könnte aber auch im Glaubensbekenntnis der Kaiser Augustus stehen, denn er war an der Herrschaft, als Jesus in Bethlehem geboren wurde. Er hatte eine Volkszählung angeordnet, die im ganzen Reiche durchgeführt wurde. Diese Volkszählung ergriff auch den entlegenen Winkel Nazareth. Ein jeder musste in seine Vaterstadt gehen, um sich dort der Volkszählung zu unterwerfen. Das tat auch Josef, der Zimmermann. Er ging mit seiner Frau, die gesegneten Leibes war, von Nazareth nach Bethlehem. Er mag gedacht haben: Da bin ich bekannt, denn da stamme ich her, da sind meine Angehörigen; sie werden mich aufnehmen. Und er mag vielleicht von Haus zu Haus gegangen sein, aber überall wurde er abgewiesen. Es war alles schon besetzt. Da dachte er: Ich werde in die Herberge gehen, in die Dorfherberge, um dort ein Quartier für Maria zu finden, die ihre Stunde kommen sah. Aber auch in der Herberge wurde er nicht aufgenommen. Soldaten, Kaufleute, die mögen dort Unterkunft gefunden haben, aber für das heilige Paar war kein Platz. Es war kein Platz für den, der die Herberge aller heimatlosen Herzen werden sollte.

Das ist ein erschütterndes Begebnis, meine lieben Freunde. Die Erde hat für alle Platz, für Rennfahrer und Preisboxer, für Jazzmusiker und Eiskunstläufer, aber wenn der Herr der Welt kommt, da hat sie keinen Platz. So ist es geblieben. In der Europäischen Verfassung ist Platz für alle Menschenrechte und alle Bürgerrechte, aber für ein Gottesrecht ist kein Platz in der Europäischen Verfassung!

Wenn die Annalen der Geschichte einmal alle Ereignisse, die im Laufe der Jahrtausende geschehen sind, aufgezeichnet haben werden, dann wird die traurigste Eintragung lauten: Es war kein Platz für ihn in der Herberge. So ziehen denn Josef und Maria hinaus auf das Feld, dorthin, wo die Hirten ihre Unterstände für die Tiere haben; in einer Höhle, in einem Stalle, da kommt der zur Welt, der die Sternennebel regiert. Da hob Maria wie eine Hostie den empor, von dem es bald heißen würde: „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt.“ Am erbärmlichsten Orte der Erde, in einem Stalle, wurde die Reinheit geboren. Er, der von Menschen, die wie Tiere handelten, getötet wurde, fand Unterkunft unter Tieren. Er selbst, der das lebendige Brot sein sollte, wurde in Bethlehem – und das heißt ja Ort oder Haus des Brotes – geboren. Es war kein Platz in der Herberge, aber es war Platz in einem Stalle. Die Herberge ist der Ort der Populären, der Weltleute, der Sammelplatz der Angeber in dieser Welt. Der Stall aber ist der Platz der Ausgestoßenen, der Übersehenen, der Vergessenen. Von allen Plätzen der Erde, an denen der Sohn Gottes hätte geboren werden können, war der Stall der letzte, an dem er zur Welt kommen würde, an dem wir ihn gesucht hätten.

Wer hätte das gedacht, dass der, der die Erde von der Sonne bescheinen und erwärmen lässt, eines Ochsen und eines Esels bedürfen würde, um von ihrem Atem gewärmt zu werden! Wer hätte geglaubt, dass der, der die Erde in ihrer Umdrehung anhalten kann, eines Tages in einer Futterkrippe liegen würde! Wer hätte gedacht, dass derjenige, der die Sternennebel regiert, einmal winzige Händchen haben würde, nicht groß genug, um die Häupter der Tiere im Stalle zu berühren! Daß die Füße, die über die Erde und über das Wasser schreiten sollten, jetzt nicht fähig waren, auch nur einen einzigen Schritt zu tun! Niemand hätte je gedacht, dass Gott so hilflos auf die Erde kommen würde. Aber das ist wahrscheinlich der Grund, warum die Menschen ihn verfehlen. Das Göttliche ist stets da zu finden, wo es die Menschen am wenigsten erwarten.

Die Hirten, die auf dem Felde wachten, hörten eine Botschaft des Engels: „Dies wird euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kindlein finden, in Windeln gewickelt, das in einer Krippe liegt.“ Ärmer

kann man nicht zur Welt kommen. Und dies war das Zeichen, das über seinem ganzen Leben stehen sollte! Es war nämlich das Zeichen des Kreuzes, und für ein Kind gibt es kein anderes Kreuz als die Ausgestoßenheit und die Armut. Seine Opferbereitschaft wurde schon in der Engelsbotschaft angekündigt: „Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Der Geiz wurde von der Armut herausgefordert, dem Stolz trat die Erniedrigung des Stalles entgegen. Das Verhüllen der göttlichen Herrlichkeit, die sonst keine Grenzen kennt, erscheint denen, die nur an die Macht der Atomenergie denken, allzu unfaßlich. Sie können den Gedanken der göttlichen Herabkunft nicht denken, sie begreifen nicht, dass einer reich war und arm wurde, um die Armen reich zu machen.

Nur zweierlei Arten von Menschen fanden das Kind, die Hirten und die Weisen, die Ungebildeten und die Gebildeten. Es sind diejenigen, die wissen, dass sie nichts wissen bzw. die wissen, dass sie nicht viel wissen. Selbst Gott kann den Stolzen nichts sagen. Es braucht guten Willen, um ihn zu finden. Und deswegen lautet ja auch die Botschaft: „Friede den Menschen seiner Gnade“, das heißt eben, die guten Willens sind. Christus war noch keine zwei Jahre alt, als der König Herodes ihm nachstellen ließ, als er befahl, alle männlichen Kinder in Bethlechem zu töten. Das war der erste Anschlag auf das Leben Christi. Dem Kinde drohte das Schwert, dem Manne die Steinigung, am Ende seines Lebens erwartete ihn das Kreuz. So ist Bethlechem tatsächlich die Morgendämmerung von Kalvaria. Das gleiche Gesetz, das seine Apostel und seine Anhänger jahrhundertlang bedrohen sollte, forderte seinen ersten Zoll an den jungen Leben, das aus den Armen der Mütter gerissen wurde. „Die Welt wird euch hassen“, wird der, der in der Krippe liegt, einmal sagen. „Die Welt wird euch hassen.“ Warum der Haß, meine lieben Freunde? Woher der Haß? Weil die Tugend stets ein Vorwurf für das Laster ist, weil sich die Gottvergessenheit von der Gottgehörigkeit herausgefordert fühlt. Warum der Haß? Woher der Haß? Weil die Bösen nicht ertragen, dass es Gute gibt. Man will die Boten töten, um die lästige Botschaft zu ersticken.

Vor wenigen Wochen hat der Heilige Vater 500 Martyrer des Spanischen Bürgerkrieges seliggesprochen, 500 Priester, Ordensbrüder und Ordensschwwestern. Was hatten sie getan? Sie hatten die Kranken gepflegt, sie hatten sich der Kinder angenommen, sie hatten das Evangelium verkündet. Deswegen musste sie sterben unter den Mordhänden der roten Horden. Die unschuldigen Kinder von Bethlechem starben für einen König, den sie noch gar nicht kannten. Sie starben von der Hand eines irdischen Königs, der ihnen wohlgesinnt hätte sein sollen. Als kleine Lämmer starben sie für die Rettung des Lammes, die ersten aus der langen Reihe der Martyrer, die nicht gekämpft hatten und dennoch die Krone empfangen haben.

So geht es weiter im Leben Jesu. Der Gehorsam ist das Gesetz seines Lebens, der Gehorsam gegenüber dem himmlischen Vater und gegenüber seinem Nährvater. Grundlage des Gehorsams der Menschen, Grundlage des Gehorsams gegen Menschen ist der Gehorsam vor Gott. Verfehlungen der Jugend sind häufig, wenn nicht immer, Frucht der Verfehlungen der Eltern. Die Erwachsenen, die Gott nicht dienen, werden feststellen, dass ihnen die Jugend nicht dient. Das ganze Leben Jesu war Unterordnung und Gehorsam. Er unterwarf sich der Taufe des Johannes, obwohl er der Taufe nicht bedurfte. Er zahlte die Tempelsteuer, obwohl er der Herr des Tempels war. Er forderte das Volk auf, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, obwohl er doch der König aller Könige war. Und so hat er lange Jahre, dreißig Jahr in der Verborgenheit gelebt und gearbeitet wie der letzte Dorfhandwerker in seiner Heimat. Warum diese lange Vorbereitung? Warum diese Zeit der Verborgenheit? Warum dieser Gehorsam? Vielleicht, vielleicht war der Grund, dass er auch die menschliche Reife gewinnen sollte, die eben erst im Laufe von Jahren erworben wird. Er sollte auch als Mensch ein vollkommenes Opfer werden. Deswegen hat er in der Verborgenheit im Gehorsam gegenüber dem himmlischen Vater und seinen Eltern gedient. Auch der Bauer wartet, bis der Weizen reif ist, bevor er ihn mäht. So wartete Jesus, bis er an Leib und Seele die vollkommene Schönheit und Ausbildung erreicht hatte, bevor er sich den Hämmern und Nägeln derer darbot, die ihn kreuzigten. Er hat gewartet, bis es soweit war, bis er sagen konnte: „Das ist meine Stunde.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Ein neues Jahr in Verantwortung vor Gott

01.01.2008

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Jahreswende Versammelte!

Die meisten von Ihnen werden schon einmal eine Bergwanderung mitgemacht haben, wo Sie nach einem schwierigen Aufstieg auf dem Gipfel des Berges standen und dann zurückschauten auf den Weg, den Sie zurückgelegt hatten. Sie mochten denken an die Wälder, die Sie durchschritten hatten; es mag Ihnen die Steilheit des Weges zum Bewusstsein gekommen sein, die Quelle, die da gerauscht hat und an der Sie sich vielleicht erquickt haben. Man hält, wenn man auf einem Gipfel angekommen ist, Rast und schaut zurück und schaut auch vorwärts.

So ist es auch am ersten Tag eines neuen Jahres. Wir denken zurück an das, was das vergangene Jahr uns abverlangt hat an Kraft, an Dulden und Leiden, aber auch vielleicht an Freuden, an Erfolgen, an schönen Erlebnissen. Eines ist sicher: Am Beginn eines neuen Jahres tritt ein Gedanke mit beherrschender Gewalt vor unsere Seele, und der lautet: Vergänglichkeit. Alles ist vergänglich. Wieder ist ein Jahr versunken. Von der Mitternachtsstunde des vergangenen Jahres an bis heute, wie rasch sind die Monate, die Wochen und die Tage verflogen. Vergänglichkeit! Niemals steht uns das Bewusstsein der Vergänglichkeit deutlicher vor Augen als am Beginn eines neuen Jahres.

Und doch ist nicht alles vorbei. Es bleibt etwas, was uns in das neue Jahr folgt, ja was uns bis zur letzten Stunde unseres Lebens begleitet, nämlich die Verantwortung, die Verantwortung vor Gott. Im Buch der Apokalypse des Apostels Johannes steht der folgenschwere Satz: „Ihre Werke folgen ihnen nach.“ Alle Werke, die guten und die schlimmen. Sie folgen uns nach bis in die Ewigkeit. Nie berühren uns die Schauer der Ewigkeit deswegen auch so dringlich wie am Beginn eines neuen Jahres. Hier reichen sich tatsächlich Vergänglichkeit und Ewigkeit die Hand. Flüchtig wie ein Traum ist das Erdenleben, aber es birgt in sich das Schicksal der Ewigkeit. Alles ist ein Wandern und Vergehen, aber einmal wird die Wanderung zu Ende sein, und am Ende steht der Herr des Lebens und wird fragen: Was hast du mitgebracht? Was hast du in deinen Händen? Hast du deine Hände gefüllt mit wertlosem Tand oder mit Schätzen, die in die Ewigkeit hinüberdauern? Darauf kommt es an. „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden“, sagt der Herr, „die Rost und Motten verzehren, wo ein Dieb kommt und sie wegnimmt. Sammelt euch Schätze vielmehr in der Ewigkeit, die Rost und Motten nicht verzehren und wo kein Dieb kommt, einbricht und stiehlt.“ Wahrhaftig, unsere Verantwortung ist groß. Auf dem Zifferblatt einer Schule habe ich die Worte gelesen: „Transeunt et imputantur.“ Das heißt: Sie gehen vorüber und sie werden angerechnet. Die Stunden nämlich; sie gehen vorüber, aber sie werden angerechnet.

So soll, so muss die Stunde der Jahreswende auch eine Rechenschaft für uns sein. Der Kaufmann macht am Ende des Jahres Inventur über Soll und Haben, und auch wir müssen Inventur machen und uns fragen: War es wert, dass wir das vergangene Jahr gelebt haben? Dürfen wir mit seinem Gewinn und Verlust zufrieden sein – zufrieden vor Gott? Denn was die Menschen über uns sagen, das ist wenig belangreich. Sie schauen ja nicht in unser Inneres. Aber Gott, er ist der Allwissende, der Allsehende, der Unentrinnbare, und um sein Urteil dreht sich alles, über sein Urteil kommt niemand hinweg. Eine ernste Frage stellt sich uns also: War es Weizen oder war es Streu, was wir im vergangenen Jahr in die Scheuern Gottes eingeführt haben? Im großen Hauptbuche Gottes ist alles eingetragen, Gewinn und Verlust, Verdienst und Schuld. Und wir müssen den Mut haben, uns Rechenschaft zu geben, nicht um zu klagen, obwohl Klagen auch eine Form der Reue sind, sondern um Antrieb und Wegrichtung zu gewinnen für das neue Jahr. Wir müssen wissen, was wir im neuen Jahr unternehmen sollen und wie wir uns vor Gott verhalten sollen.

Im 16. Jahrhundert lebte in England der Kardinal Wolsey. Wolsey war Kanzler des englischen Reiches, also der Erste Mann nach dem König, und er hatte seinem despotischen Herrn – und Heinrich VIII. war ein despotischer Herr! – treu gedient. Zum Schluß sollte er noch die Scheidung des Königs in Rom betreiben. Aber es ging dem König nicht schnell genug, und so fiel der Kardinal in Ungnade. Er wurde als Hochverräter an den Hof nach London zitiert. Schwer krank machte er sich auf den Weg, und mitten auf der Reise erreichte ihn das Ende. Seine letzten Worte waren: „Hätte ich Gott so eifrig gedient, wie ich dem König gedient hatte, er hätte mich nicht verlassen in meinen alten Tagen. Aber das ist der Lohn, dass ich bei allen meinen Bemühungen nicht meinen Dienst gegen Gott, sondern nur den Dienst gegenüber meinem Fürsten im Auge hatte.“

Das ist die entscheidende Frage, meine Freunde. Was habe ich im Auge? Wem diene ich? Ich habe einmal das furchtbare Wort gelesen: „Willst du wissen, wer dich lohnen wird, dann frage dich, für wen du deine Werke tust.“ Denn der ist es, der dich lohnen wird. Willst du wissen, wer die lohnen wird, dann frage dich, für wen du deine Werke tust.

Noch einmal gibt uns Gott eine Chance in diesem neuen Jahr. Ich halte es nicht für falsch, wenn Menschen ihre Wünsche aussprechen; denn Wünsche sind ja nichts anderes als Äußerungen des Wohlwollens, die wir freilich über die große Brücke, die Gott ist, geleiten müssen. Wenn die Wünsche nicht in Gottes Macht und Liebe einmünden, sind sie leerer Schall und Rauch. Aber Wünsche, die aus dem Herzen kommen und die sich an Gott wenden, die dürfen wir aussprechen, die sollen wir aussprechen. Meistens wünschen wir uns Glück, und das ist auch nicht falsch. Glück ist ein Zustand, in dem wir befriedet sind, wo Hoffnungen und Erwartungen in Erfüllung gegangen sind. Man spricht vom Glück auf zwei Weisen, nämlich Glück haben und glücklich sein. Das sind zwei sehr verschiedene Dinge. Glück haben, das heißt im äußeren Leben, bei den Unternehmungen Erfolg haben, reüssieren und die Aufgaben erfüllen können, die einem gesetzt sind. Glücklich sein dagegen heißt im Inneren befriedet sein, im Inneren die Ruhe gefunden haben und jetzt tatsächlich in Einklang mit sich selbst sein.

Das Glück ist aber nicht alles. Wir sind nicht auf Erden, um hier glücklich zu werden, sondern wir sind auf Erden, um unser Glück in der Ewigkeit zu bereiten. Wir sollen uns so verhalten, dass wir einmal eine ganze Ewigkeit bei Gott glücklich sein können, und deswegen muss eigentlich unser höchster und wichtigster Wunsch sein, dass Gott uns Gnade gibt und Kraft, Gnade, damit wir von ihm gehalten und geführt werden, Kraft, damit wir auf seinen Willen eingehen und ihm treu bleiben können. Das ist es: Gnade und Kraft. Das sollten wir wünschen, meine lieben Freunde, für das neue Jahr. Die Schicksale, die uns treffen werden, Erfolg oder Misserfolg, Erfüllung oder Enttäuschung, Glück oder Leid, das alles ist verborgen in Gottes Weisheit und Macht. Aber eines wissen wir: Was auch immer über uns kommen mag, aus allem können wir für Gott Werte schaffen, können wir Gold bilden, wenn wir es in der rechten Gesinnung tragen. Es kommt nicht darauf an, was wir tun und was wir leiden, sondern wie wir es tun und wie wir es leiden.

„Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten“, heißt es in der Heiligen Schrift im Römerbrief. Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten. Weil sie eben durch die Liebe alles, was über sie kommt, verwandeln, weil sie alles, was ihnen aufgetragen ist und was ihnen widerfährt, in das Gold der Liebe zu Gott verwandeln.

Unser schlesischer Dichter Joseph von Eichendorff hat einmal die schönen Verse geschrieben: „Die Welt mit ihrem Gram und Glücke will ich, ein Pilger, froh bereit betreten nur als eine Brücke zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.“ Wie schön hat dieser fromme Edelmann es beschrieben! Die Welt mit ihrem Gram und Glücke will ich, ein Pilger, froh bereit betreten nur als eine Brücke zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Wir wollen diese Brücke betreten, meine lieben Freunde, im Namen Jesu. Nicht umsonst feiern wir heute das Fest der Beschneidung, wo Jesus der Name gegeben wurde, der über alle Namen ist, der Name unseres Heilandes und Erlösers. Vor einigen Jahren musste sich ein Mann einer schweren Operation unterziehen. Es wurde ihm die Zunge abgeschnitten. Der Operateur sagte zu ihm: „Bald werden Sie nicht mehr sprechen können. Wenn Sie noch etwas zu sagen haben, dann tun Sie es jetzt, denn das wird Ihr letztes Wort sein.“ Da sah der Kranke seine Angehörigen, die bei ihm waren, an und sprach: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Das war das letzte Wort, das er sprechen konnte. Ähnlich ist

es bei dem großen Volksschriftsteller Hansjakob gewesen. Als er zum Sterben kam, da sagte er zu seiner Umgebung: „Ich habe manches gesagt und geschrieben, was ich besser nicht gesagt und geschrieben hätte. Aber was ich jetzt sage, das brauche ich nicht zu bereuen.“ Und er sagte sein letztes Wort: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Beide Männer standen vor dem Schweigen für immer, der eine vor dem erzwungenen, lebenslangen Schweigen, der andere vor dem Schweigen der Ewigkeit. Beide wussten in diesem Augenblick kein besseres Wort zu sagen als „Gelobt sei Jesus Christus!“ Denn dieses Wort kann ein ganzes Leben erfüllen. Dieses Wort füllt auch die ganze Ewigkeit. Und die Kirche weiß uns kein besseres Wort am Anfang des Jahres zu geben als den Namen Jesu, denn kein anderer Name ist unter dem Himmel gegeben, in dem die Menschen selig werden können, als der Name Jesus.

Das ist natürlich nicht nur ein Name, sondern mit dem Namen Jesu verbindet sich seine Gesinnung. Im Namen Jesu sollen wir alles tun, d.h. in seiner Gesinnung. Die Gesinnung Jesu aber ist uns bekannt. Sie lautet: „Mein Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat.“ Der Name Jesu soll uns auch in der Treue zu ihm befestigen. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Er soll uns auch im Vertrauen festigen, denn er hat uns verheißen, und er steht zu seinen Verheißungen: „Bittet, und ihr werdet empfangen. Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen – in meinem Namen! – bitten werdet, das wird er auch gewähren.“

Das soll unsere gute Meinung im beginnenden Jahre sein. Gott soll mit uns gehen, Gott soll uns helfen. „Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!“ Das muss unsere Devise sein. Wenn wir unser aufrichtiges Wollen mit der Kraft Gottes verbinden, dann sind wir stark, dann bleiben wir auf dem rechten Wege, dann mag uns Sonnenschein oder Gewittersturm begegnen, wir werden unerschütterliche Menschen sein. Gott ruft uns in dieses Jahr hinein, und wir sollen ihm antworten: Paratum cor meum, paratum cor meum – Mein Herz ist bereit, mein Herz ist bereit, o Gott. Und mit dieser Bereitschaft wollen wir ein unerschütterliches Vertrauen auf Gottes Vaterhilfe verbinden, ein unerschütterliches Vertrauen, das spricht: „Herr, dir in die Hände sei Anfang und Ende, sei alles gelegt!“

Amen.